

ANDREAS HÜBNER, NILS STEFFENSEN (HG.)

ANTI- INTELLEKTUALISMUS

EIN UNWAHRSCHEINLICHER
KLASSIKER



ANDREAS HÜBNER, NILS STEFFENSEN (HG.)

ANTI- INTELLEKTUALISMUS

EIN UNWAHRSCHEINLICHER
KLASSIKER

Herausgeber

Dr. Andreas Hübner 

Historisches Seminar an der Philosophischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, ahuebner@histosem.uni-kiel.de

Dr. Nils Steffensen 

Seminar für Geschichte und Geschichtsdidaktik im Institut für Gesellschaftswissenschaften und Theologie der Europa-Universität Flensburg, nils.steffensen@uni-flensburg.de

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliographische Daten sind über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Open Access



Das Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

Die elektronische Ausgabe des Werks ist auf dem Open-Access-Publikationsserver MACAU der Universitätsbibliothek Kiel (<https://macau.uni-kiel.de>) frei verfügbar: <https://doi.org/10.38072/978-3-910591-27-1>.

2024 Universitätsverlag Kiel | Kiel University Publishing

Universitätsbibliothek Kiel
Leibnizstr. 9
24118 Kiel
Deutschland
verlag@ub.uni-kiel.de, www.universitaetsverlag.uni-kiel.de

Umschlaggestaltung und Satz: Wiebke Buckow

Umschlagabbildung: [Freepik.com](http://freepik.com)

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Ferdinand-Jühlke-Straße 7, 99095 Erfurt

ISBN (Print): 978-3-910591-28-8

eISBN (PDF): 978-3-910591-27-1

Inhalt

Andreas Hübner, Nils Steffensen

7 *Anti-intellectualism in American Life*

Fragen an einen unwahrscheinlichen Klassiker

Nils Steffensen

17 *John Adams – Intellektueller, Antiintellektueller, Nichtintellektueller?*

Zu Tragweite und Grenzen von Richard Hofstadters Konzept des Intellektuellen

Julia Nitz

41 *Frauen in der Debatte um Antiintellektualismus in den USA*

Historiographische Revision am Beispiel autobiographischer Schriften aus dem 19. Jahrhundert

Georg Eckert

61 *Philosophenpräsidenten?*

Roosevelt, Taft und Wilson als Intellektuelle

Andreas Hübner

85 *Weiß, männlich, gebildet*

Die »un/sichtbaren« Normen des filiopietistischen Intellektualismus

Patrick Bahners

101 *Hofstadter und der Antiintellektualismus*

Skizze der Geschichte einer Idee

Anja-Maria Bassimir

129 *Das »Mencken-Paradigma« und Hofstadters Antiintellektualismusvorwurf*

Zu Religion und Konservatismus in den USA

Torben Lütjen

147 *Vom »Common Sense« zu den »Alternative Facts«*

Varianten des Antiintellektualismus im U.S.-amerikanischen Konservatismus nach 1945

Andreas Hübner, Nils Steffensen

161 *Von Leerstellen und Desideraten*

Perspektiven über *Anti-intellectualism in American Life* hinaus

167 *Personenregister*

Andreas Hübner, Nils Steffensen

Anti-intellectualism in American Life

Fragen an einen unwahrscheinlichen Klassiker

1. *Anti-intellectualism in American Life* als Klassiker

»I know it is risky, but I still write history out of an engagement with the present.«¹ Mit diesem Bekenntnis charakterisierte Richard Hofstadter einmal seine persönliche historiographische Praxis. Sie prägte alle seine Bücher. Zwar wandelte sich Hofstadters politische Haltung im Laufe seiner Karriere. Die Veränderungen, die er durchlief, waren jedoch Anpassungen an jeweils neue politische Lagen. In ihnen bestätigt sich die enge Verbindung zwischen der historischen Deutung und der Gegenwart, zu der er sich bekannte. Hofstadter sah sich entschieden nicht als Positivist. Sein historisches Forschen zielte direkt auf das Verständnis der Gegenwart aus der Geschichte und insofern auf die Gestaltung der Zukunft. Nicht nur griffen seine Bücher in grundsätzliche Kontroversen über die amerikanische Geschichte und Politik ein, sie entzündeten zugleich auch Debatten. Ein solcher historiographischer Ansatz bedurfte, wie Hofstadter bekannte, eines »forceful overstatement«.²

*Anti-intellectualism in American Life*³ hat Hofstadter selbst als ein persönliches Buch deklariert: »Although this book deals mainly with certain aspects of the remoter past, it was conceived in response to the political and intellectual contradictions of the 1950's.«⁴ Entstanden war es aus einer Aversion gegen das, was er, zu Beginn der 1960er Jahre schreibend, als beherrschende Tendenz der Nachkriegszeit wahrnahm:⁵ die in dieser Intensität für die amerikanische Geschichte unerhörte, vom McCarthyismus befeuerte, durch die Wahl

1 Zitiert nach Weiland 1988, 466.

2 Hofstadter 1970, 120.

3 Es möge nicht als Zeichen antiintellektueller Pedanterie gewertet werden, wenn wir darauf hinweisen, dass die Schreibweise des Titels in den zahlreichen Ausgaben minimal voneinander abweicht (*Anti-intellectualism* – *Anti-Intellectualism*). Die Originalausgabe benutzt *Anti-intellectualism*. Unsere Autorinnen und Autoren haben wir nicht auf Einheitlichkeit verpflichtet (wie wir ihnen übrigens auch die Praxis des Genderns freigestellt haben). In diesem Band finden daher beide Varianten Verwendung.

4 Hofstadter 1963, 5.

5 Zum Folgenden vgl. ebd., 5–7.

Dwight D. Eisenhowers zum Präsidenten gleichsam bekräftigte und vom sich entfaltenden Kalten Krieg beförderte Verachtung der Intellektuellen. Zwar stellte er fest, dass sich nun, seit dem Beginn der Präsidentschaft von John F. Kennedy, die politische Kultur der 1950er Jahren mit einer gewissen Distanz, ohne übertriebene Parteilichkeit und Selbstmitleid, schreiben lasse. Die argumentative und rhetorische Vehemenz des Buches aber beglaubigt diese akademische Reserve nicht. Aus Sicht seines Biographen wurde kaum jemals schärfere Kritik an der U.S.-amerikanischen Demokratie geübt.⁶

Bereits zuvor hatte Hofstadter mit aufsehenerregenden und weitreichenden Deutungen der U.S.-amerikanischen Geschichte seinen Ruf als einer der maßgeblichen Historiker seiner Zeit begründet. Im Jahr 1948 postulierte er in *The American Political Tradition and the Men Who Made It* (1948) die »consensus«-Theorie, die besagte, dass sich seit dem Beginn der Vereinigten Staaten eine bis in die Gegenwart hinein in Kraft befindliche Tradition entwickelt habe: »a belief in the rights of property, the philosophy of economic individualism, the value of competition«, fußend auf Werten wie »self-help, free enterprise, competition, and beneficent cupidity«.⁷ In den 1950er Jahren trat Hofstadter als prominenter Kritiker der amerikanischen Rechten hervor, deren Vertreter er als »Pseudo-Konservative« decouvrierte.⁸ Den Ursprung dieser Bewegung identifizierte er in seinem mit dem Pulitzerpreis ausgezeichneten Erklärungsversuch *The Age of Reform. From Bryan to F.D.R.*⁹ im Populismus der 1890er Jahre und im »progressive movement« der 1920er Jahre. Seine Auseinandersetzung mit der amerikanischen Rechten verdichtete er dann 1963 in *Anti-intellectualism* zu einer neuen Generalthese: Seit der Kolonisierung Nordamerikas sei der Antiintellektualismus eine treibende Kraft der gesamten (U.S.-)amerikanischen Geschichte gewesen. Als Ursachen dieses Phänomens bestimmt Hofstadter den Evangelikalismus, die Massendemokratie, Industrialisierung und Technisierung sowie progressive Bildungskonzepte. Auch wenn der Antiintellektualismus nach Hofstadters Auffassung Konjunkturen unterworfen war, nahm er doch prägenden Einfluss auf die meisten Phasen der U.S.-amerikanischen Geschichte. Als Hochzeit der Intellektuellen schlechthin bewunderte Hofstadter die Frühe Republik. Seit den Kontroversen der 1950er Jahre sei der Antiintellektualismus indes zum »central epithet in American self-evaluation«¹⁰ geworden. Das Buch wurde sofort zu einem umstrittenen, einem unwahrscheinlichen Klassiker.

Charakteristisch für die Rezeption des Buches ist einerseits seine gespaltene Aufnahme in der Fachwissenschaft und Öffentlichkeit, andererseits das Aktualisierungspotential seiner These, das sich bis in die Gegenwart hinein erstreckt, also inzwischen über mehr als ein halbes Jahrhundert lang Einfluss ausübt.

⁶ Vgl. Brown 2006, 121.

⁷ Hofstadter 1948, viii, vii.

⁸ Vgl. bes. Hofstadter 1954/55, für die Begriffsprägung s. schon den Titel des Aufsatzes.

⁹ Hofstadter 1955.

¹⁰ Hofstadter 1963, 8.

Das Urteil in der Fachwissenschaft fiel überwiegend kritisch aus.¹¹ Betont wurden zwar die literarische Leistung des Autors, sein souveräner Überblick über das historische Material, die Brillanz seiner Detailinterpretationen, überhaupt die Relevanz des Themas, dessen er sich angenommen hatte.¹² Auch sein Anliegen, die Verteidigung der »eggheads«, fand die Sympathie der aus der akademischen Welt stammenden Rezensenten,¹³ die vor allem den Wert von Hofstadters begrifflichen Untersuchungen zum Intellektualismus und Antiintellektualismus, zum Intellektuellen, Antiintellektuellen und diversen Sonderformen im Kapitel *On the Unpopularity of Intellect* hervorhoben. In der Substanz aber wurden zentrale Thesen und Erkenntnisse Hofstadters angefochten. Die Überführung des Konzepts des Antiintellektualismus in eine historische Analyse vermochte nicht zu überzeugen. Simplizistisch sei der historische Überblick ausgefallen, zahlreiche Fragestellungen würden nicht adressiert.¹⁴ Da Hofstadter es in seiner Begriffsbildung an Konsistenz fehlen lasse, benötige das Thema eine weitere Vertiefung, ja sogar eine systematische Untersuchung,¹⁵ wie sie Hofstadter offenbar nicht zu leisten imstande gewesen war.

Noch gravierender war die Einschätzung, das Buch müsse mit angemessener Vorsicht betrachtet werden.¹⁶ Der eigentliche Tenor lautete, dass das Werk dem für Hofstadter üblichen Niveau nicht entspreche. In erster Linie komme es ihm auf Selbstrechtfertigung an.¹⁷ Bei aller Berechtigung des persönlichen Charakters von Büchern, den auch Hofstadter für *Anti-intellectualism* in Anspruch genommen hatte – von der Forderung nach wissenschaftlicher Strenge könne er nicht entbunden werden.¹⁸ Hofstadter selbst gestand nach dem Abschluss des Manuskripts seine Unzufriedenheit mit dem Buch ein.¹⁹ Die historische Forschung hat denn auch Hofstadters These nicht kanonisiert. Auseinandersetzungen mit *Anti-intellectualism* blieben selten, das Buch inspirierte nur wenige Nachahmer.²⁰ Als wirkmächtiger erwiesen sich andere Werke Hofstadters, namentlich *The Age of Reform* und *The Paranoid Style in American Politics*.²¹

11 Zusätzlich zu den genannten Beispielen vgl. Brown 2006, 138–141 für weitere Eindrücke aus der zeitgenössischen Kritik.

12 Fast alle Rezensionen betonen, womöglich als Höflichkeitsadresse, diese Aspekte, vgl. beispielsweise Gleason 1966, 238. Für einhellig positive Urteile s. vor allem Riesman 1963 und Cook 1964.

13 Vgl. etwa Mumford Jones 1964, 537.

14 Mumford Jones 1964, 537; Wleter 1964, 483; Gleason 1966, 239.

15 Wright 1963, 652–653; Mumford Jones 1964, 537; Welter 1964, 482; Gleason 1966, 240–241.

16 Mumford Jones 1964, 537.

17 Wright 1963, 654; Strout 1963, 545; Mumford Jones 1964, 599; Welter 1964, 483; Gleason 1966, 241.

18 Mumford Jones 1964, 599.

19 Vgl. Brown 2006, 126; Snodgrass 2018, 174.

20 So beispielsweise Weiland 1988 und jetzt vor allem Lacy 2018, der einige Hofstadter-Adepten diskutiert.

21 Als wichtige Auseinandersetzungen mit Hofstadter sind, neben den biographischen Darstellungen von Brown 2006 und Snodgrass 2018, zu nennen Howe/Finn 1974; Singal 1984; Collins 1989; Witham 2016; ferner Harp 2007 und Johnston 2007 als Teil eines Hofstadters *The Age of Reform* gewidmeten Forums sowie zahllose produktive, wenngleich nicht unkritische Verweise in Darstellungen zum aktuellen Zustand der U.S.-amerikanischen Innenpolitik, z.B. Levitsky/Ziblatt 2018 und Lütjen 2020.

Eine breite Zustimmung fand *Anti-intellectualism* dagegen in den Feuilletons. Die Formel vom Antiintellektualismus enthielt, unabhängig von den Intentionen Hofstadters und seine historische Analyse transzendierend, ein prägnantes, populäres Deutungsangebot für die Gegenwart. Für das Buch erhielt Hofstadter 1964 seinen zweiten Pulitzerpreis. In der öffentlichen Wahrnehmung büßte Hofstadter jedoch nach seinem frühen Tod, der ihn bereits 1970 im Alter von 54 Jahren ereilte, zusehends an Präsenz ein, gerade im Vergleich zu Altersgenossen wie etwa dem Historiker Arthur M. Schlesinger Jr. Bereits das Vorwort von *Anti-intellectualism* konstatiert ein Abflauen der vom Antiintellektualismus ausgehenden Gefahr.²² In den folgenden Jahrzehnten drängten sich dann neue Themen und dramatische Entwicklungen in den Vordergrund.

Wenig überraschend ist deshalb, dass Hofstadters *Anti-intellectualism in American Life* auch im Schulunterricht keine Bedeutung erringen konnte, obschon seine Geschichtskonstruktion zu einer Dekonstruktion geradezu einlädt.

Zu einer unverhofften Wiederentdeckung gelangte Hofstadter jedoch während der Präsidentschaft von Donald J. Trump (2017–2021). Nun galt *Anti-intellectualism* zusammen mit *The Paranoid Style in American Politics* (1964) als Schlüssel zum Verständnis des aktuellen Zustands der Vereinigten Staaten sowie ihrer inneren Entwicklung seit den 1960er Jahren. Aber auch diese Renaissance war und ist vor allem dem öffentlichen Diskurs geschuldet, der auf der Suche nach fasslichen und eingängigen Deutungsangeboten bei Hofstadter fündig wurde. Es ist diese Verkoppelung von Gegenwartsdiagnose mit Vergangenheitsanalyse, die derzeit dem Namen Hofstadter Relevanz verleiht.

Zumindest in den naturwissenschaftlichen Schulfächern, die gerade in den USA immer wieder mit Versuchen äußerer, religiös motivierter Einflussnahme auf den Unterricht zu kämpfen haben, hat die neuerliche Diskussion von Hofstadters *Anti-intellectualism in American Life* zu einem gewissen Widerhall geführt. Hierbei werden einerseits die Lehren, die man aus der Lektüre von Hofstadter ziehen kann, herausgestellt und andererseits die neuen weiterentwickelten Vorgehensweisen des Antiintellektualismus identifiziert.²³

2. *Anti-intellectualism in American Life* – Dekonstruktion eines historischen Narrativs

Dieser Sammelband möchte Hofstadter nicht als bloßen ideengeschichtlichen Stichwortgeber für die Gegenwart begreifen. Weder zielt er auf die Analyse aktueller politischer Debatten oder Krisenphänomene der U.S.-amerikanischen Demokratie noch auf die Rezeption von *Anti-intellectualism* in den einschlägigen Diskursen. Er nimmt stattdessen das Buch als ein historisches Narrativ ernst. *Anti-intellectualism* ging zwar aus der Aversion Hofstadters gegen-

²² Hofstadter 1963, 7.

²³ Vgl. Branch 2020, 22–27.

über gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen einer bestimmten historischen Phase, den 1950er Jahren, also der unmittelbaren Zeitgeschichte, hervor. Notwendigerweise beruht jedoch die These vom Antiintellektualismus als einer treibenden Kraft der U.S.-amerikanischen Geschichte auf einer historischen (Re-)Konstruktion ebendieser Geschichte, gedeutet aus der Perspektive einer einzigen, nach Hofstadter womöglich nicht einmal der relevantesten, Idee. Insofern fügt sich das Buch in Hofstadters erprobtes Programm einer Geschichtsschreibung ein, die Ideen-, Kultur- und Strukturgeschichte miteinander verband.

Aus der Tatsache, dass *Anti-intellectualism* Ursachen, Formen und Traditionen des amerikanischen Antiintellektualismus in historischer Perspektive diskutiert und dadurch eine Art Meistererzählung der U.S.-amerikanischen Geschichte entwirft, sind in der Auseinandersetzung mit Hofstadter bislang nur vereinzelt Konsequenzen gezogen worden. Die Forschung hat zwar in den vergangenen Jahrzehnten eine Vielzahl an Arbeiten hervorgebracht hat, die Hofstadters Analysen in Frage stellen; die an Einzelaspekten vorgetragene Kritik hat bislang jedoch nicht zu einer systematischen Untersuchung des gesamten Buches und seiner argumentativen Kohärenz geführt. Auch die beiden Biographen Hofstadters, David S. Brown und Anthony R. Snodgrass, sind mehr um eine generalisierende Einordnung des Buches in das Leben und das Œuvre seines Verfassers sowie seinen historischen Kontext bemüht.²⁴

Dieser Sammelband soll als ein erster Versuch der Dekonstruktion von *Anti-intellectualism* als historischer Darstellung dienen. Er verfolgt das Ziel, auf breiterer Basis als bisher geschehen die Frage nach der Substanz von Hofstadters Narrativ zu stellen. Exemplarisch setzt er an Epochen, sozialen Gruppen und Problemen an, die konstitutiv für die U.S.-amerikanische Geschichte sind, wie Hofstadter sie erzählt. Im Mittelpunkt stehen Episoden von der Aufklärung über die Reconstruction und Progressive Era bis zur Gegenwart. Bezogen werden Fragen des Anti-/Intellektualismus auf die Praxis der Politik, die Konstruktion ethnischer Identität, die Bedeutung von Gender sowie Religion. Dabei wird auch das Problem möglicher Schnittmengen von Intellektualismus und Anti-/Intellektualismus adressiert. Bei den Protagonisten handelt es sich um Gentlemen Scholars und soziale Aufsteiger, U.S.-Präsidenten, Einwanderer, gebildete Frauen unterschiedlicher politischer Einstellung, Journalisten und Talk-Show-Hosts, religiöse Gemeinschaften und ihre Anführer – natürlich aber immer auch um Hofstadter selbst und seine Geschichtsschreibung.

Anspruch auf enzyklopädische Vollständigkeit erhebt der schlanke Sammelband nicht. Die Beiträge verstehen sich als Sonden, die Hofstadters Narrativ aus unterschiedlichen Perspektiven und mit unterschiedlicher Methodik anvisieren. Das Gespräch über Hofstadter soll nicht zu einem Abschluss gebracht, sondern (neu) eröffnet werden. Wo der Band Forschungsergebnisse vorlegt, will er Möglichkeiten für weitere Forschungen aufzeigen. Wenn er Antworten gibt, sollen sie neue Fragen aufwerfen. Gewissermaßen folgt er einer programmatischen Forderung, die Hofstadter in *Anti-intellectualism* aufgestellt hat: Ideen einem spielerischen, essayistischen Test auszusetzen und unbefangen vermeintlich gesicherte Er-

24 Vgl. Brown 2006, 120–141; Snodgrass 2018, 140–174.

kenntnisse zu überprüfen, dabei aber jeden Anflug eines obsessiven Bemühens um Rechtfertigung oder Verurteilung zu meiden.²⁵ Was die Autorinnen und Autoren mit ihren Ansätzen zur Dekonstruktion des Narrativs von *Anti-intellectualism* lediglich leisten wollen, ist, durch eine von Hofstadter selbst als notwendig erachtete Intellektuellenkritik²⁶ Hinweise auf ein geschichtswissenschaftlich abgesichertes Verständnis von Anti-/Intellektualismus in der U.S.-amerikanischen Geschichte zu liefern und die Anwendbarkeit und Begrenzung von Hofstadters Begrifflichkeit auszuloten. Über alledem stehen jedoch zwei Fragen, die unmittelbar die Gegenwart tangieren: Was macht den fortdauernden Reiz des Buches über aktuelle politische Fragen hinaus aus? Und kann das Buch angesichts seines Zuschnitts überhaupt der Schlüssel für das Verständnis der Gegenwart sein, als der es manchen gilt?

3. Überblick

Den Band eröffnet Nils Steffensen mit einer Untersuchung zu John Adams (*John Adams – Intellektueller, Antiintellektueller, Nichtintellektueller? Zu Grenzen und Tragweite von Richard Hofstadters Konzept des Intellektuellen*). Anhand des kontrovers beurteilten Bildungs- und Wissenschaftsverständnisses des zweiten Präsidenten der Vereinigten Staaten analysiert er Hofstadters Konstruktion der Frühen Republik, die *Anti-intellectualism* in der vom Antiintellektualismus getriebenen U.S.-amerikanischen Geschichte zur Epoche der Intellektuellen schlechthin stilisiert, und versucht dabei, das heuristische Potential von Hofstadters Begriff des Intellektuellen zu bestimmen.

Unter dem Titel *Frauen in der Debatte um Antiintellektualismus in den USA: Historiographische Revision am Beispiel autobiographischer Schriften aus dem 19. Jahrhundert* geht sodann Julia Nitz der Frage nach, inwieweit Hofstadters Narrativ die Geschichte des Anti-/Intellektualismus von Frauen berücksichtigt und wie sich seine Perspektive bis heute auf die Diskussion um den Anti-/Intellektualismus von Frauen auswirkt. Anhand zweier Fallbeispiele – der Autobiographie *Bits of Gossip* von Rebecca Harding Davis, einer Progressiven, sowie des Bürgerkriegstagebuchs *The War-Time Journal of a Georgia Girl, 1864–1865* von Eliza Frances Andrews, einer Konservativen – demonstriert sie, wie sich Frauen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert selbst in den Diskurs um Anti-/Intellektualismus einschrieben.

Im Folgenden widmet sich Georg Eckert der Frage, inwieweit die drei in der Literatur als republikanische Erscheinungsformen des Philosophenkönigs etikettierten Präsidenten Theodore Roosevelt, William Taft und Woodrow Wilson sich in eine Phase der U.S.-amerikanischen Geschichte einfügen lassen, die nach Hofstadter von antiintellektuellen Tendenzen geprägt war.

25 Für eine nähere Behandlung der Modi des intellektuellen, nichtintellektuellen und antiintellektuellen Argumentierens bei Hofstadters vgl. den Beitrag von Nils Steffensen in diesem Band, <https://doi.org/10.38072/978-3-910591-27-1/p2>, S. 17–40.

26 Vgl. Hofstadter 1963, 10.

Mit Hanno Deiler nimmt Andreas Hübner den von Hofstadter so charakterisierten Typus des obsessiven Intellektuellen ins Visier (*Weiß, männlich, gebildet: Die »un/sichtbaren« Normen des filiofetistischen Intellektualismus*). Deiler war ein Einwanderer, der sich der Wahrung des »Deutschtums« in der neuen Heimat verschrieben hatte, wo er einflussreiche Positionen im Bildungswesen bekleidete. Hübner weist nach, wie seine Bemühungen auf Kategorien von Männlichkeit, Bildung und Ethnizität beruhten, und leitet daraus Erkenntnisse für eine Standortbestimmung des Intellektualismus am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert ab.

Ins Zentrum historiographiegeschichtlich-methodologischer Reflexionen stellt Patrick Bahners das Schreiben von Ideengeschichte selbst (*Hofstadter und der Antiintellektualismus: Skizze der Geschichte einer Idee*). Seinen Ausgangspunkt bildet nicht eine Auseinandersetzung mit *Anti-intellectualism*, sondern ein Aufsatz Hofstadters über Charles A. Beard's *An Economic Interpretation of the Constitution of the United States*. Seine Analyse fördert die Charakteristika von Hofstadters Geschichtsschreibung, aber auch die persönlichen Präferenzen und politischen Überzeugungen zutage, die dessen Anti-/Intellektualismus-These zu Grunde liegen.

Den Affen-Scopes-Prozess, über den der Journalist H. L. Mencken berichtet hatte, thematisiert Anja-Maria Bassimir (*Das »Mencken-Paradigma« und Hofstadters Antiintellektualismusvorwurf: Zu Religion und Konservatismus in den USA*). Sie arbeitet heraus, wie Hofstadter dieses Ereignis zum Anlass für seine Konstruktion des religiösen Fundamentalismus' und dessen Verbindung mit dem Konservatismus nahm. Darüber hinaus zeigt sie, welchen Einfluss Hofstadters Darstellung noch heute auf die Berichterstattung zu konservativen Christen und »Evangelikalen« besitzt.

Torben Lütjen nimmt Hofstadters Narrativ zum Anlass für einen Ausblick auf die U.S.-amerikanische Geschichte nach dem Erscheinen von *Anti-intellectualism (Vom »Common Sense« zu den »Alternative Facts«: Varianten des Antiintellektualismus im U.S.-amerikanischen Konservatismus nach 1945)*. Nicht nur präsentiert er eine differenzierte Untersuchung des Antiintellektualismus in dieser Zeit, er stellt auch dessen Erscheinungsformen in einen Zusammenhang mit Hofstadters These. Er erörtert ferner die problematischen Auswirkungen eines (Pseudo-)Intellektualismus auf gegenwärtige politische Diskurse und setzt ihn in eine Beziehung zu Hofstadters Phänomen des Antiintellektualismus.

Die von den Herausgebern verfasste Synthese bemüht sich am Schluss um eine Bündelung der Einzelinterpretationen und Beobachtungen, versucht aus historiographiegeschichtlicher Sicht, zentrale Charakteristika von Hofstadters historischem Narrativ zu identifizieren, und möchte zuletzt Perspektiven aufzeigen, die sich durch die Beiträge für weitere Fragestellungen und Forschungen eröffnet haben.

4. Entstehung des Bandes und Dank

Hervorgegangen ist dieser Sammelband aus einem Workshop, den wir unter dem Titel *Anti-/Intellektualismus in der U.S.-amerikanischen Geschichte* am 26. und 27. Februar 2021 an der

Europa-Universität Flensburg abgehalten haben. Nicht nur musste die Veranstaltung aufgrund von durch die Corona-Pandemie bedingten Einschränkungen lediglich online stattfinden. Die mit der Krise einhergehenden Belastungen für den Universitätsbetrieb hat sich bedauerlicherweise auch darin niedergeschlagen, dass nicht alle Vorträge in Aufsätze überführt und in diesen Band aufgenommen werden konnten. Das gilt besonders für den Beitrag von Rebecca Brückmann (damals Bochum, jetzt Carleton College, Northfield, Minnesota) über Antiintellektualismus, Geschlechteressentialismus und White Supremacy im U.S.-Süden von 1948 bis 1972 sowie denjenigen von Charlotte Lerg (LMU München), die Anti-/Intellektualismus und akademische Freiheit in transatlantischer Perspektive untersuchte. Beiden sei nicht nur herzlich für ihre Vorträge, sondern auch für den Input gedankt, den sie mit ihren Gesprächsbeiträgen beigesteuert haben. Über alle Vorträge und die Diskussionen in den einzelnen Sektionen informiert der detaillierte Konferenzbericht von Ann-Kathrin Hoffmann.²⁷

Für die Realisierung von Workshop und Sammelband sind wir mehreren Institutionen und Personen zu herzlichem Dank verpflichtet. Die Abhaltung des Workshops haben der Forschungsausschuss sowie das Zentrum für Bildung-, Unterrichts-, Schul- und Sozialisationsforschung (ZeBUSS) der Europa-Universität Flensburg mit namhaften Beiträgen unterstützt. Durch seinen unermüdlichen und verlässlichen Einsatz hat unser Mitarbeiter Philip Dippe wesentlich zum organisatorischen Gelingen der Veranstaltung beigetragen. Der Akribie verlangenden Mühe, das Register zu erstellen, hat sich – mit Akkuratess und Genauigkeit – dankenswerterweise Hannah Servais unterzogen. Für sein Interesse an dem Sammelband, seine umsichtige Beratung und seine freundliche Hilfsbereitschaft danken wir herzlich Kai Lohsträter. Es waren seine Bemühungen, die zur Aufnahme unseres Projekts in das Programm des Universitätsverlags Kiel geführt haben. Beim Universitätsverlag Kiel sind wir auch Wiebke Buckow und Lina Benjamin verpflichtet, die unser Typoskript mit aufmerksamer Sorgfalt in ein Buch verwandelt haben.

Bibliographie

- Branch 2020 = G. Branch, Anti Intellectualism and Anti Evolutionism. Lessons from Hofstadter, in: Phi-Delta-Kappan 101, 2020, 22–27.
- Brown 2006 = D. S. Brown, Richard Hofstadter. An Intellectual Biography, Chicago/London 2006.
- Brinkley 1985 = A. Brinkley, Richard Hofstadter's *The Age of Reform*. A Reconsideration, in: American History 13, 1985, 462–480.
- Cook 1964 = R. Cook, Rez. Hofstadter, Anti-intellektualismus, in: The International Journal 19, 1964, 98–99.
- Collins 1989 = R. M. Collins, The Originality Trap. Richard Hofstadter on Populism, in: The Journal of American History 76, 1989, 150–167.
- Gleason 1966 = Ph. Gleason, Anti-intellektualismus und Other Reconsiderations, in: The Review of Politics 28, 1966, 238–242.
- Harp 2007 = G. Harp, Hofstadter's *The Age of Reform* and the Crucible of the Fifties, in: The Journal of the Gilded Age and Progressive Era 6, 2007, 139–148.
- Hoffmann 2021 = A.-K. Hoffmann, Tagungsbericht Anti-/Intellektualismus in der U.S.-amerikanischen Ge-

27 Hoffmann 2021.

- schichte, 26.02.2021–27.02.2021, digital, in: H-Soz-Kult, 15.06.2021, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-127534> (letzter Zugriff: 03.03.24).
- Hofstadter 1948 = R. Hofstadter, *The American Political Tradition and the Men Who Made It*, New York 1948.
- Hofstadter 1954/55 = R. Hofstadter, *The Pseudo-Conservative Revolt*, in: *The American Scholar* 24, 1954/55, 9–27.
- Hofstadter 1955 = R. Hofstadter, *The Age of Reform. From Bryan to F.D.R.*, New York 1955.
- Hofstadter 1963 = R. Hofstadter, *Anti-intellectualism in American Life. The Paranoid Style in American Politics. Uncollected Essays 1956–1965*, hg. v. S. Wilentz, New York 2020 (ND des Textes der Erstausgabe von 1963, ohne *Prefatory Note*).
- Hofstadter 1970 = R. Hofstadter, *The Progressive Historians*, New York 1970.
- Howe/Finn 1974 = D. W. Howe/P. E. Finn, *Richard Hofstadter. The Ironies of an American Historian*, in: *Pacific Historical Journal* 43, 1974, 1–23.
- Johnston 2007 = R. D. Johnston, *The Age of Reform. A Defence of Richard Hofstadter Fifty Years On*, in: *The Journal of the Gilded Age and Progressive Era* 6, 2007, 127–137.
- Lacy 2018 = T. Lacy, *Against and Beyond Hofstadter. Revising the Study of Anti-intellectualism*, in: R. Habersky/A. Hartman (Hgg.), *American Labyrinth. Intellectual History for Complicated Times*, Ithaca 2018, 253–270.
- Levitsky/Ziblatt 2018 = D. Levitsky/S. Ziblatt, *How Democracies Die*, New York 2018.
- Lütjen 2020 = T. Lütjen, *Amerika im kalten Bürgerkrieg. Wie ein Land seine Mitte verliert*, Darmstadt 2020.
- Mumford Jones 1963 = H. Mumford Jones, *Rez. Hofstadter, Anti-intellectualism*, in: *Political Science Quarterly* 78, 1963, 597–599.
- Mumford Jones 1964 = H. Mumford Jones, *Rez. Hofstadter, Anti-intellectualism*, in: *American Literature* 35, 1964, 536–537.
- Riesman 1963 = D. Riesman, *Rez. Hofstadter, Anti-intellectualism*, in: *American Sociological Review* 28, 1963, 1038–1040.
- Singal 1984 = D. J. Singal, *Beyond Consensus. Richard Hofstadter and American Historiography*, in: *The American Historical Review* 89, 1984, 976–1004.
- Snodgrass 2018 = A. R. Snodgrass, *The Life of the Mind. An Intellectual Biography of Richard Hofstadter*, D. Phil. Thesis, Oxford 2018, <https://doi.org/10.17863/CAM.44418>.
- Strout 1963 = C. Strout, *Rez. Hofstadter, Anti-intellectualism*, in: *The Journal of Southern History* 29, 1963, 544–545.
- Weiland 1988 = S. Weiland, *The Academic Attitude. Richard Hofstadter and the AntiIntellectuals*, in: *The Antioch Review* 46, 1988, 462–472.
- Welter 1964 = R. Welter, *Rez. Hofstadter, Anti-intellectualism*, in: *The Journal of American History* 51, 1964, 482–483.
- Witham 2016 = N. Witham, *Popular History, Post-War Liberalism, and the Role of the Public Intellectual in Richard Hofstadter's *The American Political Tradition* (1948)*, in: *The Historical Journal* 59, 2016, 1133–1155.
- Wright 1963 = L. B. Wright, *Intellectuals in a Democracy. Rez. Hofstadter, Anti-intellectualism*, Strout, *The American Image of the Old World*, in: *The Virginia Quarterly Review* 39, 1963, 651–656.

Autoren

Andreas Hübner

ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl der Didaktik der Geschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Nordamerikastudien, der Geschichtsdidaktik, der Global- und Kulturgeschichte sowie in der Umweltgeschichte, der Geschichte des Anthropozäns und der historischen Tierforschung. Mit Maria Moss und Micha Gerrit Philipp Edlich gab er im Jahr 2022 den Sammelband *Multispecies Futures: New Approaches to Teaching Human-Animal Studies* heraus.

ahuebner@histosem.uni-kiel.de

Nils Steffensen 

ist Mitglied des Seminars für Geschichte und Geschichtsdidaktik an der Europa-Universität Flensburg. In Tübingen, Köln und Princeton studierte er Geschichte, Lateinische Philologie, Philosophie und Politikwissenschaften. 2013 wurde er mit einer historiographiegeschichtlichen Dissertation promoviert. Seine Forschungsschwerpunkte bilden die Geschichtsschreibung, die Rezeptionsgeschichte der Antike und die politische Philosophie.

nils.steffensen@uni-flensburg.de

© **Open Access** // Der Beitrag ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Beitrags von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

Nils Steffensen

John Adams – Intellektueller, Antiintellektueller, Nichtintellektueller?

Zu Tragweite und Grenzen von Richard Hofstadters Konzept des Intellektuellen

1. Einleitung

John Adams irritiert. Seit jeher. Schon bei Zeitgenossen löste er ein Gefühl der Fremdheit aus. Teils war es seine Persönlichkeit, die Anstoß erregte. Impulsiv, streitsüchtig, jähzornig, bar jeder »politeness« und eitel bis zur Skurrilität, scheiterte er offensichtlich am Ideal des geschliffenen Gentleman, wie es die Elite seiner Generation kultivierte.¹ Politisch wiederum galt sein vermeintliches Faible für eine Aristokratie oder eine Monarchie englischen Zuschnitts als gefährliche, gar unpatriotische Verrücktheit. Von Benjamin Franklin ist das Bonmot überliefert, Adams sei stets ein ehrenhafter Mann, häufig vernünftig in seinem Urteil, phasenweise aber völlig von Sinnen.² Solche moralisierenden Bewertungen, die nicht selten als Produkte persönlicher oder politischer Konflikte aus den Konvulsionen der Frühen Republik hervorgingen, hat die Forschung längst durch sachliche Einordnungen ersetzt und Adams' Handeln einer differenzierten Analyse unterzogen.³

Umstritten ist jedoch bis heute das nahezu in jeder Biographie oder biographischen Auseinandersetzung adressierte Verhältnis des zweiten Präsidenten zur Bildung, zu den Wissen-

1 Vgl. Wood 1992, 229–243; Staloff 2005, 138.

2 Für diese Anekdote und vergleichbare Äußerungen vgl. Wood 2006b, 177. Beredete Selbstzeugnisse zu Adams' von ihm selbst als solche wahrgenommenen Schwächen im sozialen Umgang versammelt Baily 1990, 7–8 und Staloff 2005, 132–136.

3 Über den aktuellen Stand der Adams-Forschung informieren Wood 2017 sowie Bernstein 2013 und 2020, zu Adams' Darstellung in der Populärkultur vgl. den kurzweiligen Überblick von Eisenberg/Burstein 2013 sowie Bernstein 2020, 239 (für weitere Lit. s. Anm. 5). Für eine neuere Darstellung, die zwar beinahe ausschließlich auf Adams' Charakter setzt, allerdings entschieden positiv gehalten ist, vgl. McCullough 2001.

schaften und Künsten.⁴ Fraglos zählte Adams, ein manischer Leser,⁵ der eine der größten Bibliotheken Neuenglands besaß,⁶ zu den gebildetsten Persönlichkeiten in den Kolonien. Von der Antike bis zur Gegenwart, vom Recht bis zur Belletristik gebot er über intime Kenntnisse, deren Umfang – vorgeführt in Reden, Schriften und der Korrespondenz – bei Gegnern wie Unterstützern einen tiefen Eindruck hinterließ. Keiner der Founder verteidigte so kontinuierlich, so systematisch und so intensiv die Gründung des neuen Staates mit Mitteln der politischen Publizistik wie er. Unermüdlich, so lauteten die Urteile, habe er sich und die Öffentlichkeit aufgeklärt, untrennbar seien Lernen und Lehren in seinem Leben aufeinander bezogen gewesen.⁷ Wäre er nicht Präsident geworden, ließe er sich als Professor für Regierungslehre in Harvard vorstellen.⁸ Durch sein politisches Engagement habe er womöglich seine wahre Berufung verfehlt.⁹ Nicht nur habe er den Nutzen der Bildung für Staat und Gesellschaft erkannt¹⁰ – nach seinem Geständnis wäre ein Leben ohne Künste sogar eine Bestrafung.¹¹ Das Vorbild Ciceros formte den Provinzanwalt zum »intellectual lawyer«.¹² Als Politikwissenschaftler schlechthin habe er wie kein anderer auf dem Gebiet der Verfassungslehre die amerikanische Aufklärung geprägt, deren »schönste Frucht« seine *Defence of the*

4 An diese für das Thema der Studie grundlegenden Begriffe knüpfen sich ebenso fundamentale terminologische Probleme. Zum einen hat der Gehalt von »Bildung« bis zur Gegenwart stets Erweiterungen erfahren, wobei gerade dem idealistisch-neohumanistischen Bildungsideal eine langfristige Nachwirkung im Sprachgebrauch beschieden war; hinzu kommt, dass für »Bildung« im Englischen mit »education« oder »learning« keine genauen Äquivalente existieren (vgl. Walther 2005, bes. 223–224, 235–238 sowie Vierhaus 1972). Zum anderen kristallisierten sich die Kollektivsingular »Wissenschaft« und »Kunst« erst ab dem Ende des 18. Jahrhunderts heraus (vgl. Yeo 2003, 241–266). Den sich aus diesen Umständen ergebenden Herausforderungen soll mit Bezug auf Adams möglichst ebenso historisch angemessen wie pragmatisch begegnet werden: Ist von ihm die Rede, wird unter »Bildung« in einem ganz basalen analytisch-deskriptiven Sinn lediglich die Gesamtheit sowie der Zusammenhang der Kenntnisse einer Person verstanden, der »sozialen und kulturellen Techniken« (Walther 2005, 224), die sie beherrscht oder seiner Ansicht nach beherrschen soll. Der Begriff »Wissenschaft« wiederum wird, was Adams betrifft, in der Regel nur dann gebraucht, wenn er sich auf eine einzelne Disziplin, zumeist die Wissenschaften vom Recht und von der Politik, bezieht. Es versteht sich dabei von selbst, dass sowohl die »Rechts-« als auch die »Politikwissenschaft« des 18. Jahrhunderts von ihren modernen Nachfolgern im Grundsatz zu unterscheiden ist. Mit »Wissenschaftsverständnis« wird Adams' Haltung gegenüber den Wissenschaften insgesamt bezeichnet. Analog wird mit den Begriffen »Künste« und »Kunst« verfahren, wobei Adams' Verwendung des Terminus »Künste« sich mit dem Sprachgebrauch seiner Zeit deckt, darunter also vor allem die Schönen Künste in Abgrenzung von Handwerk und Wissenschaften begreift (vgl. hierzu grundlegend Kristeller 1952). Hofstadters Verständnis dieser Begriffe ist Gegenstand der Darstellung selbst.

5 Zum geradezu sinnlichen Vergnügen, das ihm Literatur bereitete, vgl. Richard 1995, 61 sowie McCullough 2001, 19, 35, 619.

6 Vgl. hierzu jetzt die Beiträge in Baron/Wright 2010.

7 So eindrücklich Bernstein 2020, 2; zu Adams als Praeceptor vgl. auch Wood 2006b, 178.

8 Grant 2005, 23: »Adams became that rarest of alumni, the lifelong student, a true prototype of what another age would call an intellectual.« Vgl. auch Chinard 1964, vi–vii, lx.

9 Vgl. Iacuzzi 1952, 2, 262, 264, der allerdings feststellt, Adams sei wegen seiner Okkupation durch die Politik kein »careful scholar« gewesen.

10 Richard 1995, 32–34, 37, 83–84, 87 (zur klassischen Bildung); Thompson 1998, 27–30, 202. Für weitere Belege, wengleich mit anderer Wertung, s.u. Kap. 2 und 3.

11 Brief an J. Sewall, Febr. 1760 (Works 1, 151–155, hier 153), aufgegriffen beispielsweise bei Iacuzzi 1952, 39 und Staloff 2005, 138.

12 Zum Einfluss Ciceros auf Adams' Selbstverständnis vgl. Farrell 1992; 1995, zu seinem Profil als Anwalt vgl. Coquilette 1984, 400, 417, 418 (Zitat).

Constitution of the United States gewesen sei.¹³ Dem »denkenden Politiker« dienten Worte als Waffen,¹⁴ in der Bewegung der »denkenden Revolutionäre« hatte er »einen ganz eigenen Kopf.«¹⁵ Seine Verbindung von Intellekt mit Politik wirkte auf manche akademischen Bewunderer wie die Erfüllung von Platons Ideal der Philosophenherrschaft.¹⁶

Zugleich wurde Adams damals wie heute auch ein enges Verständnis von Bildung unterstellt.¹⁷ Schon die Nachrufe bescheinigten seinem Intellekt eine gewisse Robustheit und Unbeweglichkeit.¹⁸ Was jenseits der Politik lag, habe ihn kaum interessiert, Künste habe er verachtet oder sogar gefürchtet.¹⁹ Kritisch attestieren ihm selbst Verteidiger ein utilitaristisches Verständnis von Bildung, die er hauptsächlich als Instrument für den sozialen Aufstieg und den Erwerb von Prestige²⁰ sowie für die Förderung der gesellschaftlichen Wohlfahrt begriffen habe.²¹ Vor allem als »man of action« sei er zu würdigen.²² In seinen politischen Ideen sei er dabei ein typischer Repräsentant der Aufklärung ohne besondere Originalität gewesen,²³ ja, sei sogar hinter aktuelle intellektuelle Entwicklungen im politischen Bereich zurückgefallen und zu einem lebenden Anachronismus geworden.²⁴ Bezeichnenderweise – »vielleicht las er zu viel« – wird gerade sein als pedantisch diagnostizierter Versuch, wissenschaftliche Erkenntnisse unmittelbar in die Politik zu übertragen, als Ursache seines Scheiterns in der Praxis herangezogen.²⁵ Desinteressiert, eindimensional und selbstbezogen, habe er in der Republik der aristokratischen Intellektuellen wie ein Solitär gewirkt.²⁶

13 Wood 2006b, 179; 178. Vgl. auch Thompson 1998, xiii sowie für einen Überblick zu ähnlich lautenden Aussagen in der älteren Forschung 281. Als letztes Meisterwerk des klassischen Republikanismus würdigt Pocock 1975/2003, 526 die *Defence*.

14 Bernstein 2020, 7 sowie 1–2.

15 Lerner 1978 (Verbindung von Titel des Buches mit einem Unterkapitel der Einführung); zur Originalität vgl. auch Chinard 1964, lx, zur Relevanz seines Denkens für die Revolution Thompson 1998, xiii sowie passim.

16 Diggins 2003, 10 (Zitat) sowie 18, 54, 166 (hier Adams als einer der »thinking presidents«). Zur Adaption von Platons Konzept im Zusammenhang mit dem (Anti)Intellektualismus in der U.S.-amerikanischen Geschichte vgl. auch den Beitrag von Georg Eckert in diesem Band, <https://doi.org/10.38072/978-3-910591-27-1/p4>, S. 63; 66.

17 So noch neuerdings Wood 2006b, 177 (in dezidierter Abgrenzung zu Jefferson). Für ein Résumé der älteren Forschung s. Chinard 1964, vi.

18 Einen Überblick über die Würdigungen bietet Wood 2017, 1–4.

19 Vgl. die klare Einschätzung bei Butterfield 1996, 36: »Science became for him like the fine arts, something he responded to with enthusiasm from time to time, but could take or leave alone.« Vgl. ferner Smith 1962/1963, 562–564; Morgan 1976, 6–8; Prindle 2010, 4; Ryerson 2010, 204; Samuelson 2019, 123–124; Wood 2017, 16.

20 Für diese Sicht vgl. Smith 1962/1963, 46–47; Shaw 1976, 18–20, 40; Coquille 1984, 399–400; Staloff 2005, 239; Siemers 2013, 202, 204; Ryerson 2016, 89.

21 Vgl. jetzt Nicolson 2013, 63–65.

22 Paradigmatisch für diese Sicht ist Howe 1966, bes. xiii–xiv (Zitat: xiv).

23 Für eine solche Einordnung in den Kontext der Aufklärung vgl. Staloff 2013, 36–37.

24 Dies ist die vieldiskutierte und insofern einflussreiche These von der »relevance and irrelevance«, die Wood 2006b aufgestellt hat (erstmalig vorgetragen in Wood 1969).

25 Vgl. ebd., 179 (dort auch das Zitat). Zu diesem Politikverständnis vgl. auch Appleby 1999, 206 und Ryerson 2016, 70–73. Eine eindeutig wohlwollende Einschätzung nimmt Bernstein 2020, 146 vor.

26 Repräsentativ für diese vielgeteilte Position ist das drastische Urteil von Ferling 1992, 173–175.

Diese aus den Quellen extrahierten, jedoch selten theoretisierten Auffassungen zu Adams' intellektuellem Profil und seiner Stellung in der transatlantischen »république de lettres« fußen implizit auf Kriterien, die Hofstadter für seine Konstruktion der Gestalt des Intellektuellen, aber auch des Antiintellektuellen und des Nichtintellektuellen verwendet. In *Anti-intellectualism in American Life* ist der Intellektuelle²⁷ ein Wahrheitssuchender, der für Ideen lebt, gängige Einsichten hinterfragt und mit unkonventionellen Einsichten aufwartet. Der geistigen Beschäftigung geht er mit Hingabe nach, von Besessenheit hält er Abstand. Seine Interessen sind grundsätzlich nicht auf die Praxis gerichtet, ihr Charakter ist »extra-praktisch«. Dass der Intellektuelle zufälligerweise ein Praktiker sein kann, schließt Hofstadter allerdings nicht aus. Gesellschaftlichen Nutzen entfaltet der Intellektuelle jedenfalls als »moralische Antenne«. Übersteigert er seine von Hofstadter als quasireligiös gekennzeichnete »Hingabe«, nimmt er »obsessive« und »groteske« Züge an: er wird zum »Zeloten«. Den Nichtintellektuellen²⁸ hingegen vergleicht Hofstadter mit einem Arbeiter oder Techniker. Zu diesem Typus rechnet er die gewöhnlichen Vertreter akademischer Berufe, sofern sie indifferent für geistige Abenteuer sind. Ab dem Ende des 19. Jahrhunderts bildete sich dann aus dem Nichtintellektuellen die Gestalt des Experten heraus, den Hofstadter als eine neue Spielart des Intellektualismus begreift.²⁹ Der Antiintellektuelle³⁰ schließlich ist das Gegenstück zum Intellektuellen. Er hält geistige Tätigkeiten entweder für eine Gefahr oder für eine sinnlose, praxisferne Aktivität. Die Notwendigkeit von formalen Kenntnissen negiert er; er ist Verfechter eines vorreflektierten »common sense«. In Gestalt des »marginal intellectual«, des »would-be intellectual« und des »unfrocked or embittered intellectual« bestehen Verbindungen zwischen ihm und dem Bereich des Intellektualismus.

Hofstadter selbst ordnet Adams in *Anti-intellectualism* den Intellektuellen zu. In seinem Narrativ vom Antiintellektualismus in der U.S.-amerikanischen Geschichte bildete die Frühe Republik einen Sonderfall. Habe im größten Teil der U.S.-amerikanischen Geschichte der Intellektuelle als »Außenseiter, Bediensteter oder Sündenbock« erhalten müssen, seien in der Gründungsphase des Staates die politischen Führungsgestalten zugleich Intellektuelle gewesen:³¹ »The Founding Fathers were sages, scientists, men of broad cultivation, many of them apt in classical learning, who used their wide reading in history, politics, and law to solve the exigent problems of their time.« Noch war der Intellektuelle ein Gentleman, kein Experte. Den »Gleichklang« von Wissen und Macht hätten erst die Spezialisierungsprozesse der Moderne zerbrochen. Dass Männer von Bildung nicht nur »nutzlos und unpraktisch als politische Führungsgestalten« gewesen seien, diese »Wahrheit« hätten die Vertreter der »Great Generation« bezeugt. Für Hofstadter war auch Adams ein typischer Repräsentant seiner Epoche.

27 Hofstadter 1963, 25–26, 27–29, 29–31, 32–33, 45–47.

28 Vgl. ebd., 24–51 passim, bes. 24–25, 26–27, 45–46.

29 Ebd., 197–199 sowie auch 35–38.

30 Ebd., 21–23, 29–31.

31 Hofstadter 1963, 145 (»The leaders were the intellectuals.« – Hervorhebung Hofstadters); dort – sowie 427–428 – auch die Belege zur folgenden Rekapitulation von Hofstadters Darstellung der Frühen Republik.

Das Spektrum der Positionen zum Gelehrten und Publizisten Adams wirft wegen des Rekurses auf ein relativ einheitliches Set an Kriterien allerdings prinzipielle Fragen zu Hofstadters Konzept des Intellektuellen, dessen Auftreten in der U.S.-amerikanischen Geschichte sowie der (Re-)Konstruktion der Frühen Republik in *Anti-intellectualism* auf. Angesichts nicht nur der extremen Diskrepanzen zwischen den verschiedenen Auffassungen als auch der Spannungen innerhalb einzelner Deutungen stellt sich sowohl das Problem, ob Hofstadters Typus eines Intellektuellen überhaupt funktional ist, sondern auch, welche Schlussfolgerungen sich für Hofstadter als Historiker ergeben. Handelt es sich, wenngleich ausdrücklich in der U.S.-amerikanischen Geschichte verortet, tatsächlich um einen empirie-basierten Begriff? Ist es nicht womöglich vielmehr ein Ideal, das auf ideologische Prämissen zurückgeht, eine visionäre Projektion, die aus Enttäuschung über die Gegenwart hervorgegangen ist, jedenfalls aber um ein selbst historisch gebundenes Phänomen, das mehr über Hofstadter und die Debatten seiner Zeit als auf den »Intellektuellen« und die Geschichte der Vereinigten Staaten als Ganze verweist? Oder kapitulieren Teile der Forschung vor dem ebenso gigantischen wie vielschichtigen Quellenmaterial, das sich über mehr als 70 Jahre erstreckt und neben Adams' Veröffentlichungen so unterschiedliche Gattungen wie Briefe und Tagebücher, autobiographische Skizzen und private Lektürenotizen umfasst, während die kühne Skizze in *Anti-intellectualism* ein urteilssicheres Portrait von Adams und der Frühen Republik entwirft? Angesichts so grundlegender Fragen bietet sich der komplexe Founder Adams als Testfall an: für eine zumindest partielle Bestimmung der analytischen Funktionalität von Hofstadters Antiintellektualismus-These und damit der Möglichkeit ihrer Adaption auf gegenwärtige Diskurse.

Die Erprobung von Hofstadters Konzepts, für die Adams als historisches Exempel, als Vehikel dient, erfolgt in vier Schritten. Im Fokus steht als erstes Adams' Haltung zu Fragen der Bildung als Privatmann, Gelehrter und Publizist (Kap. 2). Anschließend soll seine Einschätzung der Bedeutung von Bildung, Wissenschaften und Künsten für Staat und Gesellschaft untersucht werden (Kap. 3). Geleitet wird die Untersuchung vom Gegensatz zwischen Utilitätsdenken und Selbstzweck von Bildung und Wissenschaft, dem Kontrast von breiten Kenntnissen und Spezialistentum sowie dem Dualismus zwischen dem Spielerischen und dem Obsessiven als Art des Denkens, die je unterschiedliche Bereiche und Phasen von Adams' intellektuellen Aktivitäten aufschließen. Die gewonnenen Erkenntnisse bilden die Basis für eine Reflexion über die Anwendbarkeit von Hofstadters Begriff des Intellektuellen sowie die Charakterisierung der Frühen Republik in *Anti-intellectualism* (Kap. 4). Die heuristischen Potentiale und Herausforderungen, die sich mit der Figur des Intellektuellen verbinden, die Tragweite und Grenzen von Hofstadters Figur des Intellektuellen, möchte dann die Schlussbilanz aufzeigen (Kap. 5).

2. Adams' Selbstverständnis als Privatperson, Gelehrter und Publizist

Zeitlebens war Adams geistig ein Suchender.³² Harvard wurde für ihn zu einem säkularen Erweckungserlebnis. Hier emanzipierte er sich von den puritanischen Ideen, die ihm über seine familiäre Herkunft vermittelt worden waren, hier wurde er von seinen Lehrern für moderne Wissenschaften gewonnen.³³ Den an Newton und Locke geschulten Empirismus akzeptierte er für sich als leitende Methode, um Erkenntnisse über die Welt zu erlangen.³⁴ Durch die Bildungsinhalte, die ihm das Curriculum vermittelte, wurde er zu einem klassischen Produkt der damaligen Universität, deren Prägungen er nie verlor.

Zeittypisch erstreckte sich seine Neugier auf höchst unterschiedliche Gebiete. Die zivilisatorische Überlegenheit des 18. Jahrhunderts führte er auf wissenschaftliche Entdeckungen in allen Disziplinen zurück.³⁵ Im Mittelpunkt seines persönlichen Interesses standen Fragen des Rechts, der Geschichte, der Religion und der Philosophie.³⁶ Seine auf fließender Beherrschung der Originalsprache fußende Kenntnis der antiken Autoren, vermittelt vor allem an der Universität, umfasste die ganze Bandbreite der Literatur.³⁷ Zu seiner Unterhaltung, ohne Zweck der Belehrung, las er jedoch auch »leichtere« Dichtung, beispielsweise Ovids *Amores*. Neben die obligatorische Lektüre der antiken Autoren trat auch aktuelle Literatur, bis hin zu den Romanen Walter Scotts. Keine vergleichbare Expertise besaß er in Musik und Malerei – Künsten, denen gegenüber die Tagebücher und Briefe zwischen Anerkennung, Gleichgültigkeit und Missachtung changieren.³⁸ Gerade für Kunst besaß er eine sinnliche Empfänglichkeit, die ihn selbst misstrauisch stimmte.³⁹

Schon früh war er ganz im Sinne der Aufklärung fest von der Bedeutung der Nützlichkeit von Bildung und Wissenschaft überzeugt. Für den Praktiker, Gelehrten und Publizisten Adams waren die Disziplinen Recht und Politik miteinander verwoben und bildeten sein intellektuelles Gravitätszentrum. Unzufrieden mit dem ernüchternden Dasein als Schulmeister in einer Heimatstadt Braintree, wohin er nach dem Studium zurückgelehrt war,⁴⁰ beschloss Adams, sich über das übliche »apprenticeship« bei einem Mentor zum Anwalt fortzubilden.⁴¹ Als das seine Existenz bestimmende, alle seine damaligen und späteren Entscheidungen bedingende Motiv erkannte er in dieser Zeit ein »strong desire of distinc-

32 Vgl. hierzu treffend Butterfield 1966, 35 sowie, etwas einseitig, Ryerson 2010, 84; anders Ferling 1992, 174.

33 Zum frühen und im Alter wiederaufgenommenen Interesse an den Naturwissenschaften vgl. Butterfield 1966, 27, 34–35 sowie Bernstein 2020, 20.

34 Für die Bedeutung des Empirismus in der Politik vgl. Appleby 1992, bes. 191, 197–203, 206; Thompson 1998, 11–17; 2001, 239–240; Staloff 2013, 42–44.

35 Vgl. Staloff 2013, 36–38.

36 Hierzu gleich Näheres.

37 Zur Analyse der Bibliotheksbestände vgl. besonders Iacuzzi 1952.

38 Zur Einordnung kritischer Äußerungen s. u. S. 25–26, 29–30.

39 Vgl. hierzu jetzt bes. Wood 2017, 12–13.

40 Vgl. den plastischen Tagebucheintrag vom 24.04.1756 (Diary 1, 22).

41 Vgl. Bernstein 2020, 22–39.

tion«. ⁴² In der »ambition« identifizierte er »one of the more ungovernable Passions of the human Heart«. ⁴³ Die Problematik des Strebens nach Prestige ignorierte er nicht. ⁴⁴ Für ihn ging Ansehensgewinn jedoch zwingend mit einer »greatness of mind« einher, ⁴⁵ basierte auf der Förderung des öffentlichen Nutzens und war auf Langfristigkeit angelegt. ⁴⁶ Nicht finanzielle Absichten verfolgte er also bei dieser Karriereentscheidung, sondern ausschlaggebend war ein immaterielles Motiv, der Ehrgeiz. ⁴⁷ Seine Aspirationen reichten allerdings über den Gewinn von Prestige als Anwalt auf kolonialer Ebene hinaus. Idealistisch strebte er danach, als Jurist zu Ruhm zu gelangen, darin seinem antiken Vorbild Cicero folgend und inspiriert von der Lektüre antiker Autoren. ⁴⁸ Der Gestalt eines Gesetzgebers wies er den höchsten gesellschaftlichen Rang überhaupt zu. ⁴⁹ Er stabilisiere Gesellschaften, ihm verdanke die Menschheit ihr Wohl. ⁵⁰ Wie seine Karriereentscheidung demonstriert, verstand Adams Bildung und Wissenschaft nicht nur als Wege zur Erkenntnis, sondern auch als Instrument für sozialen Aufstieg und die Erreichung politischer Ziele. ⁵¹ Der Nutzen für die Gesellschaft,

⁴² Vgl. einen anschaulichen Tagebucheintrag aus dem Frühjahr 1759 (Diary 1, 98–100, Zitat: 100).

⁴³ [Notes for an Oration at Braintree, Spring 1772] (Diary 2, 56–61, hier 59).

⁴⁴ Für eine Diskussion vgl. Thompson 1998, 28–30.

⁴⁵ Vgl. Tagebucheintrag vom 18. (bzw. 19.) 03.1759: »Let me assume a Fortitude, a Greatness of mind« (Diary 1, 80).

⁴⁶ Vgl. Tagebucheintrag vom Okt. 1758: »Contemptu famae, contemni virtutem. A Contempt of Fame generally begets or accompagnies a Contempt of Virtue. Iago makes the Reflection, that Fame but breath, but vibrated Air, an empty sound« (Earliest Diary, 91).

⁴⁷ Nicht zu viel Bedeutung darf dem Tagebucheintrag vom 30.01.1768 (Diary 2, 357–358) zugewiesen werden, der häufiger als Ausdruck von Adams' vermeintlich divergierenden Lebenszielen gelesen worden ist, tatsächlich aber als eine situationsbedingte Klage über die mäßigen Lebensumstände und Adams' soziale Stellung in der Kolonie verstanden werden sollte.

⁴⁸ In den *Discourses on Davila* (Works 6, 241) hielt er den Unterschied zwischen »reputation« und »glory« fest. Sei Prestige das Ziel des Handelns eines jedweden Gentleman, so gebühre Ruhm »great actions of lawgivers and heroes, and the management of the great commands and first offices of state«. Zur Bedeutung Ciceros für Adams s. neben den in Anm. 12 erwähnten Einzelstudien vgl. jetzt bes. Bernstein 2020, 18, 27, zur adhortativen Wirkung der Literatur auf Adams Coquilette 1984, 416–417. – Vorerst begnügte er sich indes damit, wahlweise der Moses, Solon oder Lykurg von Massachusetts zu werden, vgl. hierzu Brief an A. Adams, 02.06.1777 (Family Correspondence 2, 253).

⁴⁹ Vgl. die Reflexion über den Genius mit der herausragenden Stellung des »lawgiver«, Okt./Dez. 1758 (Earliest Diary, 73) sowie *Discourses on Davila* (Works 6, 241); Brief an J. Sewall, Okt. 1759 (Diary 1, 123–124, hier 124). Für weitere Belege sowie Adams' Berufung auf antike Vorbilder wie Solon, Perikles und Themistokles vgl. die bei Thompson 1998, 41–42 verzeichneten Stellen. Zu den Leistungen der Politik vgl. ferner Ryerson 2016, 89–90. Für Adams' Ansicht, dass die Gegenwart wegen der vielfältigen politischen Gestaltungsmöglichkeiten, die sie biete, den Neid antiker Gesetzgeber auf sich gezogen hätte, Samuelson 2019, 118.

⁵⁰ Ein plastisches Zeugnis für Adams Ansicht über die Bedeutung des Nutzens wissenschaftlicher Aktivitäten vgl. Brief an einen Anonymus, Okt./Dez. 1758 (Earliest Diary, 70–72); für weitere Stellen vgl. Butterfield 1966, 35 sowie Brief an J. Sewall, Febr. 1760 (Works 1, 151–155, hier 153).

⁵¹ Vgl. hierzu von rechtsgeschichtlicher Seite Coquilette 1984, 399–400. Wenn er feststellt, dass auch den Gelehrten Ruhm antreibe, nicht Pflichtbewusstsein oder Wahrheitsliebe, liegt darin keine Abwertung des Strebens nach Erkenntnis, sondern es handelt sich um den Versuch, seine gesellschaftlichen Ambitionen zu legitimieren (vgl. hierzu *Discourses on Davila* (Works 6, 240): »But the universal object and idol of men of letters is reputation. It is the notoriety, the celebration, which constitutes the charm that is to compensate the loss of appetite and sleep, and sometimes of riches and honors.« Zu kurz greift daher die Reduktion von Adams' Lektüre und des Aufbaus seiner Bibliothek auf primär oder ausschließlich praktische, im Dienst des persönlichen Avancements stehende Zwecke, wie bei Prindle 2010, Bernstein 2010, 83 (differenzierter 84) oder Nicolson 2013, 65. Vgl. ferner Brief an J. Wendworth, Okt./Nov. 1758 (Earliest Diary, 64–65, hier 65).

Distinktionsstreben und Wissenschaften fügten sich für ihn zu einem unauflöselichen Dreiklang zusammen.

Adams' Ehrgeiz auf dem Feld des Rechts schlug sich in vielfältigen intellektuellen Interessen nieder.⁵² Ihm war bewusst, dass er eine erschöpfende Kenntnis der Geschichte und der Philosophie benötigte,⁵³ eine Kenntnis, die um vieles tiefer reichen musste als bei Juristen, die begrenztere persönliche und politische Absichten verfolgten.⁵⁴ Mit dem wissenschaftlichen Ausgreifen auf andere Felder verband er das Ziel, die Natur des Menschen und die Menschheitsgeschichte erfassen zu können.⁵⁵ Insofern erfüllten andere Disziplinen seiner Ansicht nach eine funktionale Rolle für die Rechtswissenschaft. Gerade indem der Jurist die Grenzen seiner Disziplin überschreite, so seine Erwartung, perfektioniere er seine Beherrschung der Rechtswissenschaft.

Die Leidenschaft für die Politik war ein unmittelbares Derivat von Adams' Selbstverständnis als Jurist. Er stilisierte sie zu einer aufregenden Romanze.⁵⁶ Seiner Einschätzung nach befand sich diese von ihm als göttlich überhöhte Wissenschaft jedoch seit »zwei- oder dreitausend Jahren« in der Stagnation.⁵⁷ Furchtlos verortete er die letzten epochalen Leistungen auf dem Gebiet des politischen Denkens in der Antike. Sich selbst schrieb Adams die Rolle eines historischen Reformers zu. Durch die Anwendung des Empirismus, den er als hermeneutisches Prinzip aus den Naturwissenschaften übernahm,⁵⁸ erhob er für sich den Anspruch, die Politik auf ein der stürmischen Entwicklung des 18. Jahrhunderts würdiges Niveau gehoben zu haben. In Übereinstimmung mit dem für die Aufklärung konstitutiven Ziel der Optimierung des Lebens des Einzelnen wie der Gesellschaft durch Vernunft und Wissenschaft verstand Adams seine politikwissenschaftlichen Bemühungen als Bestandteil eines umfassenden Zivilisierungsprozesses. In seiner Person sah er auf dem Feld der Politik die Avantgarde des Fortschritts verkörpert. Die »science of politics« war für ihn die »science of happiness«.⁵⁹

Seine monomane Fokussierung auf die Politik rechtfertigte Adams mit äußeren Zwängen: »The Science of Government it is my duty to study [...]. I must study Politicks and War that my sons may have liberty to study Mathematicks and Philosophy. My sons ought to study Mathematicks and Philosophy, Geography, natural History, Naval Architecture, Navigation, Commerce and Agriculture, in order to their children a right to study Painting, Poetry,

52 Zum umfassenden Charakter der Rechtswissenschaften vgl. ebenfalls Brief an J. Wendworth, Okt./Nov. 1758 (Earliest Diary, 64–65, hier 65).

53 Vgl. z. B. [On Shakespeare & on Motives to Hard Study], 1758 (Earliest Diary, 76–78, hier 77) oder Brief an J. Sewall, Okt. 1759 (Diary 1, 123–124, hier 124).

54 Hinzuweisen ist allerdings darauf, dass die Spannweite von Adams' Lektüre auch Nutzen für die alltägliche Anwaltspraxis mit sich brachte, wie Coquille 1984, 394–395 aufzeigt.

55 Vgl. hierzu u. a. *Defence 1* (Works 4, 291).

56 Vgl. Brief an A. Jardine, 01.06.1790 (Works 9, 567).

57 Vgl. hierzu und zum Folgenden *Defence 1* (Works 4, 283–284).

58 Vgl. Thompson 2001, 239–240.

59 Vgl. nochmals Brief an A. Jardine, 01.06.1790 (Works 9, 567).

Musick, Architecture, Statuary, Tapestry and Porcelaine.«⁶⁰ Das dreistufige Entwicklungsschema, das Adams skizziert, reflektiert unmittelbar seine historischen Entstehungsumstände.⁶¹ Nicht Indifferenz gegenüber den schönen Künsten oder anderen Wissenschaften begründet diese Hierarchie der Wissenschaften, sondern Einsicht in die existentiellen Erfordernisse der Vereinigten Staaten, die sich jüngst für unabhängig erklärt hatten, sich dann im Unabhängigkeitskrieg befanden und nach dem Sieg einer sozialen, wirtschaftlichen und politischen Ordnung bedurften. Die Entwicklung des Staates beruht für Adams zuallererst auf der Sicherung von dessen politischen Fundamenten. Erst nachdem politische Stabilität erreicht worden sein wird, durch vernünftige Politik und durch ökonomische Prosperität, bleibt Energie für die Schönen Künste. Außergewöhnlich ist an diesem Programm weniger das ostentative Utilitätsdenken, das für die Aufklärung einschlägig war, als die spezifische Situation, in der sich die Amerikaner befanden, die Konstitution eines neuen Staates, fernab Europas und geradezu aus dem Naturzustand heraus (wie er und viele seiner Zeitgenossen es zumindest imaginierten).

Trotz seiner intellektuellen Präferenzen äußert sich Adams immer wieder abfällig über Wissenschaften und Künste. Ursache war seine persönliche Disposition. Schon früh identifizierte Adams gravierende Hindernisse für seine Zukunftspläne: seine Trägheit, seine mangelnde Konzentrationsfähigkeit, seine sinnliche Empfänglichkeit.⁶² Zu verschiedenen Gelegenheiten sah er sich wie Herkules am Scheideweg stehen und wähnte sich in der Gefahr, der Verführung der Sinne durch Malerei, Plastik und Dichtung zu erliegen.⁶³ Die Invektiven, zu denen er sich zuweilen hinreißen ließ, waren aber nicht Ausdruck von Verachtung der Künste, sondern des Ringens mit Eigenschaften und Verhaltensweisen, die er als charakterliche Defizite wahrnahm. Was immer sein Streben nach Anerkennung und Prestige behinderte, verurteilte er in einer Schärfe und Drastik, die seine eigenen, ihm wohlbewussten Schwächen neutralisieren sollten.⁶⁴ Antiintellektualismus ist bei Adams regelmäßig eine Frage des Kontexts.

60 Brief an A. Adams, 12.05.1780 von seiner Mission in Frankreich (Family Correspondence 3, 341–342, hier 342). Die Rückständigkeit Amerikas hielt Adams bereits 1778 fest, als er am 31.03.1778 im Tagebuch seiner Freude über einem Besuch in Europa, dem »great Theatre of Arts, Sciences, Commerce and War«, Ausdruck gab (Diary 4, 32–33, hier 32).

61 Abzulehnen ist daher der von Bernstein 2020, 7–8 angestellte Vergleich mit Niccolò Machiavelli und dessen Brief an Francesco Vettori vom 10.12.1513, in dem Machiavelli seine existentielle Leidenschaft für die Politik ausbreitet. Adams Zukunftsprojektion im Brief an seine Gattin Abigail beruht dagegen auf sachlichen Erwägungen.

62 Aussagekräftige Beispiele liefern Egodokumente aus dem Jahr 1758 (Earliest Diary, 66, 67, 70, 72).

63 Zu Herkules vgl. die Tagebucheinträge vom Jan. 1759 (Diary 1, 72, 73) sowie Brief an C. Maccauly, 31.12.1772 (Diary 2, 75); zur symbolischen und auch politischen Bedeutung des Hercules für Adams vgl. ferner Briefe an A. Adams 14.08.1776 und April/Mai 1780 (Family Correspondence 2, 95–97; 3, 332–333).

64 So ist auch der Selbstappell im soeben zitierten Tagebucheintrag vom Jan. 1759 zu verstehen (Diary 1, 72): »Let no trifling Diversion or amuzement or Company decoy you from your Books, i.e. let no Girl, no Gun, no Cards, no flutes, no Violins, no Dress, no Tobacco, no Laziness, decoy you from your Books.« – Situationsbezogenheit kennzeichnet auch sonst Adams' Polemik gegen Künste. Wenn er beispielsweise einmal bemerkte, dass er keinen Sixpence für ein Gemälde von Raffael oder eine Statue des Pheidias ausgeben würde und dass die Künste hoffentlich erst spät in Nordamerika Einzug halten würden, sprach daraus nicht Verachtung, sondern seine Unzufriedenheit mit von ihm angefertigten Bildnissen. Zu dieser Episode vgl. Brief an J. B. Binon, 07.02.1819 (zum Beleg s. Bibliographie: Quellen). Für die kritisierte Sicht vgl. stellvertretend Wood 2017, 12.

Engagiert betätigte Adams sich auch als Intellektuellenkritiker. Nahezu ununterbrochen war er in Kontroversen verwickelt. Teils trug er sie für das Publikum sichtbar, als Publizist, aus. Wann immer er mit Zeitungsartikeln und Abhandlungen Politik betrieb, setzte er sich auf geradezu akademische Weise mit seinen Gegnern auseinander (was seine Schriften oft unzugänglich machte und ihre Wirkungskraft einschränkte). Vor der Öffentlichkeit verborgen war aber die Intensität seiner Lektüre.⁶⁵ Freimütig präsentiert sich der fanatische Leser Adams in den Marginalien, die er in seine Bücher eintrug.⁶⁶ Mit Anmerkungen, die Ausmaße kleinerer Essays erreichen konnten, trat er in eine schriftliche Unterredung mit den Autoren, oft im Stil eines Kommentars von Zeile zu Zeile, in der Regel pointiert und polemisch. So aggressiv dieser imaginäre Dialog auch ausnimmt, für Adams war er Teil eines Ringens um die Wahrheit. Seine Urteile fielen temperamentvoll aus. Häufig bezeichnete er die Auffassungen der »philosophes« als Träumereien, Paradoxien, Narrheiten oder Betrügereien.⁶⁷ Besonders drastisch reagierte er, wenn er auf Widerspruch zu seinen Kernüberzeugungen stieß. Dass etwa Condorcet einen kontinuierlichen Zivilisierungsprozess des Menschen bis in die Gegenwart hinein postulierte,⁶⁸ kollidierte mit Adams' Ablehnung der Französischen Revolution. Sie galt ihm als Beweis für die Exzesse einer radikalen Demokratie und dokumentierte seiner Ansicht nach das Scheitern des von Condorcet favorisierten Einkammersystems, wie Adams es in der U.S.-amerikanischen Verfassungsdiskussion bekämpfte. Er bezifferte sogar die Schädlichkeit der Irrtümer Condorcets, denen er die Verantwortung für Millionen Todesopfer zuerkannte.⁶⁹ Trotz aller Differenzen sprach er jedoch seinen schriftlichen Gegnern persönliche Integrität nicht ab, und auch an der Nützlichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis hegte er keine prinzipiellen Zweifel. Was Adams ablehnte, waren nicht die Aktivitäten der »philosophes«, sondern ihre Methodik. Für ihn führte nur der Empirismus zur Wahrheit. Die angeblich theoretischen Konstruktionen seiner Gegner verwarf er als metaphysische Spekulation. Sie mussten zwangsläufig zu fehlerhaften Einsichten führen.

65 Pointiert hat diesen Aspekt von Adams' Lesepraxis Ellis 1993, 88 formuliert: »But Adams did not just read books. He battled them.« Vgl. hierzu auch Jackson 2010, 62, 74. Die These, dass die Marginalien Teil einer öffentlichen Kommunikation waren und als Ersatz für Adams' nicht vollendete Autobiographie dienten, wie Jackson (ebd., 63, 73, 76) von bibliothekswissenschaftlicher Warte aus annimmt, bedarf noch einer vertieften Untersuchung.

66 Für eine vorläufige Auswertung der Marginalien ist die Forschung noch immer auf Haraszti 1952 angewiesen, dessen auszugsweise Transkription Adams' kämpferischen Lesestil sozusagen auf jeder Seite belegt. Vgl. außerdem Iacuzzi 1952, 174–226.

67 Einige farbige Beispiele finden sich bei Haraszti 1952, 21–23; vgl. ansonsten Staloff 2013, 51–56.

68 Vgl. Haraszti 1952, 240–257.

69 Vgl. ebd., 258.

3. Bildung, Wissenschaften, Künste in Adams' politischem Denken

Adams' Ansichten zur Bedeutung von Bildung, Wissenschaften und Künsten für Staat und Gesellschaft bilden einen zentralen, wenngleich keineswegs statischen Aspekt in seiner Biographie als politischer Theoretiker und Politiker.

Lange Zeit bewegten sich seine Positionen im Konsens des politischen Diskurses in den Kolonien. Kultur und Bildung waren Kernbestandteile des nordamerikanischen Republikanismus.⁷⁰ Traditionell gründete der über die Renaissance vermittelte und vielfach transformierte Republikanismus auf einem Komplex von Bürgertugenden, die über die Kenntnis der römischen Antike und ihrer Literatur vermittelt wurden und durch eine enge Anlehnung an das historische Vorbild der römischen Republik realisiert werden sollten. In der Aufklärung wurde dieses prosaische Konzept durch das Ideal einer umfassenden Verfeinerung des Lebensstils angereichert, die auf die Gesellschaftsfähigkeit der Bürger angelegt war und zur Intensivierung des sozialen Austausches beitragen sollte. Nun erhielten Kenntnisse in Malerei und Musik, Belesenheit, Spielen eines Instruments, elegante Kleidung und Höflichkeit eine elementare Bedeutung. Wer gebildet war, verfügte über die Fähigkeit, über alle Wissensgebiete von der Natur über die Politik bis zur Kunst Konversation zu betreiben. Der Hauptzweck einer solchen Form von Bildung war die Förderung des gesellschaftlichen Nutzens. Zivilisatorische Errungenschaften und klassische Bürgertugenden konstituierten daher ein Ensemble zusammengehöriger Faktoren von Stabilität und Prosperität. Wissenschaften, Künste und Bildung galten als Erfolgsbedingungen von Politik und dem sozialen Leben.

Während der Revolution, als es um die Abschüttelung der britischen Herrschaft ging, agierte Adams ganz in Übereinstimmung mit diesem Bürgerideal. Bildung gewähre die Fähigkeit zu selbständigem Denken, und erst selbständiges Denken ermögliche politische Freiheit, lautete die Haltung, die er in der *Dissertation on the Canon and the Feudal Law* vortrug.⁷¹ Wissen allegorisierte er als Bastion gegen Unfreiheit und Versklavung. Als Mitautor der Verfassung für Massachusetts setzte er die Einführung eines staatlich geförderten Schulsystems durch, eine Institution, für deren Notwendigkeit er sich auch bei späteren Gelegenheiten stets aussprach.⁷² Das in der *Dissertation* aufgestellte Motto »Let us dare to read, think, speak and write«⁷³ subsumiert den revolutionären Impetus in der ersten Phase des Politikers Adams.

Mit der von transatlantischen Debatten und innenpolitischen Verwerfungen begleiteten Konsolidierung des neuen Staates, die sich bis zum Inkrafttreten der Verfassung und der

70 Die grundlegenden Darstellungen sind Wood 1992 und 2009.

71 *Dissertation on the Canon and the Feudal Law* (Papers 1, 111, 128). Vgl. hierzu Bernstein 2010, 81, 84–85 und Staloff 2005, 145–150.

72 Vgl. *Defence 3* (Works 6, 14–15) und schon früher *Thoughts on Government* (Papers 4, 91–92). Zu Adams und der Verfassung von Massachusetts vgl. jetzt Bernstein 2020, 105–109.

73 Vgl. *Dissertation on the Canon and the Feudal Law*, 123–128 (Zitat: 126).

Ratifikation der Bill of Rights hinzog,⁷⁴ veränderte sich Adams' Haltung. In der *Defence of the Constitution* und den *Discourses on Davila*, mit denen er auf europäische Kritik an der Verfassung antwortete, entwickelte er eine politische Philosophie, in deren Zentrum ein neuartiges, vom Mainstream weit entferntes Mischverfassungskonzept stand.⁷⁵ Den Ausgangspunkt seiner Überlegungen bildete Adam Smiths Erkenntnis, dass die Menschen von einem natürlichen Distinktionsstreben geleitet würden, dessen Währung die Anerkennung durch die Mitmenschen sei.⁷⁶ Nicht Tugend oder Bildung hielt Adams für die wichtigsten Ressourcen, sondern – weil sie am meisten Prestige versprachen – Reichtum und Schönheit.⁷⁷ Zugleich postulierte er provokativ eine von Geburt an bestehende Ungleichheit der Menschen: Als relevante Unterscheidungsmerkmale begriff er Herkunft, Intelligenz, materielles Vermögen und Aussehen. Gerade Reichtum ermögliche die Akquise weiterer Ressourcen wie beispielsweise Bildung.⁷⁸ Wer über mehrere dieser Merkmale verfüge, gehörte Adams zufolge einer natürlichen Aristokratie an. In der Verbindung von Distinktionsstreben mit der natürlichen Ungleichheit erblickte er die Ursache für politische Instabilität.⁷⁹ Mit seinem Mischverfassungskonzept verfolgte Adams daher ein doppeltes Ziel. Zum einen versprach er sich davon die Kontrolle der Aristokratie und die Eindämmung von exzessivem Wettbewerb, wie er sie in einem demokratischen System befürchtete. Zum anderen sah er die Chance, das menschliche Distinktionsstreben durch eine institutionalisierte Aufmerksamkeitsökonomie für die Gesellschaft nutzbar zu machen, und zwar mittels einer »language of signs«, eines Symbolsystems, das durch Auszeichnungen, Titel und Ämter förderliches Verhalten belohnen sollte.⁸⁰

Was diesen staatsphilosophischen Ansatz charakterisiert, ist sein konsequenter Konstitutionalismus. Aus der Geschichte zog Adams die Lehre, dass Bildung, Wissenschaften und Künste keine entscheidenden Instanzen für die Neutralisierung des natürlichen Distinktionsstrebens waren, das Wettbewerb entfesselte und die Zerrüttung von politischen Ordnungen auslösen konnte. Keiner Maßnahme sei es möglich, so stellte er fest, die in die menschliche Seele eingewobenen Leidenschaften zu zerstören.⁸¹ Nur innerhalb eines konstitutionellen Rahmens seien Ordnung, Sicherheit und Wohlstand möglich. Für Adams war der Staat kein Verursacher von Korruption, sondern ein Stabilisator gesellschaftlicher Verhältnisse. Nicht im Fehlen staatlicher Strukturen lag seiner Ansicht nach die Bedingung

74 Für aktuelle Darstellung dieser Phase vgl. Wood 2009 und Hochgeschwender 2017.

75 Die detaillierteste Diskussion dieses Konstrukts bietet derzeit Ryerson 2016.

76 Zu dieser Theorie und Smiths Einfluss auf Adams vgl. Thompson 1998, 151–156; 2001, 242–246; Diggins 2003, 69–70.

77 Zu den sozialen Werten und ihres Verhältnisses zueinander vgl. v.a. *Defence 1* (Works 4, 391–397) sowie *Discourses on Davila* (Works 6, 232–252, bes. 232–237).

78 Die Ambivalenz von Bildung aus dieser Perspektive unterstreichen bes. Diggins 2003, 65–66 und Staloff 2005, 159–163.

79 Zu diesem Zusammenhang vgl. bes. *Defence 1* (Works 4, 443; 3, 114–115); *Discourses on Davila* (Works 6, 232, 234).

80 Zu diesen Zielen und diesem Konzept vgl. Thompson 1998, 221–228; 2001, 249–252 sowie Samuelson 2019, 124–125 und Diggins 2003, 69–70.

81 Vgl. *Defence 1* (Works 4, 557) und *Discourses on Davila* (Works 6, 412–418). Bereits 1772 hielt er in Notizen für eine Rede in Braintree fest: »The Love of Power, is insatiable and uncontrollable« (Diary 2, 59).

republikanischen Regierens, vielmehr besaß dieses nur durch ein staatliches Korsett eine Aussicht auf Dauer. Indem Adams dem politischen System die Funktion eines Regulators zuwies, der demokratische Exzesse unterbindet, distanzierte er sich von tugendethischen Argumentationen. Damit aber relativierte er zugleich den Einfluss von Wissenschaften und Künsten, deren politische Aufgabe nach allgemeiner Auffassung in der Sozialisierung des Menschen und der Verhinderung gesellschaftlicher Desintegration lag.

Relevanz schrieb Adams den »arts and sciences« allerdings für die Ausgestaltung einer politischen Ordnung zu. Im höchsten Interesse des Staates muss seiner Ansicht nach das Florieren der Wissenschaften von der Politik liegen, der alle anderen Disziplinen nachgeordnet sind. Erst durch sie werde das Verständnis politischer Prozesse möglich, auf dessen Grundlage gute politische Praxis gelingt und verantwortungsvolle Entscheidungen für das Gemeinwesen getroffen werden. Überdies negierte er, wenngleich von der überragenden Rolle des politischen Systems fest überzeugt, keineswegs die Wirkung bürgerlicher Tugend. So sehr er auch bezweifelte, dass Bildung ein Faktor bei der Stabilisierung von Staaten sein konnte, wie er früher angenommen hatte, so sehr blieb er davon überzeugt, dass geeignete Lektüre das Potential besaß, aufklärerisch zu wirken und zu individueller Tugendhaftigkeit beizutragen.⁸² Stets blieb er daher von Notwendigkeit eines staatlichen Schulwesens überzeugt, wobei er Forderungen nach einer Abkehr vom Kanon der klassischen Literatur als Unterrichtslektüre zugunsten vermeintlich nützlicherer Fächer harsch zurückwies.⁸³ In einer Mischverfassung wirkt sich seiner Ansicht nach das potentiell zerstörerische Distinktionsstreben der Menschen sogar positiv auf den Staat aus. Nun könnten Wissenschaften und Künste zum Treiber von politischer, ökonomischer und kultureller Entwicklung werden, nun könne die Gesellschaft von einer hochausgebildeten Elite profitieren.

Auch sah Adams Künste als konstitutiv für die Erfüllung menschlicher Grundbedürfnisse an. Kultur fungiert bei ihm stets als unerlässliches Kriterium bei der Bewertung politischer Ordnungen. Staatliche Frugalität zur Sicherung von Stabilität lehnte er rundheraus ab. Mit Verachtung blickte er auf die Propagierung von Armut und das Verbot künstlerischer Betätigung in spartanischen Verfassung des legendenhaften Gesetzgebers Lykurg. Nicht nur sei es eine historisch widerlegte Fiktion, dass Armut Tugendhaftigkeit erzeuge. Vor allem werde in einem solchen Staat, wie er mit Rückgriff auf die Ideale der amerikanischen Revolution feststellt, den Menschen die Chance auf »happiness« genommen.⁸⁴ Aus allen diesen Gründen maß er staatlich geförderter Bildung eine essentielle Bedeutung für die Gesellschaft sowie das Leben der Bürger zu.

⁸² Zur Bedeutung der Bildung und ihren Grenzen vgl. die Zusammenfassung bei Thompson 1998, 198–200.

⁸³ Aufschlussreich hierfür ist Adams' Verteidigung der klassischen Sprachen und ihrer Stellung im Bildungssystem, die er privat, im Rahmen einer brieflich mit seinem Freund Benjamin Rush zwischen Sept. 1810 und Febr. 1811 geführten Kontroverse, vortrug (Spur of Fame, 166–179). Erwähnen ließe sich in diesem Zusammenhang auch seine Initiative zur Gründung der American Academy of Arts and Sciences und die Gründung der Library of Congress.

⁸⁴ Zur spartanischen Ordnung vgl. *Defence 1* (Works 4, 449–456, Zitat: 455). Für eine umfassende, auch positive Elemente der spartanischen Verfassung einschließende Diskussion von Adams' Lykurg- und Spartabild vgl. Thompson 1998, 243–246. Zur Rezeption Lykurgs im Allgemeinen vgl. Rawson 1969, für die Aufklärung Macgregor Morris 2004.

In Adams' politischem Denken erfüllten Bildung, Wissenschaften und Künste folglich mannigfache Funktionen. Nur eine marginale Rolle spielten sie dagegen in der operativen Politik. Dass Adams, was die Errichtung einer staatlichen Ordnung anging, seine Hoffnungen hauptsächlich auf eine institutionelle Lösung zur Steuerung menschlichen Verhaltens setzte, resultierte aus seiner Einsicht, dass eine durch Erziehung und Bildung vermittelte Tugendhaftigkeit eine Illusion sei. Unentbehrliche Kenntnisse der politischen Mechanik vermittelte jedoch seiner Ansicht nach die »political science«, zu deren Pionier er sich stilisierte. Abseits der Politik schätzte er die »arts and sciences« als Voraussetzung für die Entwicklung und Wohlfahrt einer Gesellschaft sowie die Ausbildung von Individualität. Adams' Konstitutionalismus kennzeichnete, dass das öffentliche Interesse weniger an der Ausbildung von Tugendhaftigkeit als an der Ausnutzung des menschlichen Exzellenzstrebens liegen sollte. Es war nicht die Geringschätzung von Bildung, Wissenschaften und Künsten, die Adams vom zeitgenössischen Diskurs trennte, sondern seine Absage an Kernüberzeugungen des aufgeklärten Republikanismus, die unmittelbar aus seiner zeituntypisch fortschrittsskeptischen, die asozialen Züge des Menschen akzentuierenden Anthropologie hervorging.

4. Adams und das Problem des Intellektuellen-Begriffs

Adams' Auffassungen zur Bildung, zu den Künsten und den Wissenschaften fügen sich zu einem facettenreichen Bild zusammen. Selbstzweck und Utilitätsdenken stehen bei ihm direkt nebeneinander. Dass er Recht und Politik verabsolutierte, hing von persönlichen wie überpersönlichen Faktoren ab: von seinen Zielsetzungen – dem Wunsch nach Aufstieg und einem romantisierenden Ruhmesstreben –, von der politischen Lage – der Revolution sowie der Gründung der Vereinigten Staaten – und von seinem öffentlichen Wirken – als Publizist, Abgeordneter, Botschafter, Vizepräsident und Präsident.

Nach eigenem Verständnis waren seine Leistungen auf dem Feld der Politik Pioniertaten, gleichrangig mit den anderen umstürzenden Neuerungen seiner Zeit. Weil Adams' radikale Ideen als abwegig galten und an Tabus rührten, machte ihn seine Originalität zum Außenseiter. Wo er den Blick in die Zukunft zu richten beanspruchte, schien er für die Zeitgenossen in eine Vergangenheit zurückzuweisen, die mit der Gründung der USA überwunden schien. Weil er Politik als eine Fortsetzung seiner akademischen Interessen und seiner Berufspraxis betrieb, nicht aber, weil er mit seinen öffentlichen Ämtern den Lebensunterhalt bestritt, war er ein professioneller Politiker. Die überragende Bedeutung des »lawgiver«, als der er sich verstand, resultierte aus seiner fanatischen Fixierung auf Fragen des öffentlichen Rechts und der Verfassungsgeschichte. Nicht zuletzt diente die Verherrlichung der »political science« auch der Flankierung seines gesellschaftlichen Aufstiegs. Adams' Kritik an Wissenschaften und Künsten entsprang einerseits seiner persönlichen Disposition, andererseits seinem Wissenschaftsverständnis. Die innere Mobilisierung gegen das, was er als charakterliche Schwächen wahrnahm – Trägheit und sinnliche Verführbarkeit –, die ihn von

seinen Ambitionen und seiner historischen Mission abzuhalten drohten, konnte temporär sein Verhältnis zu den Künsten trüben. Ein Gefahrenpotential barg intellektuelle Betätigung für Adams dort, wo falsche Methodik Irrlehren verbreitete und die politische Praxis kontaminierte. Gerade seine Intellektuellenkritik wies ihn als Intellektuellen aus.⁸⁵

Die charakteristische Verbindung von Berufspraxis, idealistischen Zielen und politischer Aktivität, deren wechselseitige Beeinflussung und Zusammenspiel Adams' intellektuelles Profil prägten, tangiert zentrale Positionen von Hofstadters *Anti-intellectualism*: (1) das historische Narrativ und (2) seine Konzeption des Intellektuellen.

(1) Als idealisierend erweist sich Hofstadters Deutung der Frühen Republik, die er als eine Gründung von gelehrten Dilettanten ohne Spezialistentum, von uneigennützigem Wissenschaftlern, gebildeten Gentlemen und »Weisen« stilisiert.⁸⁶ Indem er den Gesichtspunkt des Nutzens ignorierte, ließ er ein elementares Charakteristikum des Wissenschaftsverständnisses der Aufklärung außer Acht. Seitdem die Humanisten die »studia humanitatis« propagiert hatten, war die enge Verknüpfung von Bildung mit der Entwicklung von bürgerlicher Tugendhaftigkeit etabliert.⁸⁷ Im 18. Jahrhundert legitimierten sich die Wissenschaften maßgeblich über ihren Beitrag zu Fortschritt und Zivilisierung.⁸⁸ Forschung wurde angetrieben vom Willen zur Lösung praktischer Probleme; Universitäten und private gelehrte Gesellschaften standen im Dienst staatlicher Wohlfahrt. Während der Aufschwung der Naturwissenschaften einsetzte, gerieten wissenschaftliche Disziplinen und wissenschaftliche Praxis unter Druck, sobald sie nicht den Nachweis ihrer Nützlichkeit zu erbringen vermochten. Im Bereich der Bildung wiederum war das Ziel die Erziehung gesellschaftsfähiger, zu rationalem Handeln befähigter Bürger. Erst seit der Kritik an der Aufklärung, die prominent mit Rousseau begann, kam mit der Entfaltung der Persönlichkeit durch Bildung ein konkurrierendes Paradigma zum Utilitätsgedanken auf. Adams ist ein klassisches Beispiel für dieses Wissenschaftsverständnis. Das Ideal eines reinen Selbstzwecks der Wissenschaften im Zeitalter der Aufklärung zu postulieren, wie Hofstadter es tut, ist daher ein anachronistisches Unterfangen.

Im Bereich der Politik und bei der Figur des Politikers wird der scharfe Gegensatz von zweckloser Wahrheitssuche und praktischer Anwendung besonders prekär. Schon durch ihre Materie erstrecken sich die Rechtswissenschaft und die »political science« auf die Regulierung der öffentlichen Sphäre. Einen Selbstzweck bildete die Reflexion über Politik zwar im Aristotelismus und dessen verschiedenen neuzeitlichen Aktualisierungen, und in bestimmten christlich fundierten Politiklehren besaß sie eine direkte transzendente Ausrich-

85 Zur Intellektuellenkritik als Eigenschaft des Intellektuellen s. auch Hofstadter 1963, 8.

86 Zu den einschlägigen Stellen aus *Anti-intellectualism* s.o. S. 20.

87 Aus der unübersehbaren Literatur zum Thema vgl. Walther 2005 und mit besonderem Bezug auf den anglophonen Raum Staloff 2005, 3–43 für einen ersten Überblick, Hankins 2019 für den aktuellen Forschungsstand zum Zusammenhang von Bildung und politischen Tugenden im Humanismus sowie Baker 2015 für Selbstreflexionen der Humanisten über ihre Aktivitäten. Für die charakteristische Verbindung dieser Form von Nutzen mit ästhetischen Gesichtspunkten vgl. den eindringlichen Hinweis von Hirschi 2010, 45–47 (Zitat: 46) auf den »magischen Charakter« der (lateinischen) Sprache.

88 Staloff 2013, 38.

tung. Aber mit der Entstehung des modernen Staates und der Formulierung der Staatsraison begann sich ein instrumentelles und technisches Verständnis von Politik als Maschinerie zur Realisierung des Gemeinwohls sowie eines Systems von Klugheitsregeln durchzusetzen.⁸⁹ Dementsprechend richtete sich die Erforschung der Politik auf die Lösung öffentlicher Probleme sowie auf die Implementierung von Interessen. Dies galt auch für die Frühe Republik. Founder wie Thomas Jefferson und James Madison waren zwar Gentlemen, prädestiniert für einen Lebensstil, der auf aristokratischer Muße beruhte. Die Wahl ihres Studienfaches, der Rechtswissenschaft, war jedoch von vornherein mit der Perspektive einer öffentlichen Rolle verknüpft, die sie auch ohne Revolution, in der kolonialen Gesellschaft, wahrgenommen hätten. Alexander Hamilton wiederum zwang seine Herkunft zur Erwerbsarbeit in Form anwaltlicher Praxis. Alle drei vereinte indes, dass sie fähige, im Fall von Madison und Hamilton auch innovative, Theoretiker waren, für die Politik als Wissenschaft mit praktischen politischen Herausforderungen Hand in Hand ging.

Neben die pragmatische Anwendbarkeit trat auch das Motiv der Prestigegenerierung. Die Verbindung von Leistungen für die Öffentlichkeit mit gesellschaftlichem Ansehen war seit der Antike tief im Ruhmesdiskurs verankert und auch im 18. Jahrhundert unmittelbar präsent.⁹⁰ Die Bekleidung möglichst hochrangiger politischer Funktionen entsprach aristokratischem Ethos. Führungspositionen zu übernehmen, war eine Perspektive, die zum statusfixierten, konkurrenzorientierten Selbstverständnis auch der kolonialen Elite in Neuengland gehörte. Nicht zufällig wandte sich beispielsweise Benjamin Franklin, zum Gentleman aufgestiegen, nach zeitweiliger Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Fragen der Politik zu, die wegen ihrer praktischen Relevanz ein noch höheres Ansehen versprach.⁹¹ Nicht nur an Adams, auch an diesen Revolutionären manifestiert sich, wie präsent der Zusammenhang von Erkenntnis und Nutzen in der Aufklärung, intrinsische Zielvorstellungen transzendierend, auf dem Feld der wissenschaftlichen Politik war.

Das Beispiel Adams sensibilisiert auch für den Umstand, dass nicht alle Founder Gentlemen im Sinne von gelehrten Dilettanten ohne Spezialkenntnisse waren, wie Hofstadter behauptet. Weder soziologisch noch von seinem Wissenschaftsverständnis her gehörte der zweite Präsident zu ihnen. Perfekt dem Typus des »gentleman scholar«, der in seiner Generation dominierte, entsprach der als sein Antipode geltende Thomas Jefferson.⁹² Er verfügte über eine ausgreifende Wissbegierde, die er mit dem Habitus eines Connaisseurs pflegte. Dass seine Ansichten, abgesehen von ihrer politischen Radikalität, allerdings konventionell waren, machte ihn weniger zu einem Vordenker als einem Repräsentanten der Aufklärung.

89 Für einen enzyklopädischen Überblick vgl. Reinhard 2002 m. w. Lit. Zum Aristotelismus vgl. bes. Flüeler 1992 und Schmitt 1993.

90 Für diese Erkenntnis bei Adams vgl. Thompson 1998, 32–33.

91 Wood 2004, 17–60, 66–68.

92 Statt vieler Biographien vgl. für eine Einführung Wood 2006a.

Treffend bezeichnete ihn Bernard Bailyn als lebendes »Stereotyp des 18. Jahrhunderts«.⁹³ Höchstens eingeschränkt erfüllte er Hofstadters Anforderungen an den Intellektuellen. Weniger breitgefächerte Interessen besaß demgegenüber Adams, doch verfolgte er die für ihn relevante Spezialdisziplin – die Politik – mit einer Intensität, die ihn zu neuartigen, für Zeitgenossen exotisch wirkenden Einsichten führte. Wiewohl biographisch in der Aufklärung verankert, personifizierte er die heraufziehende Professionalisierung der Wissenschaft, die im 19. Jahrhundert ihren Durchbruch erlebte. So wird der Furor erklärbar, mit dem Adams sowohl Wissenschaft als auch Politik als Fortsetzung von Wissenschaft betrieb. Ihn kennzeichnen bereits elementare Züge, wie sie dem Experten zu eigen waren, dessen Existenz Hofstadter für das 18. Jahrhundert kategorisch negiert und erst in der Reconstruction Era verortet.

(2) Zu diesen Fragen an die Triftigkeit von Hofstadters Deutung der Frühen Republik treten Probleme mit der Kohärenz des Intellektuellenbegriffs in *Anti-intellectualism*. Adams besaß offensichtlich Eigenschaften, die sich aus dem Reservoir des Intellektuellen wie des Antiintellektuellen und des Nichtintellektuellen rekrutierten. Das Streben nach Erkenntnis um ihrer selbst willen, das Überprüfen etablierter Gewissheiten, die Hochschätzung für die Wissenschaften sowie das geradezu existentielle Engagement für Ideen stehen bei ihm neben Nützlichkeitsdenken, Praxisorientierung, Fach- und Methodenmonismus sowie intellektuellem Zelotentum. Die Möglichkeit eines Spannungsverhältnisses zwischen bestimmten Kriterien, beispielsweise zwischen geistiger Flexibilität und obsessivem Intellektualismus besteht tatsächlich. Ob es sich aber realisiert, ist, wie der Fall Adams vorführt, diskussionswürdig. Zu klären wäre auch, ob nicht Elemente, die Hofstadter unter Antiintellektualismus rechnet, Voraussetzungen für bestimmte Eigenschaften und Funktionen des Intellektuellen sind. So könnte auch ein erheblicher Grad an Insistieren auf vom Mainstream abweichenden Ansätzen und Erkenntnissen, wie bei Adams, notwendig sein, um langfristig politischen Einfluss zu erzielen oder als »moralische Antenne« zu fungieren. Teils lässt sich aber auch die Ausschließlichkeit einzelner Merkmale in Zweifel ziehen. Begründungspflichtig etwa ist, warum sich Nützlichkeitsdenken nicht mit einer Vorstellung von Bildung und Wissenschaften als Selbstzweck verbinden lasse, wie Adams und die Aufklärer es taten. Ebenfalls tat sich in seiner Person kein Widerspruch zwischen der ausschließlichen Konzentration auf eine wissenschaftliche Disziplin und einem enthusiastischen Entdeckungstrieb auf. Offen ist schließlich, ob und inwieweit der Intellektuelle nicht Priorisierungen zwischen Interessengebieten vornehmen und mit subjektiver Normativität begründen dürfte, weshalb für Adams bestimmte Künste und Wissenschaften nur nachrangige Bedeutungen hatten. Varianzen, Abschichtungen und Kombinationsmöglichkeiten im Feld des Intellektuellen erwähnt Hofstadter zwar im programmatischen Teil

93 Vgl. Bailyn 1990, 26–41, bes. 26–27 (Zitat: 27). In eine ähnliche Richtung zielt, mit positiverer Wertung, Staloff 2005, bes. 234–235, 236, 239–240, der allerdings zu Unrecht im »sheer joy« von Jeffersons intellektuellen Interessen einen Unterschied zu Adams konstruiert (hierzu steht auch Jeffersons Wissen um den gesellschaftlichen Nutzen der Wissenschaften und [individueller] Bildung im Widerspruch, vgl. ebd., 261–263; auch wies Jefferson der Bildung Relevanz bei der Einhegung der Aristokratie zu, wie Neem 2012 herausstellt).

von *Anti-intellectualism*, berücksichtigt sie jedoch nicht in der historischen Analyse des 18. Jahrhunderts. Der von ihm umrissene Idealtypus des Intellektuellen ist daher, wie sich an Adams illustrieren lässt, von konzeptionellen Bruchstellen durchzogen, die sein heuristisches Potential beeinträchtigen.

Die Plausibilitätsprobleme in Hofstadters historischem Narrativ der Frühen Republik wie in seinem Bild des Intellektuellen sind durch zwei konzeptionelle Prämissen von *Anti-intellectualism* bedingt. Zum einen folgt Hofstadter einem substantialistischen Verständnis von Intellektualität und dem Intellektuellen. Seinem von ihm selbst nicht theoretisierten Ansatz liegt eine Art idealistisch-neohumanistischer Bildungsbegriff zugrunde, den Hofstadter als fundamental für sein Selbstverständnis und seine Lebensführung ansah.⁹⁴ Da dieses Konzept wie jedes andere auch historisch gebunden ist, führt seine universale Anwendung auf andere Epochen notwendigerweise zu ahistorischen Ergebnissen. Die »Intellektuellen« des 18. Jahrhunderts kann er nicht aus ihrer Zeit heraus verstehen, weil er sie an Maßstäben zu bestimmen und messen versucht, die der Aufklärung fremd waren. Insofern erweist sich seine Art der Begriffsbildung im konkreten Fall als inadäquat, für das Ganze der U.S.-amerikanischen Geschichte als strukturelles Defizit.

Zum anderen arbeitet Hofstadter mit einem additiven Begriff vom Intellektuellen und dessen vielfältigen Gegenfiguren.⁹⁵ Für seine Kombination von Ideen mit Kulturgeschichte waren die individuellen Protagonisten des (Anti-)Intellektualismus nachrangig. Weder hat sich Hofstadter um eine theoretische Fundierung seines Konzeptes des Intellektuellen bemüht noch dessen Wesensmerkmale zu einem in sich geschlossenen Portrait zusammengefügt. Über das ganze Buch hinweg sind stattdessen definitorische Fragmente verstreut. Was Hofstadter als Antiintellektualismus verstand, determinierte seinen Begriff des Intellektuellen. Es war unumgänglich, dass auf diese Weise Spannungen und Widersprüche, aber auch Bezüge zwischen einzelnen Charakteristika verborgen blieben, eine Unterscheidung zwischen notwendigen und hinreichenden Elementen hinfällig wurde und eine Priorisierung von Merkmalen entfiel.

Zur Erklärung dieser Unbestimmtheiten drängt sich Hofstadters Selbstverständnis als engagierter, Gegenwart und Vergangenheit in eine riskante Beziehung zueinander setzender Intellektueller auf.⁹⁶ Ausschlaggebend für das Design des Narrativs dürfte die polemische Stoßrichtung des Buches sein. Hofstadter verstand *Anti-intellectualism* als eine politische Intervention aus der Wissenschaft heraus, die sich gegen die Radikalisierung der amerikanischen Rechten seit den 1950er Jahren richtete.⁹⁷ Den Kampf gegen eine progressive Politik nahm Hofstadter, früher ein radikaler Linker, später ein eher konserva-

⁹⁴ Snodgrass 2018, 11–12.

⁹⁵ Dies gilt trotz des Kapitels 15 (Hofstadter 1963, 393–432), das mit dem Titel »The Intellectual: Alienation and Conformity« überschrieben ist.

⁹⁶ Vgl. hierzu die Einleitung in diesen Band, <https://doi.org/10.38072/978-3-910591-27-1/p1>, S. 7–10

⁹⁷ Diese historische Einordnung und Begründung des Themas nimmt Hofstadter gleich zu Beginn des Buches vor (Hofstadter 1963, 3–5).

tiver Liberaler, als Bedrohung seiner eigenen politischen und intellektuellen Ideale wahr.⁹⁸ Die auf der Beschreibung und Analyse der Gegenwart fußende Beobachtung eines Antiintellektualismus machte er zum Leitmotiv einer Meistererzählung, indem er sie auf die gesamte U.S.-amerikanische Geschichte projizierte. Von seinem Verdikt nahm Hofstadter die Frühe Republik aus. Er formte sie vor dem Hintergrund aktueller Misere zum orientierungsstiftenden Ideal. Indem seine Darstellung die größte Epoche der USA als Schöpfung von Intellektuellen deutete, bewies er nicht nur die historisch beglaubigte Wirkungskraft seines Bildungs- und Wissenschaftskonzepts, sondern diskreditierte zugleich die Vorstellungen der Antiintellektuellen. Die schematische Konstruktion der Generation der Founder lässt sich daher als Produkt eines Strebens nach manichäischen Dualismen erfassen, das aus der unmittelbaren Involviertheit des Autors in grundsätzliche Fragen der zeitgenössischen Politik hervorging.

Auch Hofstadters persönliche Haltung zu einer politischen Betätigung beeinflusste wohl die historische Darstellung. So sehr er eine dezidiert engagierte Geschichte schrieb, so wenig war er selbst zu einer aktiven Rolle in der Politik bereit. Anders als Professorenkollegen wie Arthur M. Schlesinger Jr., und McGeorge Bundy, die Mitglieder der Kennedy-Regierung waren, oder Henry A. Kissinger, George Shultz und James R. Schlesinger, die unter Präsident Nixon dienten, zog es ihn – nach einer aktivistischen Phase als Student und junger Dozent – nicht in öffentliche Ämter. Trotz seines Einsatzes für die Kampagne von Adlai Stevenson bei der Präsidentschaftswahl 1952 lehnte Hofstadter Angebote zur Übernahme politischer Funktionen ab.⁹⁹ Für sein Bedürfnis nach Unabhängigkeit,¹⁰⁰ sein Bekenntnis zur Exzellenz und seine Ablehnung des Egalitarismus sah er in der Massendemokratie keine Chance. In das Konstrukt des Gentleman der Frühen Republik, das er in *Anti-intellectualism* entwarf, projizierte er seine eigenen Präferenzen. Mithilfe der Geschichte vindizierte er persönliche Lebensentscheidungen. Nicht Verachtung der Macht leitete ihn in seiner Distanz zur operativen Politik, sondern die Einsicht in die historische Entwicklung: »Today knowledge and power are differentiated functions. When power resorts to knowledge, as it increasingly must, it looks not for intellect, considered as a free speculative and critical function, but for expertise, for something that will serve its needs.«¹⁰¹ Der »gifted amateur« war seit dem Ende der Frühen Republik, seit dem »Nieder-

⁹⁸ Zur historischen Einordnung von Hofstadters politischer Orientierung und deren Wandel s. Howe/Finn 1974, bes. 11–23; Singal 1984 sowie den Überblick bei Snodgrass 2018, 5–10.

⁹⁹ Zu Hofstadters Einsatz für Stevenson vgl. Brown 2006, 127–128, 131–132, 135 sowie Snodgrass 2018, 144–147. Nicht direkt als Intellektueller, aber als ein Intellektuelle anziehender Politiker wird Stevenson gleich zu Beginn von *Anti-intellectualism* angesprochen (Hofstadter 1963, 3: »politician of uncommon mind and style, whose appeal to intellectuals overshadowed anything in recent history«). Stevenson war allerdings kein Gentleman, wie er Hofstadters Bild der Frühen Republik prägt, sondern – ungeachtet seines geistigen Formats – ein Karrierebeamter, dessen politische Laufbahn unmittelbar nach dem Ende des Universitätsstudiums begann.

¹⁰⁰ S. hierzu Snodgrass 2018, 10.

¹⁰¹ Hofstadter 1963, 428.

gang des Gentleman«¹⁰² aus der Politik verbannt, ungeachtet der von Hofstadter selbst konzidierten neuen Anziehungskraft Washingtons auf »Intellektuelle« nach der Eisenhower-Präsidentschaft.¹⁰³

5. Bilanz

Wer nun war Adams: ein Intellektueller, ein Antiintellektueller, ein Nichtintellektueller? Welche grundlegenden heuristischen Schwierigkeiten dieser Frage innewohnen, demonstriert die Untersuchung seiner Person und die Anwendung ihrer Ergebnisse auf Hofstadters *Anti-intellectualism*. Sichtbar wird Adams' Profil erst in einer differenzierenden historischen Analyse. Vielseitig und spannungsreich wie die Frühe Republik, vereint es gegensätzliche Kriterien aus Hofstadters Taxonomie. Doch abwägende, harmonisierend beschreibende, geschichtliche Ambivalenz widerspiegelnde Formeln, wie sie etwa Präsident John F. Kennedy in seinem Urteil über den Politiker Adams fand,¹⁰⁴ als er seinen Vorgänger für die Verbindung von Reflexion und praktischem Handeln pries, konnten Hofstadters Deutungsanspruch nicht zufrieden stellen.

Mehr als die Frühe Republik beleuchtet Adams daher als historisches Fallbeispiel die Zeit- und Standortgebundenheit von *Anti-intellectualism*. Hofstadters historisches Narrativ und seine Vorstellung des Intellektuellen leiten sich unmittelbar aus seiner Positionierung in Fragen der Politik, seinem persönlichen Bildungsideal und seinem Selbstverständnis ab. Nicht umsonst bekannte er sich zu den starken autobiographischen Zügen des Buches, die oft im Fokus der Kritik standen.¹⁰⁵ Der Substantialismus seines (Anti-)Intellektualismuskonzepts und der additive Charakter seines Intellektuellenbegriffs bedingen allerdings eine Enthistorisierung der U.S.-amerikanischen Geschichte. *Sein* 18. Jahrhundert, *seine* Frühe Republik ist eine hagiographische Konstruktion. Die Freiheit im faktischen Detail, die er sich selbst zugestand,¹⁰⁶ besteht hier in dessen Vernachlässigung.¹⁰⁷ Dass die Wiederkehr der Gründerphase, die nie in der von ihm dargestellten Form existiert hatte, wegen der Alterität von Früher Neuzeit und Moderne eine Utopie bleiben musste – für die Vereinigten Staaten wie ihn selbst –, war Hofstadter bewusst. Schlaglichtartig wirft dieser Befund das grundsätzliche Problem der Interdependenz von historischer Konstruktion und dem Operieren mit kategorialen Ansätzen in *Anti-intellectualism* (aber auch der Adams-Forschung)

¹⁰² So der Titel von Kapitel 6 (ebd., 145–171).

¹⁰³ Ebd., 5.

¹⁰⁴ Vgl. Kennedy 1963, 479 in seiner Rezension der ersten vier Bände der Edition von Adams' Tagebüchern.

¹⁰⁵ Vgl. hierzu Brown 2006, 140, ferner Weiland 1988, 468.

¹⁰⁶ Vgl. Hofstadter 1963, vii (»largely a personal book, whose factual details are organized and dominated by my views«).

¹⁰⁷ In anderem Zusammenhang, z.B. in *The American Political Tradition*, konnte Hofstadter indes auch eine nüchterne Haltung gegenüber der Generation der Founder einnehmen, vgl. Singal 1984, 983.

auf. Skeptisch fällt Hofstadters Blick in die Zukunft aus: Mochte auch »das Intellektuelle« immerhin in Form des Expertentums wieder als »Kraft in der amerikanischen Politik« restituiert worden sein – »the pertinent question is whether the intellectual, as expert, can really be an intellectual«. ¹⁰⁸ Hofstadter ist weniger ein Erforscher der Vergangenheit als vielmehr selbst eine Quelle der Geschichtswissenschaft, die Auskünfte über die liberale akademische Elite der Nachkriegszeit verspricht: über ihre Selbstsicht und ihr Wirken im öffentlichen Raum, aber auch über ihre Deutung der Gesamtgeschichte der USA, die normative Funktion der Frühen Republik und die hinter diesen Interpretationen stehenden Motive und Interessen.

Auch die Theoriebedürftigkeit seines additiv angelegten, als gesellschaftliches und historisches Analyseinstrument nur eingeschränkt tauglichen Begriffs des Intellektuellen eröffnet produktive Möglichkeiten. Sie lädt zur Überprüfung bildungs- und wissenschaftsgeschichtlicher Erkenntnisse auf dem Gebiet der U.S.-amerikanischen Geschichte ein. Sie kann wie im Fall von Adams neue Perspektiven auf historische Kontroversen eröffnen. Sie fordert zur Frage nach historischen Kontinuitäten und Diskontinuitäten, nach Gestaltungsbedingungen von Gegenwart und Zukunft auf. Und sie inspiriert zu einer Reflexion gängiger, bequem gewordener Vorstellungen des Intellektuellen, einer im öffentlichen Diskurs und in der Wissenschaft ebenso prominenten wie umstrittenen Gestalt. So sind gerade die Idiosynkrasien und heuristischen Grenzen von *Anti-intellectualism in American Life* eine Stimulanz für das Streben nach Erkenntniserweiterung. Nicht nur Adams ist es, der irritiert, sondern auch Hofstadter.

Quellen

Diary = Diary and Autobiography of John Adams, hg. v. L. H. Butterfield, 4 Vols., New York 1964.

Earliest Diary = The Earliest Diary of John Adams, hg. v. L. H. Butterfield, Cambridge, MA 1966.

Family Correspondence = Adams Family Correspondence, hg. v. L. H. Butterfield u.a., derzeit 15 Vols., Harvard 1963-.

Works = The Works of John Adams, Second President of the United States. With a Life of the Author, Notes, and Illustrations, by his Grandson Ch. F. Adams, 10 Vols., Boston 1856.

Papers = Papers of John Adams, hg. v. R. J. Taylor u.a., derzeit 21 Vols., Cambridge, MA 1977-.

Spur of Fame = J. A. Shultz/D. Adair (Hgg.), The Spur of Fame. Dialogues of John Adams and Benjamin Rush, 1805-1813, San Marino, Cal. 1966.

Die Publikation des in Anm. 64 zitierten Briefs an J. B. Binon steht noch aus. Eine vorläufige Transkription ist derzeit (14.02.2024) unter <https://founders.archives.gov/documents/Adams/99-02-02-7069> abzurufen.

¹⁰⁸ Hofstadter 1963, 428. Zugleich wendet er sich jedoch gegen »Selbstmitleid«, »Verzweiflung« und die Verlockung einer voreiligen inneren Kapitulation (ebd., 432, vgl. auch 7). Neue Hoffnungen erweckt in ihm, auch für seinen eigenen Blick auf die U.S.-amerikanische Gesellschaft und die von ihm diskutierten Probleme, die Präsidentschaft Kennedys (ebd., 5), die allerdings noch im Jahr des Erscheinens von *Anti-intellectualism* ihr gewaltsames Ende fand.

Literatur

- Appleby 1992 = Joyce Appleby, John Adams and the New Republican Synthesis, in: *Liberalism and Republicanism in the Historical Imagination*, Cambridge/London 1992, 188–209.
- Bailyn 1990 = B. Bailyn, *Faces of Revolution. Personalities and Themes in the Struggle for American Independence*, New York 1990.
- Baker 2015 = P. Baker, *Italian Renaissance Humanism in the Mirror*, Cambridge 2015.
- Baron/Wright 2010 = R. C. Baron/C. E. Wright (Hgg.), *The Libraries, Leadership, & Legacy of John Adams and Thomas Jefferson*, Boston 2010.
- Bernstein 2013 = R. B. Bernstein, John Adams. The Life and the Biographers, in: Waldstreicher 2013, 5–35.
- Bernstein 2020 = R. B. Bernstein, *The Education of John Adams*, Oxford 2020.
- Brown 2006 = D. S. Brown, Richard Hofstadter. An Intellectual Biography, Chicago/London 2006.
- Butterfield 1966 = L. H. Butterfield, Introduction, in: *The Earliest Diary of John Adams*, hg. v. L. H. Butterfield, Cambridge, MA 1966, 1–42.
- Chinard 1964 = G. Chinard, *Honest John Adams*, Boston/Toronto 1964 (erstmalig 1933).
- Coquille 1984 = D. R. Coquille, Justinian in Braintree. John Adams. Civilian Learning, and Legal Elitism, 1758–1775, in: *The Colonial Society of Massachusetts* (Hg.), *Law in Colonial Massachusetts 1630–1800. A Conference held 6 and 7 November 1981, Charlottesville 1984*, 359–418.
- Diggins 2003 = J. P. Diggins, *John Adams*, New York 2003.
- Isenburg/Burstein 2013 = N. Isenburg/A. Burstein, The Adamses on Screen, in: Waldstreicher 2013, 487–509.
- Ellis 1993 = J. J. Ellis, *Passionate Sage. The Character and Legacy of John Adams*, New York/London 1993.
- Farrell 1992 = J. M. Farrell, »Siren Tully« and the Young John Adams, in: *The Classical Journal* 87, 1992, 373–390.
- Farrell 1995 = J. M. Farrell, Letters and Political Judgment. John Adams and Cicero's Style, in: *Studies in Eighteenth-Century Culture* 24, 1995, 137–153.
- Ferling 1992 = J. Ferling, *John Adams. A Life*, Knoxville 1992.
- Flüeler 1992 = Chr. Flüeler, *Rezeption und Interpretation der Aristotelischen *Politica* im späten Mittelalter*, 2 Bde., Amsterdam 1992.
- Grant 2005 = J. Grant, *John Adams. Party of One*, New York 2005.
- Hankins 2019 = J. Hankins, *Virtue Politics. Soul and Statecraft in Renaissance Italy*, Cambridge, MA 2019.
- Haraszti 1952 = Z. Haraszti, *John Adams and the Prophets of Progress*, Cambridge, MA 1952.
- Hirschi 2010 = C. Hirschi, *Höflinge der Bürgerschaft – Bürger des Hofes. Zur Beziehung von Humanismus und bürgerlicher Gesellschaft*, in: G. M. Müller (Hg.), *Humanismus in Renaissance und Aufklärung. Kulturgeschichte einer Stadt zwischen Spätmittelalter und Dreißigjährigem Krieg*, Berlin/New York 2010, 31–60.
- Hochgeschwender 2017 = M. Hochgeschwender, *Die Amerikanische Revolution. Geburt einer Nation 1763–1815*, München 2017².
- Hofstadter 1963 = R. Hofstadter, *Anti-intellectualism in American Life*, New York 1963.
- Howe 1966 = J. R. Howe, *The Changing Political Thought of John Adams*, Princeton 1966.
- Howe/Finn 1974 = D. W. Howe/P. E. Finn, Richard Hofstadter. The Ironies of an American Historian, in: *Pacific Historical Review* 43, 1974, 1–23.
- Kennedy 1963 = J. F. Kennedy, Rez. L. H. Butterfield u.a. (Hgg.), *The Adams Papers. Series 1: Diaries, Diary and Autobiography of John Adams*, 4 Vols., 1963, in: *The American Historical Review* 68, 1963, 478–480.
- Iacuzzi 1952 = A. Iacuzzi, *John Adams Scholar*, New York 1952.
- Jackson 2010 = H. J. Jackson, *John Adams's Marginalia. Then and Now*, in: Baron/Wright 2010, 59–79.
- Kristeller 1952 = P. O. Kristeller, *The Modern System of the Arts. A Study in the History of Aesthetics II*, in: *Journal of the History of Ideas* 13, 1952, 17–46.
- McCullough 2001 = D. McCullough, *John Adams*, New York u.a. 2001.
- Nicolson 2013 = C. Nicolson, *The Revolutionary Politics of John Adams, 1760–1775*, in: Waldstreicher 2013, 60–77.
- Prindle 2010 = B. Prindle, *Thought, Care, and Money. John Adams Assembles His Library*, in: Baron/Wright 2010, 3–19.
- Rawson 1969 = E. Rawson, *The Spartan Tradition in European Thought*, Oxford 1969.
- Reinhard 2002 = W. Reinhard, *Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München 2002³.
- Richard 1995 = C. J. Richard, *The Founders and the Classics. Greece, Rome, and the American Enlightenment*, Cambridge/London 1995.

- Ryerson 2010 = R. A. Ryerson, A John Adams Paradox. Provincial Lawyer, Cosmopolitan Reader, Ardent Nationalist, in: Baron/Wright 2010, 179–205.
- Ryerson 2016 = R. A. Ryerson, John Adams's Republic. The One, the Few, and the Many, Baltimore 2016.
- Samuelson 2019 = R. Samuelson, John Adams and the Republic of Laws, in: B.-P. Frost/J. Sikkenga (Hgg.), History of American Political Thought, Lanham 2019², 113–130.
- Schmitt 1983 = C. B. Schmitt, Aristotle and the Renaissance, Cambridge/London 1983.
- Shaw 1976 = P. Shaw, The Character of John Adams, Williamsburg 1976.
- Siemers 2013 = D. J. Siemers, John Adams's Political Thought, in: Waldstreicher 2013, 102–124.
- Singal 1984 = D. J. Singal, Beyond Consensus. Richard Hofstadter and American Historiography, in: The American Historical Review 89, 1984, 976–1004.
- Smith 1962/1963 = P. Smith, John Adams, 2 Vols., Westport 1962/1963.
- Snodgrass 2018 = A. R. Snodgrass, The Life of the Mind. An Intellectual Biography of Richard Hofstadter, D. Phil. Thesis, Oxford 2018, <https://doi.org/10.17863/CAM.44418>.
- Staloff 2005 = D. Staloff, Hamilton, Adams, Jefferson. The Politics of Enlightenment and the American Founding, New York 2005.
- Staloff 2013 = D. Staloff, John Adams and Enlightenment, in: Waldstreicher 2013, 36–59.
- Thompson 1998 = C. B. Thompson, John Adams and the Spirit of Liberty, Lawrence 1998.
- Thompson 2001, John Adams and the Science of Politics, in: R. A. Ryerson (Hg.), John Adams and the Founding of the Republic, Boston 2001, 237–265.
- Vierhaus 1972 = R. Vierhaus, Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 1, Stuttgart 1972, 508–551, s. v. Bildung.
- Waldstreicher 2013 = D. Waldstreicher (Hg.), A Companion to John Adams and John Quincy Adams, Malden/London 2013.
- Walther 2005 = G. Walther, Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 2, Stuttgart/Weimar 2005, 223–242, s. v. Bildung.
- Weiland 1988 = S. Weiland, The Academic Attitude. Richard Hofstadter and the Anti-Intellectuals, in: The Antioch Review 46, 1988, 462–472.
- Wood 1969 = G. S. Wood, The Creation of the American Republic 1776–1787, Chapel Hill/London 1969.
- Wood 1992 = G. S. Wood, The Radicalism of the American Revolution, New York 1992.
- Wood 2004 = G. S. Wood, The Americanization of Benjamin Franklin, New York 2004.
- Wood 2006a = G. S. Wood, The Relevance and Irrelevance of John Adams, in: Revolutionary Characters. What Made the Founders Different, London 2006, 173–202.
- Wood 2006b = G. S. Wood, The Trials and Tribulations of Thomas Jefferson, in: Revolutionary Characters. What Made the Founders Different, London 2006, 91–117.
- Wood 2009 = G. S. Wood, Empire of Liberty. A History of the Early Republic, 1789–1815, Oxford 2009.
- Wood 2017 = G. S. Wood, Friends Divided, John Adams and Thomas Jefferson, New York 2017.
- Yeo 2003 = R. Yeo, Classifying the Sciences, in: R. Porter (Hg.), The Cambridge History of Science. Vol. 4: Eighteenth-Century Science, Cambridge 2003, 241–266.

Autor

Nils Steffensen

ist Mitglied des Seminars für Geschichte und Geschichtsdidaktik an der Europa-Universität Flensburg. In Tübingen, Köln und Princeton studierte er Geschichte, Lateinische Philologie, Philosophie und Politikwissenschaften. 2013 wurde er mit einer historiographiegeschichtlichen Dissertation promoviert. Seine Forschungsschwerpunkte bilden die Geschichtsschreibung, die Rezeptionsgeschichte der Antike und die politische Philosophie. Zuletzt erschienen: Classical Heroes in the 21st Century. New Perspectives on Contemporary Cinematic Narratives of Antiquity (= Helden – Heroisierungen – Heroismen 20), Baden-Baden 2023 (hg. m. Martin Lindner).

nils.steffensen@uni-flensburg.de



Ⓢ **Open Access** // Der Beitrag ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0) veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Beitrags von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

Julia Nitz

Frauen in der Debatte um Antiintellektualismus in den USA

Historiographische Revision am Beispiel autobiographischer Schriften
aus dem 19. Jahrhundert

1. Einleitung: Frauen in Hofstadters *Anti-intellectualism in American Life*

In seinem 1963 verfassten richtungsweisenden Werk zur Geschichte des Antiintellektualismus in den Vereinigten Staaten von Amerika, *Anti-intellectualism in American Life*, denkt Richard Hofstadter Frauen so gut wie nicht mit. Es scheint so, als wären Frauen nicht Teil des von ihm beobachteten, prävalenten Argwohns vieler Amerikaner*innen gegen Intellektuelle.¹ Ziel dieses Artikels ist es, zum einen aufzuzeigen, inwieweit Hofstadter die Diskussion zu Antiintellektualismus und Frauen bis heute prägt, und eine detaillierte Übersicht zu Forschungstrends in diesem Bereich zu liefern. Zum anderen soll die historiographische Debatte um zwei Fallbeispiele der Jahrhundertwende erweitert werden. Untersuchungen zum Antiintellektualismuskurs in Rebecca Harding Davis' autobiographischem Werk *Bits of Gossip* (1904) und Eliza Frances Andrews' Bürgerkriegstagebuch *The War-Time Journal of a Georgia Girl* (1908) stellen die weit verbreitete These von der als antiintellektuell definierten Natur der viktorianischen Frau infrage und erlauben Einblicke in die Art und Weise, wie konservative und progressive intellektuelle Frauen sich selbst in den (Anti-)Intellektualismuskurs einschrieben.

Es findet sich im Schlagwortverzeichnis von *Anti-intellectualism in American Life* kein Eintrag zu Frauen, Frauenbewegungen oder ähnlichem. Nur eine Handvoll Frauen wird na-

1 Im Grunde gilt diese Abwesenheit in der historischen Revision zu Antiintellektualismus für alle Minoritäten, sowohl bei Hofstadter als auch in der auf ihn folgenden Forschung zum Thema. Eine entsprechende Aufarbeitung in diesen Bereichen würde der These von einer antiintellektuellen amerikanischen Kultur mehr Komplexität und Nuanciertheit verschaffen, insbesondere bezüglich eines inhärenten Geschlechter-, Rassen- und Nationalitätenessentialismus im Verständnis von Intellekt bzw. intellektuellen Fähigkeiten und Intelligenz (*Common Sense*). Damit könnten u.a. Werke wie John McWhorters *Losing the Race. Self-Sabotage in Black America* (2000/2001), welches Antiintellektualismus als kulturelles Resultat fortlaufender Diskriminierung von schwarzen Amerikanern diagnostiziert, durch eine historische Dimension kontextualisiert werden.

mentlich aufgeführt, die in verschiedenen Zusammenhängen kurz Erwähnung finden, darunter Anne Hutchinson (1591–1643, religiöse Reformerin), Marietta Johnson (1864–1938, progressive Pädagogin), Ellen Key (1849–1926, schwedische Feministin), Mabel Dodge Lohan (1879–1962, wohlhabende Kunstmäzenin) und Mary McCarthy (1912–1989, Schriftstellerin).² Hofstadter diskutiert Frauen lediglich im Zusammenhang mit den Widrigkeiten ausführlicher, denen sich männliche Reformpolitiker im ausgehenden 19. Jahrhundert ausgesetzt sahen, und im Rahmen der bildungspolitischen Misere im gleichen Zeitraum. Diese Einträge finden sich jeweils unter den Schlagworten Politik/Rolle von Frauen und Bildung/Lehrerinnen (»the woman teacher«³).

Hofstadters Diskussion zur Rolle von Frauen in der Politik beschränkt sich auf die Feststellung, dass Frauen von der Politik ausgeschlossen gewesen seien, da politisch aktiven Frauen die Weiblichkeit abgesprochen und Politik per se als männliche Sphäre betrachtet wurde. Im Umkehrschluss, und hierin liegt das eigentliche Interesse Hofstadters, wurde die Männlichkeit jener Politiker bestritten, die Reformen unterstützten: »If women invaded politics, they would become masculine, just as men became feminine when they espoused reform.«⁴

Ein zweiter Bereich, in dem Frauen bei Hofstadters Auseinandersetzung mit Antiintellektualismus eine Rolle spielen, sind seine kritischen Betrachtungen zum amerikanischen Schulsystem und zur gesellschaftlichen und ökonomischen Situation von Lehrer*innen. In Teil 5 des Buches, der sich mit Bildung und Demokratie beschäftigt, erläutert er, wie Frauen ab der Mitte des 19. Jahrhunderts langsam den Lehrkörper in allgemeinbildenden Schulen dominierten, da sie als billige Arbeitskräfte in diesem wenig prestigereichen Bereich willkommen gewesen seien. Genau hier liegt auch Hofstadters Kritik, nämlich im schlechten Renommee der allgemeinen Schulbildung und der überproportionalen Repräsentation des Schulwesens durch Lehrerinnen. Dabei spricht er Frauen nicht die entsprechende Lehrexpertise ab, moniert aber, dass Jungen somit ohne Lehrervorbilder aufwüchsen und bei den nachkommenden Generationen der Eindruck entstanden sei, Bildung sei weiblich, da von Frauen vertreten. Hofstadter spricht konkret von »feminization of teaching«.⁵

Hofstadter geht nirgends explizit auf intellektuelle Frauen ein oder auf die Sichtweise von Frauen auf Intellektuelle, also ihre Teilhabe an (anti-)intellektuellen Strömungen. Dabei erklärt sich die Abwesenheit von Frauen in Hofstadters Auseinandersetzung mit antiintellektuellen Tendenzen in Religion, Politik, »praktischer Kultur« und Bildung aus der un hinterfragten Übernahme der *separate spheres ideology* des 19. Jahrhunderts. Hofstadters Kommentare hierzu machen deutlich, dass er die viktorianische Weltanschauung der getrennten Sphären, in der Männer der öffentlichen (politischen) Welt zugeordnet wurden und Frauen

2 Die beschreibenden Kategorien zu den namentlich im Index von *Anti-intellectualism in American Life* gelisteten Frauen lehnen sich an Hofstadters Sprachpraxis bzw. Bezeichnungen an und stellen keine essentialistischen Festschreibungen der Autorinnen dar.

3 Hofstadter 1963, Index v.

4 Ebd., 190.

5 Ebd., 320.

der privaten (häuslichen), sehr wohl als ideologische Maxime entlarvte, sie jedoch gleichzeitig als historische Realität begriff. Er beanstandete den Geschlechteressentialismus des 19. Jahrhunderts, der propagierte, dass, wie Hofstadter es formuliert, »women would soil and unsex themselves if they entered the inevitably dirty male world of political activity«. ⁶ Aufgrund dieser vorherrschenden Wertevorstellungen ging er davon aus, dass Frauen tatsächlich nicht an politischen Aktivitäten teilhatten und auch nicht Teil (anti-)intellektueller Strömungen des öffentlichen Lebens und politischer Demokratiekulturen gewesen seien, auf die er sich in *Anti-intellectualism* fokussierte.

2. Antiintellektualismus und amerikanische Frauengeschichte: *separate spheres*, die Republikanische Mutter und die Wahre Frau

Schon am Ende der 1980er Jahre kam die Übernahme der *separate spheres ideology* in den Kultur- und Literaturwissenschaften unter scharfe Kritik, die in Sammelwerken wie *No More Separate Spheres: A Next Wave American Studies Reader* (2002) mündete. ⁷ Hier wurde eben jener bei Hofstadter oben identifizierte Mechanismus kritisiert, der Ideologie und Rhetorik in lebensweltliche Realitäten übertrug. Im Grunde betont die *No-More-Separate-Spheres*-Schule, dass zwischen propagiertem Gedankengut, welches Frauen im Privaten zu verankern suchte, und den eigentlichen, oft sehr öffentlichen Aktivitäten von Frauen klar zu unterscheiden sei. ⁸

Trotz der Kritik an der Übertragung einer viktorianischen Konstruktion von Geschlechtersphären auf kulturhistorische Auseinandersetzungen mit dem 19. Jahrhundert spiegelt die bis heute sehr begrenzte Forschungspraxis zu Frauen und Antiintellektualismus Hofstadters Positionierung bzw. Nichtpositionierung von Frauen im wissenschaftlichen Diskurs zu Antiintellektualismusströmungen in den USA wider. Dabei folgte die Forschung den vier Schwerpunktfeldern, in denen Hofstadter Frauen verortet bzw. in denen geschlechtsspezifische Aspekte innerhalb seiner Antiintellektualismusdebatte eine Rolle spielen: Hofstadter definiert die Rolle von Frauen im 19. Jahrhundert und darüber hinaus als (1) inhärent antiintellektuell und sieht ihre soziale Funktion als (2) gesellschaftliche unpolitische Moralapostel, realisiert in ihrer Rolle als Mütter und Ehefrauen. ⁹ Zudem spielen soziokulturelle Konstruktionen von Geschlecht in zwei Diskussionsfeldern eine Rolle: zum einen in Hofstadters

6 Hofstadter 1963, 190.

7 Davidson/Hatcher 2002. Der Titel und die Konzeption der Aufsatzsammlung beziehen sich auf ein 1998 erschienenes Themenheft der Zeitschrift *American Literature. A Journal of Literary History, Criticism, and Bibliography* mit dem Titel *No More Separate Spheres!*, Davidson 1998.

8 In ihrem wegweisenden Aufsatz zum Thema getrennter Welten, *Separate Spheres, Female Worlds, Women's Place: The Rhetoric of Women's History*, erläutert Linda Kerber die Problematik der unreflektierten Anwendung der Metapher *separate spheres*: »When they used the metaphor of separate spheres, historians referred, often interchangeably, to an ideology imposed on women, a culture created by women, a set of boundaries expected to be observed by women« (1988, 37).

9 Hofstadter 1963, 189.

Debatte zur (3) Repression und Angst vor Sexualität innerhalb fundamentalistisch-religiöser Strömungen,¹⁰ die seiner Ansicht nach in der Überhebung von Fühlen gegenüber Denken maßgeblich antiintellektuelle Ansichten lenkten, zum anderen in dem schon erwähnten (4) Verpönen von Intellektuellen als weibisch.¹¹

Es scheint ganz so, als wären die in den 1960ern und 1970ern Jahren einsetzenden kultur- und geschichtswissenschaftlichen Debatten zum vorherrschenden Frauenbild der frühen amerikanischen Republik, dem Kult der Wahren Frau und dem daraus resultierenden Konzept der Republikanischen Mutter durch Hofstadters Werk, wenn nicht gerade initiiert, so doch auf jeden Fall befeuert worden. Barbara Welters Aufsatz *Anti-intellectualism and the American Woman, 1800–1860*, erschien nur drei Jahre nach der Publikation von Hofstadters Arbeit in der Zeitschrift *Mid-America*, fast zeitgleich zu ihrem Aufsatz, *The Cult of True Womanhood, 1820–1860*. Letztere Publikation etablierte das Konzept der Wahrhaftigen Weiblichkeit als festen Bestandteil in der Neubetrachtung der Rolle amerikanischer Frauen im 19. Jahrhundert. In dem Beitrag versuchte Welter nachzuzeichnen, was Autoren des 19. Jahrhunderts unter diesem geflügelten Begriff verstanden. *Anti-intellectualism and the American Woman* konzentriert sich stärker auf die mit *True Womanhood* verbundene pseudo-wissenschaftliche Darstellung von der angeblich antiintellektuellen Natur der Frau. Gleich zu Beginn konstatiert Welter in direkter Anlehnung an Hofstadters Antiintellektualismusthese, dass die Gesellschaft in den USA des 19. Jahrhunderts Frauen von Natur aus als nicht intellektuell ansah, sie aber gerade wegen ihres vermeintlich fehlenden Intellekts als gesellschaftlich wertvoll schätzte:

»Nineteenth-century American man often preferred common sense or intuition to reason, as modes of achieving wisdom and truth.¹² But if mankind, generically, was anti-intellectual, woman was so in a particular way – one in which her very essence was involved. Indeed, the more she used her heart rather than her mind the more feminine she was. Anti-intellectualism was implicit in the cult which exalted women as creatures who did not use logic or reason, having a surer, purer road to the truth – the high road of the heart.«¹³

Welter argumentiert hier, dass der von Hofstadter beschriebene Trend in den USA, gesunden Menschenverstand und Intuition abstraktem Rationalismus vorzuziehen, Frauen auf spezielle Weise betroffen habe. Man habe Frauen quasi per se als antiintellektuell gesehen, in dem Sinne, dass ihre Welterkenntnis nicht über intellektuelle Fähigkeiten bestimmt werde, sondern über ein gefühlsmäßiges Erkennen. Frauen wüssten intuitiv, was richtig und falsch sei.

10 Ebd., 118–119.

11 Ebd., 189–190; 320.

12 Im Originalartikel findet sich hier eine Fußnote, in der sich Welter an Hofstadters Definition von intellektuell als Gegensatz zu Intelligenz anschließt (Welter 1966a, 258, Anm. 1).

13 Welter 1966a, 258.

Frausein bedeute im Kern, die Welt mit dem Herzen wahrzunehmen, die Wahrheit spontan zu fühlen. Welter belegt diese weit verbreitete Annahme von der nichtrationalen Natur der Frau mit einer Vielzahl zeitgenössischer Beispiele aus (pseudo-)wissenschaftlichen (Anatomie, Gynäkologie, Phrenologie), religiösen, journalistischen und literarischen Diskursen. Zugleich zeigt Welter das Dilemma auf, in dem sich intellektuelle Frauen wie Margaret Fuller oder Madame de Staël befunden hätten, die quasi widernatürliche Phänomene dargestellt hätten und denen man die Weiblichkeit aberkannt habe. Welter geht im Gegensatz zu Hofstadter beispielhaft auf die schwierige Situation von intellektuellen Frauen ein und belässt es nicht bei Allgemeinaussagen zur Maskulinisierung von denkenden Frauen. Sie schrieb Frauen in die Antiintellektualismusdebatte der 1960er Jahre ein, aber nicht über ihre eigene antiintellektuelle Weltsicht, sondern in der Hofstadter-Tradition als antiintellektuelle Entitäten *par excellence*.

Schon Welter und nach ihr noch nuancierter Linda Kerber leiteten aus der als antiintellektuell definierten Natur der viktorianischen Frau die für sie vorgesehene gesellschaftliche Rolle der Republikanischen Mutter ab. Kerber erläutert in *Toward an Intellectual History of Women* (1997), dass sie sich Anfang der 1970er Jahre gefragt habe, wie die Gründergeneration Frauen innerhalb der republikanischen sozialen Ordnung positioniert hätte. Erste Resultate dieser Überlegungen waren zwei Aufsätze, die für viel Aufsehen in der Wissenschaftswelt sorgten und Kerbers anhaltendes Renommee begründeten: *Daughters of Columbia* (1974), gefolgt von *The Republican Mother* (1976). *Daughters of Columbia* erschien als Teil einer von ehemaligen Schülern Richard Hofstadters zusammengestellten Aufsatzsammlung zum Gedenken an den kurz zuvor verstorbenen Wissenschaftler und Mentor. Auch hier fand die Auseinandersetzung mit der Rolle der Frau in der neu begründeten Republik in Anlehnung an Hofstadters soziohistorische Analyse statt und prägte den kulturhistorischen Diskurs zu amerikanischen Frauen im langen 19. Jahrhundert nachhaltig. Kerber, wie zuvor Welter, konstatiert, dass Frauen in der jungen Republik als nichtintellektuell definiert worden seien, konzentriert sich im Folgenden jedoch stärker auf die Debatte zur Bildung der Frau. Kerber diagnostiziert für das frühe 19. Jahrhundert eine von Hofstadter erst dem ausgehenden viktorianischen Zeitalter zugeschriebene Form des Antiintellektualismus, den Daniel Rigney in seiner Kategorisierung der von Hofstadter diskutierten Antiintellektualismustypen als unreflektierten Instrumentalismus bezeichnet.¹⁴ Bildung wird hierbei gesellschaftspolitisch einem klaren Nutzen- und Anwendungsprinzip unterstellt und nicht im aufklärerischen Sinne der geistigen Formung des mündigen (männlichen) Individuums. Nach Kerber orientierte sich das Bildungsziel im Falle von amerikanischen Frauen an der ihnen zugewiesenen politischen Rolle als Mutter und damit Erzieherin mündiger Bürger. Bildung für Frauen sei nunmehr um die politische Dimension der moralischen Erziehung zukünftiger Staatsbürger erweitert worden. Intellektualität um ihrer selbst Willen habe man als krankhaft, unnatürlich und vermännlichend angesehen.

14 Rigney 1991, 446–447.

Kerber und Welter situierten Frauen im Antiintellektualismuskurs bzw. binden eine Diskussion von Geschlechterideologien an Antiintellektualismustheorien. Sie gingen dabei nicht substantiell über Hofstadter hinaus, sondern fokussierten sich in erster Linie auf die Art und Weise, wie Frauen innerhalb dominanter Ideologien verortet wurden und wie dies in das große Narrativ des amerikanischen Antiintellektualismus passte. Sie nahmen Hofstadter zum Anlass, um über die politische Rolle von Frauen in der amerikanischen Republik nachzudenken, und taten dies im Rahmen der Dichotomie »intellektuell« und »antiintellektuell«. Im Gegensatz zu Hofstadter zeigten sie nicht nur auf, dass Frauen und Weiblichkeit klar antiintellektuell bzw. als nichtintellektuell definiert wurden, sondern, wie daraus eine gesellschaftspolitische Rolle für Frauen erwuchs. Kerber kam zu dem Schluss, dass die Kategorisierung von Frauen als nichtintellektuell und die damit einhergehende Zuschreibung der Rolle als Hüterin der moralischen Grundwerte der Nation ein bewusster Prozess gewesen seien. Die Gründergeneration habe so dem Dilemma begegnen wollen, welches sich aus der Kluft zwischen republikanischen Werten der Bürgersouveränität und gesellschaftlichen Geschlechterhierarchien ergab, die in den entmündigenden Gesetzen der *coverture* für verheiratete Frauen eklatant sichtbar waren.

Die Diskussion zur antiintellektuellen Natur der Frau und ihrer darüber zugeschriebenen gesellschaftlichen Rolle führte zu einer ebenfalls bei Hofstadter anklingenden Neuinterpretation evangelikaler fundamentalistischer Strömungen. Hofstadter interpretierte die im 19. Jahrhundert um sich greifenden religiösen Erweckungsbewegungen als Manifestationen eines verbreiteten Antiintellektualismus.¹⁵ Barbara Welter verstand die Bewegungen jedoch eher als Feminisierung. Sie argumentiert in einem Aufsatz von 1973 mit dem Titel *The Feminization of American Religion, 1800–1860*,¹⁶ dass aufgrund verschiedener soziokultureller Veränderungen Religion zur Frauensache geworden sei, was dazu geführt habe, dass religiöse Praktiken domestiziert und emotionalisiert wurden. Die Erweckungsbewegungen sind nach Welter als Symptome dieses Wandels zu verstehen. Kurzum ergibt sich für sie und andere Kulturwissenschaftler*innen nach ihr das Argument, dass die Veränderung der religiösen Praxis ein direktes Resultat der Definition von Frauen als antiintellektuell gewesen sei. Da man davon ausging, dass Frauen intuitiv Zugang zu Weltwissen und zu Gott hätten, ergab sich daraus eine Zuschreibung eines höheren Grades an moralischen und religiösen Tugenden. Daraus wiederum leitete sich (nach Kerber sowie Welter) die politisierte Rolle der Republikanischen Mutter ab, die auch religiöse Angelegenheiten ins häuslich-private, also die Sphäre der Frau, verschob. Welter und noch prominenter Ann Douglass entwickelten auf dieser Basis die sogenannte Feminisierungsthese von Religion und Kultur im 19. Jahrhundert.¹⁷

Douglass führte das Antiintellektualismusargument einen Schritt weiter als Welter, indem sie die angebliche Feminisierung amerikanischer Kultur im 19. Jahrhundert, d.h. die ver-

¹⁵ Hofstadter 1963, 81–116.

¹⁶ Welter 1973.

¹⁷ Douglass 1977.

stärkte Hinwendung zu Frömmigkeit und Moral, als bewusste Gegenbewegung zur Säkularisierung des öffentlichen Lebens und des industriellen Kapitalismus verstand. Sie sah darin eine antiintellektuelle Gegenkultur, die von Sentimentalismus und Häuslichkeit geprägt gewesen sei.¹⁸ Die Feminisierungsthese beeinflusste anhaltend die amerikanische und europäische Religions- und Kulturhistoriographie, auch wenn sie insbesondere seit den 1990er Jahren stark umstritten war und in vielerlei Hinsicht in Frage gestellt bzw. widerlegt wurde: So monierte Ann Braude, dass es keine konkreten Nachweise für einen demographischen Wandel in der religiösen Praxis des 19. Jahrhunderts gegeben habe. Zudem wies sie und später auch Patrick Pasture darauf hin, dass Interpretationen und Definitionen von feminin und maskulin stärker historisch kontextualisiert werden müssten, um Fehlinterpretationen zu vermeiden. Nach Callum Brown stellt sich zum Beispiel die Frage, ob nicht etwa nur Frömmigkeit feminisiert worden sei, sondern eben auch eine Verfrömmigung von Weiblichkeit stattgefunden habe.¹⁹ Gegen die Feminisierungsthese und damit die Annahme, dass Männer sich von Kirchen entfremdeten und Frauen eine wichtigere Rolle zukam, spreche ebenfalls, dass dies in nur einigen wenigen protestantischen Denominationen tatsächlich der Fall, aber keinesfalls die Regel gewesen sei. Nach Braude zeigt sich hier eine für das 19. Jahrhundert gängige Diskrepanz zwischen weiblicher Präsenz und männlicher Machthabe.²⁰

Die Diskussion zur Feminisierungsthese dominiert seit den 1980er Jahren die wissenschaftliche Auseinandersetzung zu Frauen und Antiintellektualismus. Der Fokus liegt hierbei auf der Betrachtung einer sentimentalisierten antiintellektuellen Gegenkultur. Sentimentalismus und Häuslichkeit werden dabei als antiintellektuell verstanden. Das Problem einer solchen kulturwissenschaftlichen Ausrichtung für eine (intellektuelle) Kulturgeschichte von amerikanischen Frauen liegt darin, dass sie die historische und von Hofstadter wiederbelebte Kategorisierung von Frauen als nichtintellektuell fortführt, statt ihre Teilhabe an antiintellektuellen Strömungen zu beleuchten.

Hofstadter selbst zeigt in einer Momentaufnahme, dass Frauen sogar eine Vorreiterrolle in antiintellektuellen Sicht- und Aktionsweisen zukam. So berichtet er, wie die puritanische Massachusetts Bay Colony schon im frühen 17. Jahrhundert durch antiintellektuelle Aktivitäten von Anne Hutchinson aufgerüttelt wurde. Er beschreibt, wie sie gelehrte Kirchenvertreter anfeindete und Universitätsbildung als korrumpierend ablehnte. Obwohl Hofstadter sie als eine Art Vorläuferin der Erweckungsbewegungen des 19. Jahrhunderts sieht, spielen Frauen in seiner Auseinandersetzung mit den Erweckungsbewegungen keine weitere Rolle. Geschlecht und Sexualität erwähnt Hofstadter erst wieder in Zusammenhang mit dem Ende des 19. Jahrhunderts aufkommenden religiösen Fundamentalismus, der Sexualität zu unterdrücken suchte. Er meint kurz dazu, dass Fundamentalisten ge-

18 Ebd.

19 Vgl. Braude 1997, 96, Pasture 2012, 13; Brown 2001, 59.

20 Vgl. Braude 1997, 99–100; siehe auch McLeod 2000, 216–247. Für eine ausführlichere Zusammenfassung der Diskussion zur Feminisierungsthese siehe Pasture 2012.

radezu Angst vor Sexualität in jeglicher Form gehabt hätten.²¹ Marilyn French kritisierte diese Sichtweise und argumentierte, hier übersehe Hofstadter, dass fundamentalistische Kontrolle von Sexualität auf die Unterwerfung von sich zunehmend emanzipierenden Frauen abgezielt habe. Anhand einer Untersuchung fundamentalistischer Rhetorik zu weiblicher Sexualität und zu Frauenbewegungen schließt sie auf das Bestreben religiöser Fundamentalisten, männliche Dominanz in Politik und religiös-moralischen Angelegenheiten zu zementieren.²²

French sah Frauen als Opfer innerhalb von antiintellektuellen Bewegungen, da diese die hegemoniale Macht von Männern stärke. Genau diese Frage, ob Frauen, da sie als antiintellektuell definiert werden, in antiintellektuellen Bewegungen (Erweckungsreligion, Sentimentalismus und Fundamentalismus) partizipierten bzw. Antiintellektualismus zur Stärkung der eigenen Position instrumentalisierten, und inwieweit sie damit die Hegemonie des Patriarchats unterstützen, dominiert in den letzten Jahren die Diskussion zu Frauen und Intellektualismus.²³ Arbeiten wie die von Mary Wearn McCartin zeigen jedoch auf, dass die Verortung von Frauen in antiintellektuellen Diskursen komplexer und nicht notwendiger Weise eindimensional zu sehen ist. So könnten sie ihre antiintellektuelle Positionierung sowohl zur Teilhabe an ihnen sonst verschlossenen gesellschaftlichen Räumen und Debatten nutzen, als auch intellektuelle Positionen einnehmen. McCartin illustriert in *Nineteenth-Century American Women Write Religion*, wie Frauen innerhalb religiöser Bewegungen stark affektive Rhetorik nutzten, um theologische Doktrinen und Theorien in hoch intellektuellen Diskursen zu hinterfragen.²⁴

3. Frauen und (Anti-)Intellektualismuskurse im ausgehenden 19. Jahrhundert: Rebecca Harding Davis und Eliza Frances Andrews

McCartins Arbeit scheint wegweisend für eine nuancierte Debatte darüber, wie sich Frauen als antiintellektuell verstanden, verhielten und positionierten und welche aktive Rolle sie in Antiintellektualismusströmungen einnahmen. Es stellt sich vor allem die Frage, wie eine gesellschaftliche Gruppe, der Intellekt abgesprochen wurde bzw. für die intellektuelles Bestreben und Können als unnatürlich galt, sich überhaupt in antiintellektuellen Debatten positionieren konnte. Um dieser Schlagrichtung einen weiteren Impuls zu geben, wird im Folgenden untersucht, wie sich zwei weiße intellektuelle Frauen im ausgehenden 19. Jahrhundert zum Thema äußerten. Hier sei nochmals angemerkt, dass sich die Debatte zu Frauen und Intellektualismus in der Regel auf weiße Frauen bezog bzw. keine Differenzierung vorgenommen

21 Hofstadter 1963, 119.

22 French 1992, 51–66.

23 Vgl. Samuel 1992.

24 Vgl. McCartin 2014.

wurde. Die referierten Beispiele lassen klar auf Weißsein als unartikulierte Norm schließen. Für schwarze Frauen und Women of Color potenzierte sich die Problematik. Künftig müssten hierzu separate bzw. komplexere Studien durchgeführt werden, die intersektionale Formen der Abschreibung intellektueller Fähigkeiten berücksichtigten.

In diesem Beitrag stehen die autobiographischen Texte von zwei weißen Frauen im Fokus, die sich auch zu ehemals versklavten Frauen positionieren und die Perspektive damit öffnen. Bei den Texten handelt es sich um die kulturelle Autobiographie *Bits of Gossip* (1904) von Rebecca Harding Davis (1831–1910) und um das 1908 publizierte Bürgerkriegstagebuch *The War-Time Journal of a Georgia Girl, 1864–1865*, von Eliza Frances Andrews (1840–1931). Beide Texte verbindet der intellektuelle Status der Autorinnen als Schriftstellerinnen und im Falle von Andrews auch Naturwissenschaftlerin, das Genre des Life Writing im weiteren Sinne und die direkte Verhandlung von Intellektualität, (Welt-)Wissen und Bildung.

Autobiographisches Schreiben von Frauen im langen 19. Jahrhundert entsprach nicht dem gängigen Kodex amerikanischer Weiblichkeit, der eine öffentliche Selbstinszenierung nicht vorsah. Deshalb griffen Frauen häufig zu Alternativen, indem sie quasi eine Beobachter- bzw. Zeitzeugenrolle für sich deklarierten und ihre Selbstdarstellungen legitimierten. Davis proklamiert in den eröffnenden Kommentaren zu *Bits of Gossip*, dass es ihr um erlebte Zeitgeschichte gehe. Andrews betont im Vorwort zum Tagebuch, dass sie einen Beitrag zur Gesellschaftsgeschichte des Südens leisten wolle.²⁵

Davis und Andrews publizierten autobiographische Texte mit der Intention, ein breites Publikum zu erreichen. Es ist davon auszugehen, dass hier Gedanken propagiert werden, die öffentlich verhandelbar waren. Dies ist gleichzeitig Hauptaugenmerk der Untersuchungen, nämlich die öffentlichkeitswirksame Verhandlung von Intellektualismus und Antiintellektualismus durch Frauen und in Bezug auf Frauen um die Jahrhundertwende. Die Untersuchungsperiode liegt im sogenannten Gilded Age am Übergang zur Progressiven Ära. Damit handelt es sich nach Hofstadter um eine Phase des Übergangs vom Antiintellektualismus des industriellen Zeitalters zur Expertenkultur des frühen 20. Jahrhunderts.²⁶ Es soll entsprechend untersucht werden, inwieweit sich die Einstellungen der zwei Autorinnen zu Intellektuellen in diese Tradition einordnen lassen. Die Auswahl bleibt letztlich stichprobenhaft und erhebt keinen Anspruch auf repräsentative Generalisierungen, gleichwohl zeigt sie einen klaren noch zu beschreibenden Trend dahingehend, wie Frauen antiintellektuelle Debatten zur Einschreibung in die intellektuelle Elite nutzten.

25 Davis 1904, 21; Andrews 1908, 3.

26 Vgl. Hofstadter 1963, 197–229.

4. Rebecca Harding Davis: Intellektuelle Frauen mit Herz und weibische Männer mit Verstand

Rebecca Harding Davis, bekannt durch ihre Novelle *Life in the Iron Mills* (1861), gehört zu den frühen Vertreter*innen des Realismus, wobei sie einfache Menschen zu literarischen Helden machte, ganz im Sinne eines Antiintellektualismus. 1831 in den Südstaaten geboren, verbrachte sie die ersten 30 Lebensjahre in Virginia (später West Virginia), hauptsächlich in Wheeling direkt am Ohio und damit in der Grenzregion zum Norden. Nach ihrer Heirat zog sie nach Philadelphia, wo sie den Rest ihres Lebens verbrachte. Davis wurde bis zum 14. Lebensjahr durch ihre Mutter und Privatlehrer unterrichtet und besuchte anschließend das Washington Female Seminary. Mit 17 kehrte sie nach Hause zurück und unterstützte ihre Mutter bei der Haushaltsführung. Um sich weiter zu bilden, blieben ihr nunmehr nur die Bücher ihres Bruders Wilse, der am Washington College studierte. Sie begann zu schreiben, aber erst mit 30 Jahren gelang ihr über Nacht der Durchbruch mit der Publikation von *Life in the Iron Mills* in der renommierten Zeitschrift *Atlantic Monthly*. Von nun an ging die Karriere steil bergauf. Während ihrer Schwangerschaft sah sie sich jedoch mit den gängigen Vorurteilen gegen schriftstellerische Frauen konfrontiert. Ihre Kindsbettdepression wurde als »nervous exhaustion« diagnostiziert, was typischer Weise auf intellektuelle Tätigkeiten von Frauen zurückgeführt wurde. Daraufhin wurde ihr geraten, von jeglichem Lesen und Schreiben abzusehen. Davis verarbeitete diese Erfahrungen später in Kurzgeschichten und führte ihre schriftstellerische Karriere unbeirrt fort. Nichtsdestotrotz prägten diese Erlebnisse ihre Einstellung zur angeblich antiintellektuellen Natur von Frauen und männlicher intellektueller Vorherrschaft.²⁷

Im Alter von 73 Jahren veröffentlichte Davis *Bits of Gossip* und positionierte sich darin als Zeitzeugin, die versucht, den Charakter der amerikanischen Nation und Kultur zu erfassen. Teil dieses Projekts ist die Einschreibung von Frauen als prägend für den nationalen Charakter. Im Kern stellt Davis intellektuellen Männern praktisch veranlagte Frauen gegenüber, ohne die die Männer im Prinzip nicht lebensfähig wären. Im Buch inventarisiert Davis den nationalen Charakter, den sie als eine Mischung aus Neuengländern, Südstaatlern und Mittelstaatlern (Pennsylvania und West Virginia) versteht. Sie beginnt ihre Inventarisierung mit den Neuengländern bzw. der intellektuellen Elite in Boston und Concord, i.e. Ralph Waldo Emerson, Nathaniel Hawthorne, Bronson Alcott, Henry Thoreau, Oliver Wendell Holmes und James Russell Lowell. Sie bezeichnet diese Herren wahlweise als »Areopagite«, Brahmine und »Atlantic coterie« und stilisiert sie ironisch als Pseudogottheiten der jungen amerikanischen Nation. So nennt sie Emerson einen »amerikanischen Propheten«.²⁸ Sie berichtet, wie sie selbst als junge Frau Emerson verehrte und meinte, er stehe wie Moses mit Gott in Verbindung und könne ihn und die Welt deshalb anderen vermitteln. Nach näherer Be-

27 Für die biographischen Angaben zu Rebecca Harding Davis vgl. Lasseter/Harris 2001.

28 Davis 1904, 38-44.

kanntschaft verändert sich dieses Bild, wie sie behauptet. Sie moniert, dass diese Propheten und weisen Moralapostel in ihrer eigenen Welt gelebt und den Bezug zur Realität verloren hätten. So konstatiert sie, dass »while they thought they were guiding the real world, they stood quite outside of it, and never would see it as it was.«²⁹ Sie erläutert weiter:

»Whether Alcott, Emerson, and their disciples discussed pearls or the war, their views gave you the same sense of unreality [...]. You heard much sound philosophy and many sublime guesses at the eternal verities; in fact, never were the eternal verities so dissected and pawed over and turned inside out as they were about that time, in Boston, by Margaret Fuller and her successors. But the discussion left you with a vague, uneasy sense that something was lacking, some back-bone of fact. Their theories were like beautiful bubbles blown from a child's pipe, floating overhead, with queer reflections on them of sky and earth and human beings, all in a glow of fairy color and all a little distorted.«³⁰

Davis stilisiert hier Philosophen, Literaten und Reformer als verklärte Romantiker, als übersensibel, verkopft und realitätsfremd. Ganz in der von Hofstadter definierten Antiintellektualismusmanier kritisiert sie die theoretischen Luftschlösser, die nicht an faktische Realitäten gebunden und damit abgehoben und nutzlos seien. Dabei geht es jedoch nicht im Sinne eines unreflektierten Instrumentalismus um den Nutzen von generiertem Wissen, sondern darum, dass Davis zufolge Theorie mit Praxis (im Sinne von Welterfahrung) im Einklang stehen müsse. So kritisiert sie Theoretiker wie Emerson, Alcott und Whitman sowohl für ihre Weltfremdheit als auch insbesondere für ihre Scheinheiligkeit und fehlende Menschlichkeit. Sie nennt den Bildungsreformer Alcott einen Hypokriten, der zum Beispiel eine vegetarische Birnendiät propagiere und selbst abends beim Roastbeef ordentlich zulange. Sie missbilligt auch sein Philosophieren über den Bürgerkrieg, den er im Gegensatz zur ihr nie aus der Nähe erlebt hat. Ihre schärfste Kritik gilt jedoch seinem Unvermögen, seine Familie zu ernähren, deren Leid er über seinen Philosophien vergesse. Emerson rügt sie für seinen Egoismus, da er sich für andere Menschen nur als Untersuchungsobjekte für seine gesellschaftstheoretischen empirischen Studien, aber nicht als Mitmenschen auf Augenhöhe interessiere. Walt Whitman wiederum wird für seine Idealisierung der Arbeiterklasse und seine (theoretischen) abolitionistischen Einstellungen abgemahnt, da er weder arbeite noch für die Nordstaaten gekämpft habe.³¹ Davis hat viel Lob für »scholars« und »original thinkers«, aber sie kritisiert sowohl Theorien, die keinen Rückhalt in der Praxis haben, als auch gedankenlose Gefolgschaft und Hörigkeit und die quasi Heiligsprechung dieser Denker. Sie kommentiert den Siegeszug Emersons und insbesondere des Transzendentalismus als quasi neue Religion wie folgt:

29 Ebd., 44.

30 Ebd., 39-40.

31 Alle genannten Beispiele siehe ebd. 38-44.

»There were vast outlying provinces of intelligence where he [Emerson] reigned absolutely as does the unseen Grand Llama over his adoring votaries. New England then swarmed with weak-brained, imitative folk who had studied books with more or less zeal, and who knew nothing of actual life. They were suffering under the curse of an education which they could not use; they were the lean, underfed men and women of villages and farms, who were trained enough to be lawyers and teachers in their communities, but who actually were cobblers, millhands, or tailoresses.«³²

Davis nennt die blinden Gefolgsleute Emersons auch »wild-eyed Harvard undergraduates«, die sie auf eine Stufe mit »lean, underpaid working-women«³³ stellt. Die obige Passage verdeutlicht, wie Davis nicht Kritik an Bildung per se übt, sondern an einer fehlenden Verbindung von Weltwissen (erlebter Erfahrung) und umfassender Bildung.

Davis betrachtet wie selbstverständlich Männer und Frauen gleichermaßen, sowohl in ihrer Diskussion der intellektuellen Elite Concords als auch in ihren Kommentaren zu den von ihr als halbgebildete Provinzler charakterisierten Personen. So spricht sie von »Margaret Fuller and her successors« als von »underfed men and women« und von »tailoresses«.³⁴ Margaret Fuller (1810–1850), Schriftstellerin, Frauenrechtlerin und Pädagogin, gilt vielen als Paradebeispiel, wenn es um die Verurteilung von intellektuellen Frauen im 19. Jahrhundert als vermännlicht geht.³⁵ Davis nimmt keine solche Charakterisierung vor, im Gegenteil, auf den ersten Blick scheint Gender keine Kategorie in ihrer Bewertung von Intellektuellen zu sein. Allerdings hantiert sie sehr wohl mit Zuschreibungen männlicher und weiblicher Attribute in ihren Beschreibungen und Evaluationen. So heißt es über den Poeten Oliver Wendell Holmes (1809–1894): »He had the fervor, the irritability, the tenderness of a woman, and her whimsical fancies, too. He was, unlike women, eager to help you out with your unreasonable whims.«³⁶ Holmes wird eine Reihe von weiblichen und nichtweiblichen Eigenschaften zugeschrieben, wobei diese eine Mischung aus positiven und negativen Attributen darstellen und sich nicht auf Holmes intellektuelle Natur, sondern sein Tun und Handeln beziehen. Sie nennt Holmes »the finest fruit of that Brahmin order of New England«, macht sich gleichzeitig über seine Selbstverliebtheit (»he had to keen an appreciation of genius not to recognize his own«) lustig und nimmt in seiner Charakterisierung kein Blatt vor den Mund.³⁷ Letztlich unterscheide er sich aber von der Concord-Gruppe darin, dass er kein »unpractical dreamer« sei, sondern »far in advance of his time in certain shrewd, practical plans for the bettering of the conditions of American life. One of his hobbies was a belief

32 Davis 1904, 44.

33 Ebd., 44.

34 Ebd., 41, 44.

35 Für Diskussionen zu Fuller und Antiintellektualismus siehe u.a. Welter 1966a und Pasture 2012.

36 Davis 1904, 46.

37 Ebd., 45.

in a hobby as an escape valve in the over-heated, over-driven career of a brain worker. The doctrine was almost new then.«³⁸ Holmes unterscheidet sich nach Davis positiv von anderen Intellektuellen indes dadurch, dass er eine Balance zwischen geistiger und praktischer Arbeit findet. Ihm gehe es nicht darum, geistige Arbeit zu praktischem Nutzen heranzuziehen, sondern beides zu vereinen. So schreibe Holmes in seinem Büro fleißig Gedichte und verstecke gleichzeitig unter dem Tisch eine Säge und Hobel zur Herstellung kleiner Holzobjekte. Davis zeichnet hier einen Intellektuellen, der handwerklichen Ausgleich sucht und der Gesellschaft von Nutzen sein will.

Nach Hofstadter bestand das Gegenbild zum Intellektuellen im ausgehenden 19. Jahrhundert im Geschäftsmann mit klarem Menschenverstand. Dieser Typus wird ebenfalls von Davis in Form des Scotch-Irishman der mittleren Atlantikstaaten evoziert, den sie als Inkarnation des Geschäftsmannes skizziert. Sie zeichnet ihn aber keinesfalls als positives Gegenstück zum Intellektuellen, sondern kritisiert, dass, während christliche Werte und Wohltätigkeit nicht zu kurz kämen, die Vorherrschaft des wirtschaftlichen und praktischen Arbeitsethos zum Verlust von Religion und Glaube führten. Das Problem sei gerade, dass alles, auch Religion und Glaube, auf praktische Anwendung im diesseitigen Leben geprüft werde. So sei die Reaktion auf Fragen zu Glaube und christlichen Doktrinen:

»What have these abstractions, he [praktischer Geschäftsmann/-frau] says, to do with life? His work is his life. Work now puts a stress and strain on men of which our ancestors knew little. The American is in the thick of it. Whether he be President or newspaper reporter, he feels that he personally has the world by the throat, and that if he loose his hold for a minute the progress of the universe will come to a stop.«³⁹

Insgesamt zeigt Davis' Inventarisierung des Nationalcharakters, wie sowohl der Intellektuelle des Nordens als auch der Geschäftsmann des mittleren Ostens an Hybris krankten und es ihnen an Bodenständigkeit in Einklang mit theoretischem Wissen, Religion und/oder Herzenswärme mangle.

Als positives Gegenstück etabliert Davis letztlich den Typus der »wahren amerikanischen Frau«, den sie auf ihre eigene Weise definiert und den sie in erster Linie Reformerrinnen und Frauen von einflussreichen Männern zuschreibt. Als Beispiele dienen ihr u.a. die Sozialreformerin, Quäkerin und Abolitionistin Lucretia Mott (1793–1880) und die Schriftstellerin und politische Aktivistin Jessie Ann Benton Frémont, Ehefrau des Entdeckers und Politikers John C. Frémont. Davis konstatiert zu Mott, dass

»no man in the Abolition party had a more vigorous brain or ready eloquence than this famous Quaker preacher, but much of her power came from the fact that she was one of

38 Ebd., 47.

39 Ebd., 71.

the most womanly of women. She had pity and tenderness enough in her heart for the mother of mankind [...]. She might face a mob at night that threatened her life, or lecture to thousands of applauding disciples, but she never forgot in the morning to pick and shell the peas for dinner«. ⁴⁰

Das Besondere an Mott seien nicht nur ihr Hirn und ihre Redegewandtheit, sondern ihre Fürsorge und ihr Verantwortungsbewusstsein; Eigenschaften, die Davis als weiblich bezeichnet.

Ähnlich beurteilt Davis Jessie Frémont: »She had great beauty, an education more broad and thorough than that of most men, and a wit and magnetic charm probably never equaled by any American woman. Political leaders discussed their problems with her, and more than once her keen intuition showed them their way to success.«⁴¹ Frémont ist gebildet, hat persönlichen Charme und Intuition. Letztere wurde Frauen häufig zugeschrieben und Intellekt entgegengesetzt. Davis sieht hier beides als ergänzend. Sie betont nachdrücklich, dass andere einflussreiche Frauen absolut nichts Maskulines an sich hätten, »there is nothing masculine in their character or habits of thought; they are womanly, even womanish in both«. ⁴² In Davis' Version der »Wahren Frau« übt diese einen positiven Einfluss auf die Gesellschaft über weibliche Ideale der Fürsorge, des Mitgefühls, der Liebe sowie intellektuellen Rigor aus. Sie tut dies auch nicht indirekt über die Erziehung von Söhnen und die moralisch-religiöse Betreuung der Familie, wie es das Konzept der Republikanischen Mutter vorsah, sondern ganz direkt als Reformerin und Schriftstellerin. Davis' ideale Frau lehnt sich stark an das essentialistische Frauenbild des 19. Jahrhunderts an, unterläuft es aber gleichzeitig, da ihre Heldinnen des Alltags öffentlich reden, predigen und Männer politisch lenken.

Davis stilisiert sich als Zeitzeugin und Kommentatorin. Sie versucht, sich als Frau mit Herz und Verstand zu inszenieren und darüber autobiographisches Schreiben zu legitimieren. Sie nimmt klassische Antiintellektualismusmotive auf (zum Beispiel verkopfte Träumer, realitätsentrückte Elite), setzt aber nicht den Experten oder Common Sense-Geschäftsmann, sondern Frauen mit Herz und Verstand – und damit auch sich selbst – den herrschenden Intellektuellen entgegen.

Es scheint fast so, als ob sie Hofstadters Diktum entspräche, dass es nicht Nichtintellektuelle seien, die Antiintellektualismus bemühten, sondern marginalisierte »Halbintellektuelle«, ⁴³ die sich selbst eine Bühne und Legitimation geben wollten. Dagegen spricht allerdings, dass Davis prinzipiell Intellektualität in Reinform nicht ablehnt. Im Gegenteil bedauert sie, dass der gesellschaftliche Fokus auf Profit und Schnelllebigkeit liege, was keinen Raum mehr lasse für die Bildung des Geistes um seiner selbst willen, wie dies ihrer Meinung nach

⁴⁰ Ebd., 112.

⁴¹ Ebd., 127.

⁴² Ebd., 129.

⁴³ Hofstadter spricht hier von »marginal intellectuals, would-be intellectuals, unfrocked or embittered intellectuals, the literate leaders of the semi-literate« (1963, 21).

in der Vergangenheit noch der Fall gewesen sei: »There was space in that calm, leisurely life for the full growth of personality. Hence, if a boy or girl had a call to any kind of mental work, they followed it quietly and steadily. They studied Greek or mathematics, or literature, because Nature had fitted them for that special study.«⁴⁴

5. Eliza Frances Andrews: Intellektuelle »Rassenexpertin«

Im Vorwort zur ihrer Tagebuchpublikation *The War-Time Journal of a Georgia Girl* (1908) schaut Eliza Frances Andrews auch nostalgisch auf die Südstaatengesellschaft der Vorbürgerkriegszeit zurück, die sie jedoch in einer pseudowissenschaftlichen Auslegung des Sozialdarwinismus als überholt darstellt und damit quasi die Niederlage im Bürgerkrieg erklärt. Sie etabliert sich im gleichen Atemzug als Natur- und Gesellschaftswissenschaftlerin. Andrews war Lehrerin, Journalistin und Wissenschaftlerin (Botanik und ihre Didaktik, Sprach- und Literaturwissenschaft) und 1926 die bis dahin einzige amerikanische Frau, die für eine Mitgliedschaft in der Internationalen Akademie der Literatur und Wissenschaft nominiert wurde.

Andrews erlebte mit Anfang 20 Jahren als Tochter eines Großplantagenbesitzers aus Georgia den Krieg und den Zusammenbruch der Sklaverei aus nächster Nähe. Die Publikation ihres Bürgerkriegstagebuchs ist beispielhaft für einen Trend in der Jim-Crow-Ära, in der sich weiße Südstaatenfrauen als Zeitzeuginnen und »Rassenexpertinnen« inszenierten, um zur kulturellen Re-Etablierung weißer politischer und gesellschaftlicher Vorherrschaft beizutragen. Wie K. Stephen Prince es in *Stories of the South* formuliert, diene so genannte »Rassenexpertise« der Naturalisierung weißer Vorherrschaft: »On the basis of a knowledge rooted in years of experience and lifelong proximity to African Americans, white supremacists insisted on their own ability to speak authoritatively on racial matters.«⁴⁵

In den 1890er Jahre etablierte sich eine institutionalisierte Erinnerungskultur in den Südstaaten, die unter anderem von den selbst deklarierten Töchtern der Konföderierten Staaten von Amerika getragen wurde, die sich in lokalen und nationalen Vereinen organisierten. Insbesondere weiße Südstaatenfrauen waren eingeladen, Kriegstagebücher und Memoiren zu veröffentlichen, da sie als parteilose Insider galten. Diese Sichtweise basierte auf der Tatsache, dass der Krieg überwiegend auf Südstaatenterritorium gewütet hatte und weiße Elitfrauen eng mit Versklavten zusammengelebt hätten. Die sonst so nicht vorgesehene Teilhabe von Frauen am öffentlichen und gesellschaftspolitischen Leben erfolgte ganz im Sinne des Antiintellektualismus über Erfahrung und nicht aufgrund theoretischer Annahmen. Im Gegenzug wurden Nordstaatenpolitiker dafür kritisiert, die Nachkriegsgesetzgebung und gesellschaftliche Integration der ehemaligen Versklavten bestimmen zu wollen, obwohl sie

44 Davis 1904, 44.

45 Prince 2014, 227. Texte, die »Rassenexpertise« propagierten, sind u.a. von Thomas Nelson Page, *The Great American Question* (1907), und Joel Chandler Harris, *The Negro as the South Sees Him* (1904).

keine Ahnung von Menschen afrikanischen Ursprungs hätten. Der Diskurs der »Rassenexpertise« fußte klar auf einer epistemologischen Dichotomie von theoretischen Abstraktionen der Nordstaatler im Kontrast zu Alltagserfahrungen von Südstaatlern. Als Beweis für ein Versagen von Nordstaatenideologien und -theorien wurde dabei die von Nordstaaten politisch kontrollierte Rekonstruktionsperiode herangezogen, die von Rassenunruhen und politischem Chaos geprägt gewesen sei.

Genau dieser Geschichtsverklärung schloss Andrews sich mit ihrer Tagebuchveröffentlichung an, in der sie über Paratexte in Form von Vor- und Nachwort sowie Fußnoten Anspruch auf »Rassenexpertise« erhebt. So heißt es:

»These events [Machtübernahme durch Nordstaatler, Sklavenemanzipation, JN] mark the beginning of that deplorable succession of blunders and outrages that has bequeathed us the most terrible legacy of the war – the race problem; a problem which, unless the common sense of the nation shall awaken, and that right early, to the simple fact that a horse and an ox, or an elephant and an antelope, cannot pull together in the same harness, will settle itself before another generation has passed in a tragedy compared with which the tragedy of the Civil War was child’s play.«⁴⁶

In diesem Kommentar zu dem Teil des Tagebuchs, welcher die direkte Nachkriegszeit behandelt, betont Andrews, dass sie sich nicht für die folgenden Passagen voller Groll und Enttäuschung gegen Nordstaatler entschuldigen werde, da sie diese Emotionen für berechtigte Reaktionen halte. Die Tagebucheinträge sind gefüllt mit Anekdoten dazu, wie gewinnsüchtige Yankees einfältige Schwarze korrumpiert haben sollen und Nordstaatler gegenüber Schwarzen Gewalt anwenden. Demgegenüber betont Andrews, wie die ehemaligen Versklaver dem Chaos und Elend mitleidig und hilflos gegenübergestanden hätten, und erläutert szenisch die scheinbar (essentialistische) Natur von ehemals Versklavten. Sie beklagt die Unfähigkeit ehemaliger Versklaver, sich weiter um diese zu kümmern. Stattdessen sähen sie zu, wie ihre ehemaligen Schutzbefohlenen verrohten und verkämen, da sie mit der neu gewonnenen Freiheit und Gleichstellung nicht umgehen könnten. Sie erwartet, dass die Nation endlich den gesunden Menschenverstand einschalte und erkenne, dass Schwarze und Weiße nicht gleich seien, um eine gesellschaftliche Katastrophe zu verhindern. Sie illustriert den Unterschied zwischen »schwarzen« und »weißen« Menschen auf verstörende Weise als Pferd und Ochse oder Antilope und Elefant, also quasi als eine Spezies, die unterschiedlich zu behandeln seien.

Andrews markiert sich selbst als Expertin in dieser Angelegenheit und verurteilt jene, die sie ganz ähnlich wie Rebecca Harding Davis als »neue Propheten« und »Neuengland Apostel«⁴⁷ bezeichnet. Sie meint hier jedoch Personen wie Wendell Philipps und William Lloyd Garrison, die sich für die Rechte von Schwarzen einsetzten. Sie sind in den Augen

⁴⁶ Andrews 1908, 336.

⁴⁷ Ebd., 337.

von Andrews ignorante Träumer, sie selbst hingegen sei eine Art Anthropologin, die dem Leser die Natur der Schwarzen zu erklären suche, wie aus folgender Passage eindrücklich ersichtlich ist:

»The apostles of freedom are doing their best to make them [ehemalige Versklavte] insolent and discontented, and after a while, I suppose, they will succeed in making them thoroughly unmanageable, but come what will, I don't think I can ever cherish any very hard feelings towards the poor, ignorant blacks. They are like grown up children turned adrift in the world. The negro is something like the Irishman in his blundering good nature, his impulsiveness and improvidence, and he is like a child in having always had some one [sic] to think and act for him. Poor creatures, I shudder to think of what they must suffer in the future, and of what they are going to make this whole country suffer before we are done with them.«⁴⁸

Wie Davis verurteilt Andrews die Abolitionisten für deren Weltfremdheit, geht aber noch ein Stück weiter und behauptet, dass sie damit das Land ins Chaos stürzten. Ganz in der Manier von Davis nimmt Andrews eine Kategorisierung von Menschentypen vor, aber nicht als eine Art Bestandsaufnahme, sondern mit dem klaren Ziel der Hierarchisierung. Davis und Andrews legitimieren ihre Sichtweisen durch erlebte Erfahrung und instrumentalisieren Insiderwissen, um sich selbst eine öffentliche Stimme zu geben. Die einander ähnlichen Strategien dienen jedoch anderen Zielen. Davis schließt ihre kulturelle Autobiographie mit einem Aufruf zum friedlichen Miteinander, das keine Partei- oder Rassenzugehörigkeit kennt: »I used to like or dislike them as Democrats or Republicans, whites, Indians or negroes, criminals or Christians. Now I only see men and women [...] the desperate struggle of each one, day by day, to be clean and decent and true.«⁴⁹ Andrews hingegen reiht sich in die Südstaatenerinnerungskultur ein, die sich in fiktionalen und nichtfiktionalen Schriften als »Rassenexpert*innen« zu stilisieren suchte und ganz klar theoretische Reformgedanken gegen praktische Erfahrungen stellte.

Das »Grand Narrative« der Südstaaten zu »Rassenexpertise« stellt Erfahrung (Empirie) gegen Theorie und erlaubte Elitesüdstaatenfrauen Teilhabe am öffentlichen Diskurs und damit die Einschreibung in das nationale Narrativ der Geburt der Nation nach dem Bürgerkrieg. Gleichzeitig stilisiert sich Andrews in ihren Begleittexten als intellektuelle Frau, die historische Verläufe wissenschaftlich zu beurteilen verstehe. So sei der alte feudale Süden keine Monstrosität, sondern »a case of belated survival« gewesen, der nun vom modernen Industriesystem abgelöst würde, das Lohnsklaverei profitabler als »chattel slavery« gemacht hätte.⁵⁰ Neben sozialdarwinistischen und marxistischen Erklärungsmustern zieht Andrews

48 Ebd., 340.

49 Davis 1904, 129–130.

50 Andrews 1904, 11.

zusätzlich literarische Präzedenzfälle bzw. Einschätzungen heran, um ihre breite Bildung und ihren Intellekt öffentlich zur Schau zu stellen. So schließt sie ihre einleitenden Ausführungen mit einem Zitat von Alfred Lord Tennysons *Locksley Hall* (1842), einem Gedicht, welches einen kontinuierlichen natürlichen Fortschritt der Menschheit impliziert.⁵¹

6. Fazit: Antiintellektuelle intellektuelle Frauen

Die autobiographischen Schriften von Andrews und Davis beinhalten antiintellektuelle Tendenzen, die die Ausführungen von Hofstadter und Rigney, aber auch von Welter und Kerber um signifikante Nuancen erweitern. Sie sind antiintellektuell in dem Sinne, dass sie Intellektuelle als versnobt, abgehoben, arrogant und nicht vertrauenswürdig bis hin zu gefährlich (Andrews) verurteilen. Sie sehen Intellektuelle als übersensibel, verkopfte Realitätsfremde ohne Draht zum Volk.⁵² Im Gegensatz zu den Annahmen von Hofstadter, Rigney, Welter und anderen verstehen sich die Autorinnen nicht als per se antiintellektuell. Sehr wohl schreiben sie Frauen die typischen Attribute des viktorianischen Frauenbilds zu (Gefühl, Herz, Intuition, moralisch-religiöses Bewusstsein), jedoch setzten sie diese Eigenschaften neben einen ausgeprägten Intellekt. Sie reihen sich weder in die Sentimentalistradition noch in die »Republican Motherhood«-Ideologie ein, sondern insinuiert, dass Frauen letztlich die besseren Intellektuellen seien, da sie Verstand, Intuition und Herz vereinten. Wenn Männern wie Wendell Holmes von Davis also weibliche Attribute zugeschrieben werden, so geschieht dies nicht im Sinne der Markierung von Intellektuellen als weiblich verweicht, sondern als Wertschätzung.

Hofstadter ist dahingehend zuzustimmen, dass sich im Übergang vom Gilded Age zur Progressiven Ära ein Wandel weg von einer Intellektuellenkultur hin zum Expertentum vollzieht. Davis und Andrews propagieren die Annahme, dass weltliche Erfahrungen, Intuition und Common Sense legitimes Wissen darstellen. Allerdings votieren sie für eine Kombination aus Theorie und Praxis, aber nicht notwendigerweise im Sinne des unreflektierten Instrumentalismus, sondern um eine solide epistemologische Basis zu schaffen und um eine gesellschaftspolitische Legitimierung herzustellen.

Es handelt sich bei Davis und Andrews also nicht in erster Linie um reaktionären Antiintellektualismus zur Untermauerung männlicher Hegemonie, wie ihn Ann Douglass in *The Feminization of American Culture* konstatiert. Es wird nicht weiblicher Affekt gegen männlichen Rationalismus gestellt, sondern weiblicher gegen männlichen Intellekt. Die Schriften sind Ausdruck weiblichen Intellekts und weiblicher Subjektivität, sie sind geprägt von einem Aufruf zu gelebtem, angewandtem, bodenständigem Intellektualismus, der das Weibliche als Politisches einbezieht.

51 Für eine ausführlichere Diskussion zu Andrews' intertextuellen Verweisen siehe Nitz 2016.

52 Vgl. Hofstadter 1963, 12.

Die Fallstudien stützen allerdings Hofstadters Annahme, dass an der Schwelle zur Progressiven Ära Intellektualität nicht länger nur als Teil einer privilegierten Schicht angesehen wurde, sondern der Fokus stärker auf Expertenwissen lag, welches praktischen Nutzen zur Reform einer von Industriegiganten und politischen Bossen regierten Gesellschaft hatte. Moralische und religiöse Prinzipien treten wieder in den Vordergrund,⁵³ aber im Falle von Andrews und Davis nicht antiintellektuell, sondern zur Einschreibung von Frauen in den Intellektualismus. Identifiziert werden konnte diese Tendenz sowohl für die eher konservative Südstaatlerin Andrews als auch die politisch progressive Davis, die sich als (Ver-)Mittlerin zwischen Nord und Süd verstand. Weitere geographisch diverse sowie verschiedene gesellschaftliche Gruppen einschließende Studien zur Frage, wie Frauen sich in Intellektualismusdebatten positionierten, könnten diesem Eindruck weiter nachgehen und uns ein vielschichtiges Bild der Antiintellektualismusgeschichte liefern, das auch heutigen komplexen gesellschaftlichen Phänomenen und populistischen Prägungen gerecht würde.

Bibliographie

- Andrews 1908 = E. F. Andrews, *The War-Time Journal of a Georgia Girl, 1864–1865*. New York 1908.
- Braude 1997 = A. Braude, *Women's History is American Religious History*, in: T. A. Tweed (Hg.), *Retelling U.S. Religious History*, Berkeley, 1997, 87–107.
- Brown 2001 = G. C. Brown, *The Death of Christian Britain. Understanding Secularization 1800–2000*, London 2001.
- Davidson 1998 = C. N. Davidson. (Hg.), *American Literature. A Journal of Literary History, Criticism, and Bibliography* 70/3, 1998.
- Davidson/Hatcher 2002 = C. N. Davidson/J. Hatcher (Hgg.), *No More Separate Spheres. A Next Wave American Studies Reader*, Durham 2002.
- Davis 1904 = R. Harding Davis, *Bits of Gossip*, Boston 1904, Neuauflage in: J. M. Lasseter/ S. M. Harris (Hgg.), *Rebecca Harding Davis, Writing Cultural Autobiography*, Nashville 2001, 21–130.
- Douglass 1977 = A. Douglass, *The Feminization of American Culture*, New York 1977.
- French 1992 = M. French, *The War Against Women*, New York 1992.
- Hofstadter 1963 = R. Hofstadter, *Anti-intellectualism in American Life*, New York 1963.
- Kerber 1988 = L. K. Kerber, *Separate Spheres, Female Worlds, Woman's Place. The Rhetoric of Women's History*, in: *The Journal of American History* 75/1, 1988, 9–39.
- Kerber 1974 = L. K. Kerber, *Daughters of Columbia. Educating Women for the Republic, 1787–1805*, in: S. Elkins und E. McKittrick (Hgg.), *The Hofstadter Aegis. A Memorial*, New York 1974, 36–59.
- Kerber 1976 = L. K. Kerber, *The Republican Mother. Women and the Enlightenment. An American Perspective*, in: *American Quarterly* 28/2, 1976, 187–205.
- Lasseter/Harris 2001 = J. M. Lasseter/S. M. Harris, Introduction, in: J. M. Lasseter/S. M. Harris (Hgg.), *Rebecca Harding Davis. Writing Cultural Autobiography*, Nashville 2001, 1–19.
- McCartin 2014 = M. McCartin Wearn (Hg.), *Nineteenth-century American Women Write Religion. Lived Theologies and Literature*, Farnham 2014.
- McLeod 2000 = H. McLeod, *Secularization in Western Europe, 1848–1914*, Basingstoke 2000.
- McWhorter 2000/2001 = J. McWhorter, *Losing the Race. Self-Sabotage in Black America*, New York 2000/2001.
- Nitz 2016 = J. Nitz, *Byronic Heroines ad Darwinian Types. Southern Women's (Post-) Bellum Identity Construction*, in: E. Redling (Hg.), *Traveling Traditions. Nineteenth-Century Cultural Concepts and Transatlantic Intellectual Networks*, Berlin 2016, 171–185.

53 Ebd., 197–199.

- Pasture 2012 = P. Pasture, Beyond the Feminization Thesis. Gendering the History of Christianity in the 19th and 20th Centuries, in: P. Pasture u.a. (Hg.), Gender and Christianity in Modern Europe, Leuven 2012, 7–34.
- Prince 2014 = K. S. Prince, Stories of the South. Race and the Reconstruction of Southern Identity, 1865–1915, Chapel Hill 2014.
- Rigney 1991 = D. Rigney, Three Kinds of Anti-intellectualism. Rethinking Hofstadter, in: Sociological Inquiry 61/4, 1991, 434–451.
- Samuel 1992 = S. Samuel, The Culture of Sentiment. Race, Gender, and Sentimentality in Nineteenth-Century America, New York 1992.
- Sensbach 2004 = J. F. Sensbach, Before the Bible Belt. Indians, Africans, and the New Synthesis of Eighteenth-Century Southern Religious History, in: B. Barton Schweiger und D. G. Mathews (Hgg.), Religion in the American South. Protestants and Others in History and Culture, Chapel Hill/London 2004, 5–29.
- Welter 1966a = B. Welter, Anti-intellectualism and the American Woman, 1800–1860, in: Mid-America: An Historical Review 48/4, 1966, 258–270.
- Welter 1966b = B. Welter, The Cult of True Womanhood, 1820–1860, in: American Quarterly 18/2, 1966, 151–175.
- Welter 1973 = B. Welter, The Feminization of American Religion, 1800–1860, in: L. W. O'Neill (Hg.), Insights and Parallels. Problems and Issues of American Social History. Minneapolis 1973, 305–332.

Autorin

Julia Nitz

lehrt Angloamerikanische Kulturwissenschaften an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Sie hat seit Januar 2019 die Venia Legendi für Amerikanistik und Transatlantikstudien. Ihre Habilitation zu Intertextualität in den Tagebüchern von weißen Südstaatenfrauen erschien im November 2020 bei der Louisiana State University Press unter dem Titel *Southern Belles and English Poets*. Zu ihren Forschungsinteressen gehören neben der Geschichte und Kultur des amerikanischen Südens auch die narratologische Historiographie, die postkolonialen Museumsstudien, die anglophone Karibik und die Adaptionstudien sowie transatlantische Frauennetzwerke im langen 19. Jahrhundert; hierzu gründete sie 2014 auch ein eigenes Netzwerk: Intercontinental Cross-Currents (<https://crosscurrents.uni-halle.de>).

julia.nitz@amerikanistik.uni-halle.de

Ⓢ **Open Access** // Der Beitrag ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Beitrags von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

Georg Eckert

Philosophenpräsidenten?

Roosevelt, Taft und Wilson als Intellektuelle

1. Einleitung

Amerikanische Präsidenten haben nur selten als Symbolfiguren einer intellektuellen Lebensart gegolten. Das liegt womöglich eher an manchen Vorurteilen der jeweiligen Betrachter als an den betrachteten Individuen – und insbesondere an Strukturen, die ein besonders intellektuelles Auftreten nur ausnahmsweise als taugliches Hilfsmittel auf dem Weg ins Präsidentenamt haben erscheinen lassen: an machtpolitischen, an institutionellen und eben auch an mentalen. So hat es Richard Hofstadter einst gewendet, als er nach seinen weithin rezipierten Studien über die Bedeutung des Sozialdarwinismus in den Vereinigten Staaten und über den »paranoiden« Stil der McCarthy-Ära am Beginn der 1960er Jahre ein anderes, dauerhaftes Muster in der amerikanischen Politik und Öffentlichkeit ausmachte: »Anti-intellectualism, as I hope these pages have made clear, is founded in the democratic institutions and the egalitarian sentiments of this country.«¹

Der immense Erfolg von Hofstadters Buch, das ihm im Jahre 1964 den Pulitzer-Preis einbrachte, lag nicht zuletzt in seiner zeitgenössischen Evidenz: immerhin dieser Hauch der Historisierung soll hier spürbar werden. An prominenten Anschauungsbeispielen für »anti-intellectualism« fehlte es in der amerikanischen Politik damals durchaus nicht. Dwight D. Eisenhower und Richard Nixon distanzieren sich seinerzeit ohnehin ostentativ von jedweder intellektuellen Attitüde. Mochte John F. Kennedy ebenso wie einst Franklin D. Roosevelt insbesondere linksliberalen Denkern als Projektionsfläche intellektueller Phantasien dienen, so waren der bald ermordete Präsident und noch mehr sein Vizepräsident und Nachfolger Lyndon B. Johnson vor allem einer handfesten, um nicht zu sagen: bisweilen groben Politik und Rhetorik verpflichtet. Das legendäre »Johnson Treatment«² war kein akademisches Persuasionsverfahren, sondern erinnerte eher an die Anbahnung einer Schulhofschlägerei.

1 Hofstadter 1963, 406.

2 Woods 2007, 262–263.

Solche Gestalten – einen Donald Trump hätten selbst weitsichtige Zeitgenossen kaum zu perhorreszieren vermocht – erhärteten noch in Hofstadters Gegenwart, dies er in einer großangelegten historischen Perspektive herleitete: »Even in its earliest days, the egalitarian impulse in America was linked with a distrust for what in its germinal form may be called political specialization and in its later forms expertise.«³ Hofstadters These war besonders pointiert, gerade in ihrem impliziten Plädoyer für ein anderes, eben intellektuelleres Amerika, indes keineswegs einzigartig. In manchem gemahnte sie fast an Alexis de Tocqueville, dessen Diagnose eines Triumphs der Gleichheit über die Freiheit in der Jacksonian Democracy weithin in Sorgen nachhallte, die Herrschaft der Volksmassen werde den besonders Vernünftigen eine gestaltende Mitwirkung in der Politik stets verwehren:

»In den Vereinigten Staaten hasset das Volk die höheren Stände nicht, will ihnen aber auch nicht besonders wohl, und hält sie sorgfältig von der Macht entfernt. Es fürchtet die großen Talente nicht, findet aber auch keinen Geschmack an ihnen. Im Allgemeinen bemerkt man, daß alles, was sich ohne seinen Beistand erhebt, mit Mühe seine Gunst erlangt.«⁴

Seither gehörte es zu einer gängigen Meistererzählung, einen an zähl- oder wenigstens greifbaren Ergebnissen orientierten Pragmatismus als Kern eines amerikanischen »Wesens« aufzufassen. Ein anderer liberaler Zeitgenosse Hofstadters, der Historiker Henry Steele Commager, hatte wenige Jahre vor dessen »Anti-intellectualism« eben den Pragmatismus als eine »philosophy of expediency« mitten im »American Mind« lokalisiert.⁵

Bis heute ergeben sich daraus prominente Züge des amerikanischen Selbstbildes wie des Fremdbildes beim Blick auf die Amerikaner, ob nun affirmativ oder pejorativ nachgezeichnet – auch in ikonographischer Verdichtung: etwa Präsidenten, die sich im 20. Jahrhundert bisweilen gerne in Cowboystiefeln präsentierten, oder viele ihrer Vorgänger des 19. Jahrhunderts, die sich desto ostentativer als Männer des Volkes vor Blockhütten inszeniert hatten, je weiter entfernt ihre Herkunft von der Frontier lag, geographisch wie mental: paradigmatisch etwa William Harrison, der aus elitärem Hause stammte, sich im Wahlkampf des Jahres 1840 aber als rustikaler Mann aus der Wildnis gab.⁶ Es herrscht also wahrlich kein Mangel an Präsidenten und anderen prominenten amerikanischen Politikern, die sich ganz und gar nicht intellektuell zeigten.

Umso spannender erscheinen die Ausnahmen von dieser Regel, denen sich dieser Essay zuwendet: die präsidentielle Trias von Theodore Roosevelt, William Taft und Woodrow Wilson, die am Anfang des 20. Jahrhunderts auf gewisse Weise »republican variants of

3 Hofstadter 1963, 151.

4 Tocqueville 1836, 35.

5 Steele Commager 1950, 95.

6 Shade 2014, 166.

the philosopher-kings«⁷ verkörperten: »The presence of Roosevelt, Taft, and Wilson in the presidential office demonstrates that Americans have not always been satisfied with mere results, but have on important occasions insisted on honesty and wisdom, and on intellectually defensible methods of achieving results«,⁸ so hat es eine Hofstadter-inspirierte Forschung schon einmal gedeutet. Diese Philosophenpräsidenten pointiert zu erkunden, bedarf zunächst einiger begrifflicher Vorbemerkungen, sodann einer kurzen Prosopographie und schließlich eines Blicks in einschlägige Quellen, um zugleich Chancen wie Grenzen des Hofstadter'schen (Anti-)Intellektualismusbegriffs zu erkunden. Er hilft eine politische Sonderkonjunktur für Politiker zu erklären, die sich am Beginn des 20. Jahrhunderts als intellektuelle Gestalten und Gestalter zu präsentieren wussten.

2. »Intellektuelle« Präsidenten: Begriffliche Überlegungen

Die Frage nach dem Antiintellektuellen und mithin auch nach dem Intellektuellen ist nicht mehr als ein hermeneutisches Hilfswerkzeug, um die Biographien einzelner Akteure besser zu verstehen: jenseits der essentialistischen Anmaßung, einzelnen Protagonisten ein scharfes Zeugnis über vorhandene oder nicht vorhandene Intellektualität auszustellen. Kulturgeschichtlich gewendet, weist diese Frage in eine andere Richtung: hin zu Denkmustern, Erwartungshaltungen, Handlungsstrukturen – und Selbstinszenierungen. Wie man Intellektualismus im Einzelnen auch definieren mag, er kann im Sinne eines Habitus beziehungsweise Stils gemeint sein, im Sinne einer Methode respektive Arbeitsweise oder im Sinne einer spezifischen Art und Weise, die Welt zu verstehen und zu deuten. So pragmatisch trieb auch Hofstadter seine Untersuchung voran: »what I have done is merely to use the idea of anti-intellectualism as a device for looking at various aspects, hardly the most appealing, of American society and culture.«⁹

Was manchen als definatorischer Mangel erscheinen mag, eröffnet zugleich einen vielversprechenden Ausweg aus einem begrifflichen Dilemma. Den modernen Begriff des Intellektuellen bestimmt seit jeher der vielfach obendrein normativ überhöhte Anspruch, mehr oder minder fundamentale Systemkritik zu üben;¹⁰ insofern wären wohl selbst platonische Philosophenkönige jenseits aller kantianischen Bedenken am Ende keine Intellektuellen mehr, erst recht nicht reale Staatsmänner in führenden Positionen – eo ipso, weil sie im Regelfall kaum anders zu handeln vermögen als systemkonform. Macht hat man meistens nur »in den Verhältnissen«, selten »über die Verhältnisse«.¹¹ Im eigentlichen Sinne als Intellektuelle

7 Burton 1988, Preface.

8 Ebd., 191.

9 Hofstadter 1963, vii.

10 Morat 2011.

11 Meier 1980, 23–24.

könnten dann nur Revolutionäre gelten, indem sie nicht »von oben« agieren. Indem Hofstadter Herangehensweise just nicht auf ein substantiell oppositionelles Moment zielt, eröffnet sie vorzügliche Erkenntnismöglichkeiten. Sie erlaubt systematisch, auch Regierende als Intellektuelle zu betrachten, weil sie umgekehrt Antiintellektuelle keineswegs auf eine Funktion des Aufbegehrens verpflichtet. Hofstadter verstand unter »Antiintellektualismus« eben keine politische Positionsbestimmung, sondern eine Beschreibung, wie sich Politiker geben: »a resentment and suspicion of the life of the mind and of those who are considered to represent it; and a disposition constantly to minimize the value of that life.«¹² Umgekehrt machten für Hofstadter nicht spezifische Überzeugungen den Intellektuellen aus, sondern eine spezifische Denk- und Lebensart, man könnte auch sagen, eine Pose:

»The difference is not in the character of the ideas with which he works but in his attitude toward them. I have suggested that in some sense he lives for ideas – which means that he has a sense of dedication to the life of the mind which is very much like a religious commitment.«¹³

Wenigstens drei Spielarten von Intellektualität lassen sich auf der Basis dieser Definition, deren Tragfähigkeit es zu testen gilt, rasch konzipieren. Erstens gehört zum »life of the mind« unzweifelhaft der Glaube, in diesem Falle der christliche, überwiegend calvinistische. Folgt man diesem Gedankengang, wären ausgerechnet einige derjenigen amerikanischen Präsidenten, die man intuitiv am wenigsten dafür halten mag, dezidiert als Intellektuelle zu werten, um nicht zu sagen: die meisten, weil auch eine gewisse ostentative Frömmigkeit immer wieder als wesentliche präsidentiale Eigenschaft figurierte. Zweitens lässt sich Intellektualität in diesem Sinne mit (klassischer) Bildung verbinden. Ein Intellektueller wäre demzufolge jemand, der seine Wertschätzung des »life of the mind« als »man of letters« auslebt, wie paradigmatisch Thomas Jefferson; derlei zu erfassen, wäre Aufgabe einer umsichtigen Sozialisationsgeschichte. Gerade die Geschichte der ersten amerikanischen Präsidenten wäre als eine Bourdieu-inspirierte Untersuchung von Elitenkontinuität darstellbar, die sich in »intellektuellen« Codes des Redens und Verhaltens perpetuiert hat. Freilich litte sie an einer zweifelhaften Prämisse, nämlich derjenigen, dass ein Intellektueller zwingend über klassische Bildung verfügen müsse. Drittens aber, so macht es sich dieser Essay zu eigen, ließe sich mindestens noch auf eine weitere, vielleicht besonders produktive Weise nach Intellektualität in der Gestalt eines Bekenntnisses zu Wissenschaft und wissenschaftlicher Expertise fragen: nicht in einer schönggeistigen Engführung, sondern in einer Weitung auf alle Disziplinen. Eine solche Analyse weist den Vorteil auf, Intellektualität von besonderer Begabung zu entkoppeln und keiner Erfolgsgeschichte von »Great Men« anheimzufallen. Eine besondere Wertschätzung des »life of the mind« setzt mitnichten besondere Befähigung zu dessen Realisierung voraus, sie kann sogar eine bloße Pose darstellen.

12 Hofstadter 1963, 7.

13 Ebd., 27.

Intellektualität, in Fortführung der Hofstadter'schen Definition verstanden, bedeutet ebensovienig eine persönliche Eigenschaft wie ihre Negation, sondern schlicht ein Bekenntnis zur Intellektualität als politischer Ressource – und mag es nur ein vorgebliches, ein kunstvoll inszeniertes sein. Um ein jüngeres Beispiel zu geben: Als Ronald Reagan in einer Fernsehansprache im Juli 1981 mit dem Finger auf ein Diagramm hinter sich zeigte, auf dem die Laffer-Kurve segensreiche Effekte einer Steuersenkung suggerierte, handelte er dieser Definition gemäß ausgesprochen intellektuell – indem er sich affirmativ auf eine damals angesagte wirtschaftswissenschaftliche Theorie bezog, jedenfalls wesentlich intellektueller als sein späterer Nachfolger Bill Clinton, der im erfolgreichen Wahlkampf des Jahres 1992 gar keine Ökonomen mehr bemühte, sondern den nicht sonderlich wissenschaftsaffinen Slogan »It's the economy, stupid«. Es kann freilich nicht darum gehen, Globalaussagen über ganze Präsidentschaften zu treffen oder Präsidenten in der vermeintlichen »totality of their mental lives«¹⁴ zu verstehen: zu erforschen, wer seinem Wesen nach ein Intellektueller gewesen sein mag, gerät leicht zur hermeneutischen Anmaßung. Gut zu erkunden ist hingegen, wer sich in Sprech- und anderen Akten selbst als Intellektuellen präsentiert hat und als solcher wahrgenommen wurde (oder eben auch nicht: Wer als intellektuell gilt, bestimmen immer die anderen). Als »intellektueller« Protagonist figuriert in diesem Sinne eben bereits ein solcher, der sich statt zu einem Rekurs auf den bloßen »common sense« ostentativ zu einer intellektuellen Spielart von Politik bekannt hat.

In spezifischen Momenten stellte eine solche Inszenierung, deren Untersuchung hier im Mittelpunkt stehen soll, eben keinen Gegensatz, sondern vielmehr den Inbegriff auch harter Machtpolitik dar. Intellektualität oder Antiintellektualität meinen also gerade keine Wesensdiagnose einzelner Akteure schlechthin. Vielmehr dient die Haltung spezifischer Protagonisten zu einer in diesem Exempel wissenschaftlich konturierten Intellektualität als historiographisches Prisma: insbesondere, wenn man sie nicht als Reflexion eines unwandelbaren amerikanischen Wesens versteht, sondern gerade nach jenen Momenten sucht, in denen Zeitgenossen intellektuell profilierte Politiker erwarteten und Kandidaten gerade für das Präsidentenamt diesen Erwartungen zu genügen bemüht waren. Ob sie wirklich intellektuell waren, spielt dabei keine Rolle: Es reicht, dass sie sich intellektuell gaben und eine Aura als (kommende) Philosophenpräsidenten kultivierten.

In der amerikanischen Geschichte gab es wenigstens zwei längere Phasen, in denen vornehmlich Philosophenpräsidenten gefragt waren.¹⁵ Eine datiert gleich vom Beginn der Republik. George Washington war zwar eher als Held des Unabhängigkeitskrieges bekannt, aber insbesondere seine Nachfolger John Adams, Thomas Jefferson und James Madison hatten auch als politische Publizisten reüssiert: durchaus mit gelehrten Ambitionen, die allerdings spätestens im Zeitalter der Jacksonian Democracy nicht mehr gefragt waren. Kaum ein schärferer Kontrast ist denkbar als derjenige zwischen Andrew Jackson, der eben aus »Old Hickory«

14 Hier liegt denn auch der zentrale Unterschied zur Herangehensweise von: Burton 1988, Preface.

15 Burton 1988, Preface.

und nicht aus Belesenheit geschnitzt war, und seinem unmittelbaren Amtsvorgänger John Quincy Adams, der in mehrere Akademien gewählt worden war und unter anderem *Letters on Silesia* veröffentlicht hatte. Ihre jeweiligen Stile entsprangen freilich nicht nur individuellen Vorlieben, sondern waren an kollektive Erwartungen geknüpft: Viele Zeitgenossen der amerikanischen Gründerväter setzten insofern auf quasi-platonische Philosophenpräsidenten, als sie eine Herrschaft der Besten idealisierten, und zweifelten am Wert des Votums einer Mehrheit, die vielen etwa beim turbulenten Amtsantritt Andrew Jacksons als bloßer Mob erschien. Es ist kein Zufall, dass eine solche Idealisierung der angeblich Klügsten mit der Ausweitung des Wahlrechts an Wirkungsmacht einbüßte, Tocqueville beschrieb diesen Zusammenhang eingängig.

Nunmehr begann eine Ära, in der die Zugehörigkeit zu einer Elite als wenig wahlkampftauglich empfunden wurde. Zum Helden der jungen, expandierenden Republik wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts eher der »common man«, paradigmatisch verkörpert vom Aufsteiger Andrew Jackson, aber auch selbst von Ostküstenaristokraten wie dem besagten Präsidenten William Harrison und seinem Vizepräsidenten John Tyler. Sie ließen sich auf Wahlplakaten eben nicht in einer kunstvollen Villa, sondern demonstrativ mit einem Cider-Fass vor einfacher Behausung inszenieren. Auch nach dem Bürgerkrieg schien es Präsidenten und Präsidentschaftskandidaten weniger opportun, sich als intellektuell zu geben: Militärische Meriten zählten mehr als Bekenntnisse zur modernen Wissenschaft, wie die Beispiele von Ulysses Grant, James Garfield oder Winfield Scott Hancock, Gegenkandidat von Garfield, zeigen. Bibelfestigkeit wie bei Grover Cleveland oder William McKinley oder Silas C. Swallows, Kandidat der Prohibition Party im Jahre 1904, galt mehr als Bildung. Das juristische Handwerk eines Rutherford B. Hayes samt seinem Gegenkandidat Samuel J. Tilden oder eines Benjamin Harrison schien relevanter als akademische Belesenheit. Ostentative Volksnähe blieb die entscheidende, nichtakademische, nicht- oder sogar antiintellektuelle Qualifikation, quer durch die Parteien. Zumindest empfanden Eliten so, die ihre Inszenierung als Politiker auf diese Überzeugungen – und mögen es nur unterstellte gewesen sein – gründeten.

Das Pathos der Progressive Era, mit rastlosen Reformen die Vereinigten Staaten neu zu erfinden, verlangte indes nach neuen politischen Inhalten ebenso wie nach neuen politischen Formen, folglich auch nach neuen Politikertypen. Sie wurde zur zweiten Phase der amerikanischen Geschichte, in der Philosophenpräsidenten zu einem breit anerkannten Ideal gerieten – jedenfalls insofern, als nun Kandidaten immense Popularität genossen, die sich immer wieder auf eine wissenschaftliche Grundierung ihrer Politik beriefen. Wie es Hofstadter selbst einschätzte: »It was the moral and intellectual requirements of the period which put its intellectuals in unprecedented rapport not only with the American public but with the country's political leaders.«¹⁶ Gerade ein solches Umfeld ließ drei Akteure gestaltungsmächtig werden,¹⁷ die man gemeinsam zu einer »learned presidency« zählen kann:

16 Hofstadter, 198.

17 Burton 1988, 191–192.

Theodore Roosevelt, William Howard Taft und Woodrow Wilson – sie verkörperten und vermittelten eine »learned proportion to the office«, »revealing their exercise of its powers in a fashion influenced by their scholarly awareness of both the past and the present«. ¹⁸

In dieser Hinsicht formte die Wahl des Jahres 1912 den vielleicht intellektuellsten Moment amerikanischer Politik. Damals konkurrierten der Altpräsident Roosevelt, der amtierende Präsident Taft und der am Ende siegreiche Präsidentschaftskandidat Wilson. Von diesem Wahlkampf selbst handelt die vorliegende Studie allerdings nicht, wiewohl eine lohnenswerte Untersuchung unter einer solchen Fragestellung bislang noch aussteht, sondern vielmehr von Momenten, in denen sich diese drei Politiker auf charakteristische Weise als Intellektuelle zeigten. Diesen Zusammenhang zu erklären, ist Anliegen des vorliegenden Aufsatzes, nicht die Auseinandersetzung mit einer übergeordneten These wie derjenigen, »Roosevelt, Taft, and Wilson all respected learning and knowledge for their own sake«. ¹⁹ Derlei reicht weit über das hinaus, was diese kleine Studie zu leisten vermag. Ihr Argumentationsziel ist weitaus bescheidener: Er möchte einzelne Gelegenheiten betrachten, an denen die drei Genannten sich in besonderer Weise als Intellektuelle präsentierten – als Philosophenpräsidenten, deren wissenschaftlich reflektierter Führung das Land bedürfe.

3. Eine Neuerfindung der Präsidentschaft: Prosopographische Annäherungen

Zumindest einer prosopographischen Annäherung bedarf es dabei gleichwohl. ²⁰ Sie zeigt: Bei allen inhaltlichen wie persönlichen Differenzen verband Roosevelt, Taft und Wilson, dass sie einen politischen Intellektualismus personifizierten und auch auf diese Weise die amerikanische Präsidentschaft neu erfanden. Damit ist mitnichten gesagt, dass sich in ihren Karrieren nicht auch dezidiert antiintellektuelle Momente fänden. Ausgerechnet im Wahlkampf des Jahres 1912 empfand beispielsweise Roosevelt ganz und gar keine Scheu, gegen Wilson das Klischee eines abgehobenen Akademikers zu bedienen. ²¹

Gleichwohl pflegten alle drei jedenfalls in bestimmten Momenten einen entschieden intellektuellen Politikstil, traten in einem intellektuellen Gestus auf – angefangen mit Theodore Roosevelt, den rustikalen »Rough Rider«, den man zunächst nicht unbedingt für einen Intellektuellen halten mag. Genau als einen solchen indes bezeichnete ihn allerdings ausgerechnet Woodrow Wilson, der nach einem Gespräch mit dem damaligen Gouverneur Roosevelt seiner Frau von dessen »sane, *academic side*« berichtete; ²² blickt man auf ihr Ver-

18 Ebd., 191.

19 Ebd., Preface. Burton selbst weist darauf hin, dass auch Rutherford B. Hayes und James Garfield einige gelehrte Meriten errungen hatten: ebd., 35.

20 In größerem Maßstab angezeichnet ist diese Argumentationslinie bei: Burton 1988.

21 Berg 2017, 69. Inwiefern die Wahl und der Wahlkampf einen transformativen Moment ausmachten, stellt dar: Chace 2004.

22 Zitiert nach Milton Cooper 1983, 60 [Hervorhebung im Original].

hältnis zu methodischen Prinzipien, war der »Amateur« Roosevelt womöglich sogar wissenschaftlicher als der »Profi« Wilson,²³ nachgerade von klein auf. Entsprechende Affinitäten lassen sich schon an seiner Herkunft festmachen, Roosevelt stammte aus einer vermögenden und kulturbewussten Familie, sein Vater war immerhin Mitbegründer des Metropolitan Museum of Art. Um seinen wissenschaftlichen Ehrgeiz zu dokumentieren, benötigte der junge Roosevelt nicht erst elitäre Bildungsreisen nach Europa und Ägypten. Systematische Naturbeobachtungen hatte er schon zuvor angestellt und seine *Natural History on Insects* mit Ausführungen über Ameisen begonnen, die laut dem noch kindlichen, aber eben bereits recht erwachsen formulierenden Roosevelt allesamt »native of North America« seien,²⁴ später betrieb er ornithologische Studien. Seinen akademischen Ehrgeiz lebte er allerdings nicht in seinem juristischen Studienfach aus, sondern als Vierundzwanzigjähriger auf andere Weise: *The Naval War of 1812* (1882), bis heute ein marinehistorisches Standardwerk, war Roosevelts erste Publikation, doch keineswegs die letzte – auch diesem Thema blieb er später verbunden, als er etwa Alfred Thayer Mahans so wirkungsmächtiges Buch über *The Influence of Sea Power upon History* rezensierte.²⁵

Roosevelts weitere Karriere ergab ein Wechselspiel von Tätigkeiten, die nicht immer allzu überlegt anmuten, und deren publizistischer Reflexion. So betrachtet, sind nicht die wilden Ritte durch die Landschaft die eigentlich spektakulären Motive in seiner Biographie, sondern sein enormer Ehrgeiz, die eigenen waghalsigen Abenteuer umgehend literarisch zu verarbeiten. Sein Cowboydasein nach der Wahl des Jahres 1884 präsentierte er in diversen Magazinberichten von der »Frontier« und in gleich drei Büchern: *Hunting Trips of a Ranchman* (1885), *Ranch Life and the Hunting-Trail* (1888), *The Wilderness Hunter* (1893) – durchaus ein Modethema großer Gelehrter jener Zeit.²⁶ Roosevelt verfasste ein gleich zweibändiges *Winning of the West*, gelobt unter anderem von Frederick Jackson Turner, und suchte darüber sogar den Austausch mit einem kritischen Rezensenten, William Frederick Poole,²⁷ damals Präsident der American Historical Association, der Roosevelt wiederum nach dem Ende seiner Präsidentschaft später einmal selbst vorstand, eine gewichtige historiographische Ansprache bei deren Jahresversammlung 1912 eingeschlossen.²⁸ Auch ansonsten ließ es Roosevelt nicht bei Taten bewenden, sondern verlieh ihnen mit ausdrucksstarken Worten den gebührenden intellektuellen Nachdruck. Der Anführer der *Rough Riders* legte in einem gleichnamigen Buch (1899) Rechenschaft von seiner kubanischen Mission ab, seine Autobiographie (1913) war mitnichten die letzte Handlung eines Politikers außer Dienst, sondern ein weiteres Buch eines Autors, der in ganz unterschied-

23 Ebd., 61.

24 Roosevelt 1869, Preface.

25 Burton 1988, 48–49.

26 Ebd., 55.

27 Utley 1944, 496.

28 Burton 1988, 78.

lichen Genres reüssierte. Zu Roosevelts Werkausgabe gehört nicht von ungefähr ein Band mit dem Titel *Literary Essays*.²⁹

Außergewöhnlich waren also weniger seine Handstreichle als solche, sondern eben deren systematische literarische Verarbeitung. Für Roosevelt bestand kein Gegensatz zwischen Machtpolitiker und Schöngest, vielmehr leitete er aus seiner Belesenheit nachgerade einen Führungsanspruch ab.³⁰ Gerade Kulturförderung (zu der auf gewisse Weise auch sein Engagement für den Naturschutz gehörte) betrachtete er in seiner Präsidentschaft als nationale Aufgabe, freilich nicht um ihrer selbst willen: sondern weil »artistic« und »material welfare« seiner Ansicht nach miteinander einhergingen, wie Roosevelt angelegentlich des von ihm betriebenen Ankaufs der Freer'schen Sammlung durch das Smithsonian Institute verkündete.³¹ Auch angesichts dessen kann man getrost konstatieren: »learning was an operative factor once TR assumed office«³² – ehe er es wieder verließ, wurde es bezeichnenderweise eine seiner letzten Amtshandlungen, die Errichtung eines nationalen Council of Fine Arts³³ anzuordnen.

Der intellektuelle Glanz William Howard Tafts mag etwas geringer gewesen sein: vielleicht kein »brilliant mind«, dafür aber immerhin »able« und sehr arbeitsam.³⁴ In welchem Maße er als Präsident auf die Errungenschaften der Wissenschaft vertraute, ist unter anderem seiner Botschaft an den Kongress am 6. Dezember 1910 abzulesen: »The method of impartial scientific study by experts as a preliminary to legislation, which I hope to see ultimately adopted as our fixed national policy with respect to the tariff, rivers and harbors, waterways, and public buildings,« bedurfte für Taft keiner weiteren Rechtfertigung, zu evident schienen ihm die Vorzüge einer solchen Vorgehensweise.³⁵ Just mit Blick auf eine geplante Bank- und Währungsreform mahnte er Senatoren und Abgeordnete, einen exakten Vergleich mit Geschäftsmethoden und Einrichtungen ökonomisch konkurrierender Nationen anzustellen: »I urge upon Congress the importance of a nonpartisan and disinterested study and consideration of our banking and currency system.«³⁶ Taft gab den ernsthaften Denker über den ignoranten Parteien, auch in anderen Reden, etwa in seiner *Annual Message* des Jahres 1912. Darin Pflichten zu thematisieren, »which require wise discretion and intellectual activity«,³⁷ gehörte wesentlich zu seinem Selbst- und Amtsverständnis.

Hier unterschied sich Taft von Roosevelt kaum in seiner Selbstwahrnehmung und in seiner Selbstinszenierung, wohl aber in der Herkunft. Er stammte keineswegs aus der Bildungs-

29 Ebd., 58.

30 Ebd., 62.

31 Zitiert nach Gould 1991, 227.

32 Burton 1988, 62.

33 Gould 1991, 228.

34 Burton 1988, 91.

35 Taft 1910, 29.

36 Ebd., 29.

37 Zitiert nach Burton 1988, 126.

aristokratie, sondern betrieb seine Ausbildung erst am Yale College, dann an der Cincinnati Law School als Aufstieg mit akademischen Mitteln; er schlug eine Karriere als Richter ein. Als Bundesrichter gelangte er in ein Amt, das oft als Sprungbrett für das höchste Gericht diente, zudem urteilte er in kniffligen Verhandlungen etwa über Arbeitsrecht. Auf diese Weise war er rasch mit rechtlich komplexen und zugleich hochpolitischen Fällen befasst,³⁸ die in ihrer gesellschaftlichen Brisanz weit über juristische Auslegungen im engeren Sinne hinauswiesen. Erst recht als Solicitor General, der bei Verhandlungen im Supreme Court die amerikanische Bundesregierung vertrat, musste er sich im juristischen Handwerk weitaus intensiver auskennen als andere Praktiker des Rechts. Schon im Jahre 1889 war er erstmals für den Supreme Court vorgeschlagen worden, weil seine Ernennung den Republikanern sehr gefallen werde und kein Demokrat sie glaubwürdig würde kritisieren können – so das damalige Kalkül des Gouverneurs von Ohio, Joseph B. Foraker,³⁹ der Taft bereits zum Mitglied des Superior Court seines Bundesstaats ernannt hatte.

Taft gelang das Kunststück, konsequent eine politische Karriere zu verfolgen, die gleichwohl zu seinen weiterhin gepflegten akademischen Interessen passte: Seit 1896 amtierte er neben seinem Hauptamt auch als Professor an der Cincinnati Law School,⁴⁰ sogar als Dekan dieser mit der dortigen Universität vereinigten Institution. Das verstand Taft keineswegs nur als Titulartätigkeit, sondern hielt tatsächlich zweistündige Vorlesungen ab. Er widmete sich sogar selbst einer avancierten Lehrmethodik, indem er sich für die »Case Method« engagierte; darin hatten Studenten sich in komplizierten Fällen zu üben, die bereits real verhandelt worden waren. Kurzum, Taft präsentierte sich als ambitionierter Rechts(hochschul)lehrer.⁴¹ Folglich nahm er nach seiner Präsidentschaft umgehend ein Angebot der Yale Law School an, um dort fortan als Professor zu lehren: frohgemut,⁴² zumindest bekundete er ostentativ, wie wohl er sich in der »intellectual society« New Havens fühle.⁴³ Er nahm seine Professur ernst, neuerlich auch die Mühen des »case system«. Die dafür nötige intensive Lektüre betrieb er mit einigem Vergnügen,⁴⁴ und statt cursorischer Artikel wie einst als Richter publizierte er nun ganze Bücher, darunter *The Anti-Trust Act and the Supreme Court*.⁴⁵

Auch Vorlesungen über die amerikanische Verfassung, die Taft prompt hielt,⁴⁶ wurden alsbald publiziert; über die Rolle des Präsidenten reflektierte er zudem in Vorträgen.⁴⁷ Jedenfalls fand das daraus resultierende Buch *Our Chief Magistrate and His Powers* (1916) einige

38 Burton 1988, 101.

39 Warren 1958, 355.

40 Ebd., 356.

41 Zu seiner Tätigkeit in Yale, freilich perspektiviert eher als Intermezzo: Hicks 1945.

42 Burton 1988, 119.

43 Warren 1958, 358.

44 Ebd., 359.

45 Burton 1988, 122.

46 Ebd., 119.

47 Ebd., 124.

Anerkennung bei Lesern, die es als juristisches, nicht als parteipolitisches Werk zu würdigen wussten –

»One would expect Mr. Taft to take advantage of the opportunity offered by a course of popular lectures to emphasize the really important things he has stood for while in office. He has done this with characteristic frankness and entire freedom from the taint of objectionable partisanship.«⁴⁸

Zu diesem gelehrten Lob passt auch, dass Taft sich gleichzeitig scharf von der progressiven Idee einer volksnahen Justiz abgrenzte: Im Jahre 1916 verwahrte er sich gegen ein »muckracking of the courts«, vielmehr betrachtete er die Unabhängigkeit der Bundesrichter als hohes Gut⁴⁹ und Bundesrichter selbst gar als Bollwerk der Verfassung gegen eine »soziale« Demokratie⁵⁰ – durchaus eine Attitüde einer intellektuellen Elite, die ihre Geltung schwinden sah.

Taft war es schon früh gelungen, seine rechtswissenschaftliche mit seiner politischen Agenda zu verbinden. Sein zentrales Thema war stets das internationale Recht, mit dem er ab dem Jahre 1900 auch als Vorsitzender der Kommission für die Philippinen zu tun gehabt hatte, auch nach seiner Ernennung zu Roosevelts Secretary of War im Jahre 1904. Schon vor seiner Wahl zum amerikanischen Präsidenten im Jahre 1908 war Taft ein umtriebiger, keineswegs nur ein Titular-Vice President der American Society of International Law gewesen, der er anschließend als Honorary President zur Verfügung stand, ebenso der American Society for the Judicial Settlement of International Disputes: Themen, die er auch als Präsident engagiert verfolgte, auch wenn die sogenannten Taft Arbitration Treaties über ein Schiedsgerichtsabkommen am Ende nicht ratifiziert wurden.

Auch über seine Präsidentschaft hinaus verfolgte er diese internationale Agenda, er amtierte im Ersten Weltkrieg als Vorsitzender der League to Enforce Peace und befürwortete sogar einen Beitritt der Vereinigten Staaten zum Völkerbund. Vor allem aber wurde Taft im Jahre 1921 zum Chief Justice ernannt, zum Vorsitzenden des Supreme Court: unverkennbar ein politisches Mandat, aber eben eines, das ohne eine gewisse rechtswissenschaftliche Expertise längst nicht mehr auszuüben war. Immerhin musste sich Taft als Supreme Judge gegen juristische Schwergewichte wie Oliver Wendell Holmes behaupten, Mitglied des Supreme Court in den Jahren 1910 bis 1932 und einer der meistzitierten Juristen des 20. Jahrhunderts;⁵¹ auch der folgende Supreme Judge, Charles Evans Hughes, hatte nach seinem Rechtsstudium an der Brown University und sodann an der Columbia University einst als Professor an der Cornell Law School gelehrt, er war Außenminister und Richter des Gerichtshofes in Den Haag gewesen (und nicht zuletzt in die American Academy of

48 Schaper 1916, 779.

49 Zitiert nach Fish 1975, 126.

50 Fish 1975, 129.

51 Shapiro 2000, 424. Inwiefern Taft den Supreme Court prägte, hat jüngst herausgearbeitet: Lurie 2019.

Arts and Sciences gewählt worden), als er im Februar 1930 zum Nachfolger des bereits todkranken Taft ernannt wurde.

Insofern ist die Vermutung durchaus produktiv, anhand solcher Exempel ein »intellektuelles« Muster unter den besagten drei Präsidenten erkennen zu können. Der Begründungsaufwand, Woodrow Wilson darin einzuordnen, ist denkbar gering – bis heute der einzige Präsident der Vereinigten Staaten, der einen Dokortitel erworben hat, folglich auch der einzige, der vor seinem Amtsantritt ein universitäres Professorenamt innehatte. Eine vergleichbare Position hatte bereits sein Vater bekleidet, an einer presbyterianischen Hochschule, dem Columbia Theological Seminary. Wilson selbst nahm das College – ebenso wie Taft, anders als Roosevelt – überaus ernst,⁵² er studierte in Princeton (und seine Frau übrigens Kunst am Rome Female College in Georgia), ehe er die University of Virginia School of Law und die Johns Hopkins University besuchte, seinerzeit eine Reformuniversität nach deutschem Modell.

Mit seinem *Congressional Government* (1885) feierte Wilson einen glänzenden Karrierestart in der akademischen Welt, noch dazu in einer Disziplin, die sich gerade erst formierte und etabliert. Binnen weniger Jahre gelangte er bis 1890 vom Bryn Mawr College, einem College für Frauen, über die Wesleyan University schon 1890 zum Chair of Jurisprudence and Political Economy in Princeton, wo er im Jahre 1896 zum Präsidenten gewählt wurde. Dort engagierte er sich auch für eine Reform des Studiums, entwarf nachgerade eine Intellektualisierungsstrategie für Studenten;⁵³ ähnlich wie man es bei Taft feststellen kann, interessierte sich auch Wilson sehr für neue Vermittlungsmethoden.⁵⁴ »Why has no one ever written on the art of academic learning?«,⁵⁵ lautete Wilsons bewundernder Aufsatz über den Vermittler Adam Smith. Ob man ihn für einen echten Spitzenforscher halten kann, ist schwer zu sagen – der führende Vertreter der amerikanischen Politikwissenschaft, die es als Disziplin zuvor im Grunde noch gar nicht gab, war Wilson jedenfalls⁵⁶ und mithin auch für professorale Kollegen aus anderen Nationen ein Ansprechpartner: Lord Acton übertrug ihm eines der Kapitel für die monumentale *Cambridge Modern History*,⁵⁷ ein überaus renommiertes, internationales Gelehrtenprojekt.

So hatte Wilson vor seiner Kandidatur für das höchste Staatsamt gleich mehrere Bücher – von akademischen Fachaufsätzen in seinem politikwissenschaftlichen Metier über weitverbreitete Textbücher für die Universitätsausbildung wie *The State* (1889) oder *Division and Reunion* (1893) bis hin zu einer für ein breites Publikum gedachten, fünfbändigen *History of the American People* (1908) – publiziert und es zum Präsidenten der Princeton University

52 Burton 1988, 137.

53 Milton Cooper 1983, 90.

54 Ebd., 93.

55 Wilson 1893, 3.

56 Milton Cooper 1983, 54; Burton 1988, 144.

57 Burton 1988, 170.

gebracht, ehe er im Alter von bereits zweifünzig Jahren erstmals in ein politisches Amt gewählt wurde, dafür gleich in ein hohes: als Gouverneur von New Jersey. Eine solche Karriere war in der Tat »äußerst ungewöhnlich«,⁵⁸ aber ist doch gut erklärbar. Wilson repräsentierte einen ganz neuen Typus von Politiker, der auch deshalb reüssierte, weil er innerhalb wie außerhalb der Demokratischen Partei als prinzipientreuer Akteur galt. Schließlich war er nicht Teil der als korrupt kritisierten Parteimaschine gewesen und spielte genau diese Karte souverän aus. Als er sich eine einstimmige Nominierung ausbedang, verzichtete er ostentativ auf irgendwelche Versprechungen im Gegenzug für die Erlangung der Kandidatur. Mithin erhob sich Wilson in gewisser Weise zu einem Politiker über alle Parteien, als Gouverneur forcierte er prompt die Geran Bill: gerichtet gegen weitverbreitete Korruptionspraktiken und die Macht der Parteioberen generell. Wilson strebte Reformen des politischen Systems an, in denen er als »thoughtful artisan of genuine democracy«⁵⁹ wirken konnte. Aus seiner politikwissenschaftlichen Expertise leitete er einen Führungsanspruch ab, indem er für eine »wirklich« repräsentative Politik warb, sogar im Medium eines Lobs für Theodore Roosevelts Amtsverständnis.⁶⁰

Sein zeitgenössisches Image als Intellektueller nutzte sowohl Wilson selbst als auch seinen politischen Gegnern; er reagierte auf entsprechende Kritik im Wahlkampf des Jahres 1912, indem er seiner Kampagne eher moralische als wissenschaftliche Obertöne verlieh, und auch, indem er insbesondere seinen universitären Redestil gezielt ablegte, erst recht, als er erstmals zu Auftritten in den Mittleren Westen reiste und dort vom Zugwaggon aus zu einem Publikum sprach,⁶¹ das nun einmal anders gewonnen werden musste als intellektuelle Ostküstenbewohner. Freilich verhalf ihm sein dezidiert moralisches Pathos, das indes anders als bei Theodore Roosevelt weniger als krachendes Selbstvertrauen, sondern eher als bescheidener Einsatz für das Gemeinwohl daherkam, gerade in Verbindung mit seinem professoralen Habitus auch zu Stimmen: Eine dezidierte Wahlempfehlung ausdrücklich für den »Gelehrten und Gentleman« sprach letztlich William E. B. Du Bois aus,⁶² damals die intellektuelle, weit über die USA hinaus wahrgenommene Führungsfigur der schwarzen Bürgerrechtsbewegung, gewissermaßen von Professor zu Professor. Intellektueller als Wilson hätte sich ein amerikanischer Präsident damals kaum denken lassen und geben können: egal, wie schillernd diese Kategorie auch bis heute bleibt, nach Hofstadter'schen Maßstäben zweifelsohne nicht.

In dieser Hinsicht war die Präsidentschaftswahl des Jahres 1912 wirklich eine besondere: Es konkurrierten drei Kandidaten, die jeweils einen Ruf als Intellektuelle pflegten und genossen. Weitet man den Blick auf ihr Umfeld sowie die folgenden Jahre, wird das Bild noch eindrücklicher. Nicht nur Präsidenten gerierten sich als Philosophen. Der progressive Jurist

58 Berg 2017, 14.

59 Zitiert nach Burton 1988, 172.

60 Burton 1988, 172.

61 Chace 2004, 215.

62 Berg 2017, 79.

Louis Brandeis, der vor seiner aktivistischen Tätigkeit die *Harvard Law Review* initiiert hatte und im Jahre 1916 zum Chief Justice ernannt wurde, war einer der wichtigsten Unterstützer von Wilsons Kampagne. Als William Tafts kon-intellektueller Running Mate diente am Ende Nicholas Murray Butler, Präsident der Columbia University seit 1901 und bis in die 1940er Jahre. Der Bankier Charles G. Dawes – nach der Entwicklung des Dawes-Plans zur Regulierung der deutschen Reparationszahlungen immerhin mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet – konnte zwar nicht unbedingt als Intellektueller gelten, aber zweifellos doch als überaus kundiger Experte,⁶³ als er beim Sieg Calvin Coolidges im Jahre 1924 zum Vizepräsidenten bestimmt wurde; ähnliches galt für den einstigen Bergbauingenieur Herbert Hoover, im Jahre 1928 zum Präsidenten gewählt, der Fachvorlesungen über sein Metier an der Columbia University gehalten, mit *The Principles of Mining* ein weitverbreitetes Lehrbuch herausgebracht und sich gar gemeinsam mit seiner Frau (ebenfalls eine studierte Geologin) die aufopferungsvolle intellektuelle Mühe einer Übersetzung von Georg Agricolas berühmten Hauptwerk *De re metallica* mitsamt Kommentar gemacht hatte – während sein Nachfolger Franklin D. Roosevelt zwar qua Herkunft enorm gebildet, aber ohne jeden akademischen Ehrgeiz war. Hier endete die diskursive Konjunktur der Philosophenpräsidenten, doch Roosevelt und viele Nachfolger umgaben sich immerhin mit akademisch profilierten Beratern: Zum *New Deal* gehörte wesentlich ein *Brain Trust*, John F. Kennedy scharte junge Intellektuelle wie den Harvard-Professor McGeorge Bundy um sich, der wie Arthur M. Schlesinger Jr. auch Lyndon B. Johnson beriet, Richard Nixon machte den Harvard-Professor Henry Kissinger zum Nationalen Sicherheitsberater, die »Reaganomics« wären ohne Ökonomieprofessoren wie Arthur Laffer kaum zu denken gewesen.

Dass gerade am Beginn des 20. Jahrhunderts die Zahl der Hochschulabsolventen auch in den Vereinigten Staaten zunahm, ist gewiss ein wichtiger Kontext, aber keine hinreichende Erklärung dafür, warum seinerzeit eine Konjunktur für Politiker mit akademischen Meriten aufkam. Vielmehr mussten sie zumindest den Anschein erwecken, mit den zahlreichen Intellektuellen mithalten zu können, die seinerzeit öffentliche Debatten prägten: von investigativen Journalisten über Romanautoren bis hin zu gestandenen Professoren.⁶⁴ Auch wenn das Progressive Movement keinen eigenen Präsidenten hervorbrachte, veränderte es eben doch die Präsidentschaft als solche: zeitweilig hin zur Idealisierung einer Philosophenherrschaft im weitesten Sinne. Der Kampf gegen Korruption in allen Facetten, der konstitutive Bedeutung für die Entstehung des Vierten Parteiensystem besaß, schuf Raum für einen neuen Politikertypus, einen dezidiert intellektuellen.

63 Hoovers Regierung als Technokratie beschreibt (in einem wertneutralen Sinne): Burton (1988), 194.

64 Diese enorme Bandbreite an intellektuellen Reformern hat übrigens auch Hofstadter selbst dargestellt: in zwei in gewisser Weise komplementären Büchern, die einerseits die weniger bekannten Akteure im reformerischen Maschinenraum, andererseits drei wirkungsmächtige Geschichtswissenschaftler thematisierten – Hofstadter 1955 und Hofstadter 1968.

4. Philosophenpräsidenten in der Praxis: Drei Momentaufnahmen

Drei Momentaufnahmen sind geeignet, die Philosophenpräsidenten in actu zu erleben: jeweils in einer Praxis, die gerade die Theorie als wichtiges Metier des Politikers auswies. Bei Roosevelt bietet sich dafür in besonderer Weise eine Rede an der Oxford University im Jahre 1910 an, in der viele, auch intellektuelle Fäden zusammenliefen. Er hielt sie nach einer ausdauernden Großwildjagd in Afrika, bei der er im Auftrag der Smithsonian Institution wortwörtlich auf die Jagd nach neuen Exponaten für dessen naturkundliche Sammlung gegangen war, und während einer Europareise, die nachgerade zu einem akademischen Triumphzug geriet: beginnend an der Sorbonne. Dort trug Roosevelt am 23. April 1910 vor, über *Citizenship in a Republic*. Seinen Gastgebern schmeichelte er, indem er die französische Kultur als »leadership in arms and letters« pries: nicht ohne eine gemeinsame zivilisatorische Sonderrolle zu beschwören beim »teaching and uplifting of mankind«. ⁶⁵ Sein Ideal des »good citizen in a republic« war unschwer als wissenschaftsgeleitet zu erkennen: »He must have those qualities which make for efficiency; and he also must have those qualities which direct the efficiency into channels for the public good.« ⁶⁶ Intellektualität erhob Roosevelt zur zentralen Anforderung an den Bürger eines modernen Staates, freilich zu einer dezidiert anwendungsbezogenen: »The citizen must have high ideals, and yet he must be able to achieve them in practical fashion.« ⁶⁷ Sodann erhielt Roosevelt am 19. Mai 1910 die Ehrendoktorwürde der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, auch weil er als Präsident einen Professoren austausch zwischen beiden Nationen forciert hatte: Amerikanische *Theodore Roosevelt-Professoren* waren nach Deutschland gekommen, deutsche *Kaiser-Wilhelm-Professoren* in die Vereinigten Staaten. ⁶⁸

In Oxford aber kulminierte Roosevelts Reise. Ihm war die von Lord Curzon ausgesprochene Einladung höchst willkommen, gab sie ihm doch eine Gelegenheit, weit, sogar welthistorisch auszuholen ⁶⁹ – eine prestigiose Gelegenheit, immerhin handelte es sich um die *Romanes Lecture*, eine akademische Tradition seit dem Jahre 1892 mit so illustren Vorrednern wie William Gladstone (1892), Thomas Huxley (1893), Lord Acton (1901), Lord Curzon selbst (1907) und zuletzt Arthur Balfour (1909). Benannt war sie nach dem berühmten Evolutionsbiologen George Romanes, ein entsprechendes Sujet legte sich Roosevelt nun zurecht: Er sprach über *Biological Analogies in History*, ganz auf der wissenschaftlichen Höhe der Zeit. Studien über Vererbungslehre und Eugenik, wie Zeitgenossen das junge akademische Fach in der Nachfolge Francis Galtons nannten, galten als zutiefst moderne, dem Fortschritt verpflichtete Disziplin. ⁷⁰ Roosevelt, der schon in seinem *Ranchman* durchaus gelehrt, kei-

⁶⁵ Roosevelt 1910a.

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ Ebd.

⁶⁸ Füssel 2004, 52–54. Zu den größeren Zusammenhängen: Lerg 2019.

⁶⁹ Burton 1988, 37.

⁷⁰ Zur ersten Orientierung: Bashford/Levine 2010.

neswegs nur landläufigen Stereotypen verpflichtete Überlegungen über Rasse sowie »natural selection« angestellt hatte,⁷¹ reklamierte für sich und seine Gegenwart nun, einen »greatly increased respect naturally resulting for scientific methods«, errungen zu haben.⁷² Seine Aufgabe formulierte er klar: »we must insist upon the historian of mankind working in the scientific spirit, and using the treasure-houses of science« – in dem eben die besagten Analogien zwischen der Evolutionsgeschichte im Tierreich und unter den Menschen zu finden seien.⁷³

Auf das, was Roosevelt hier sagte, kommt es in diesem Kontext vielleicht weniger an als darauf, wie er es sagte: Erst musterte der intensive Darwin- und Huxley-Leser⁷⁴ diverse Tierarten, dann Zivilisationen aus der gesamten Weltgeschichte. Sein Thema, so suggerierte der Redner, hatte er anders kaum wählen können: »It is this study which has given science its present-day prominence.«⁷⁵ Schließlich widme sich die zeitgenössische Wissenschaft der Aufgabe, »to penetrate the causes of the mysteries that surround not only mankind but all life, both in the present and in the past«.⁷⁶ Daraus entwickelte Roosevelt nicht etwa eines der üblichen Überlegenheitsnarrative, sondern bettete die Aufgabe der westlichen Moderne in einen größeren weltgeschichtlichen Kontext ein: »In the long run there can be no justification for one race managing or controlling another unless the management and control are exercised in the interest and for the benefit of that other race.«⁷⁷ Vor allem kulminierte seine Rede in einem wissenschaftlichen Anspruch, dem sich die derzeit dominierenden Nationen stellen müssten. Muten uns manche Untertöne heute befremdlich an, so sollten sie für Zeitgenossen zweifellos intellektuell klingen:

»Let us hope that our own blood shall continue in the land, that our children and children's children to endless generations shall arise to take our places and play a mighty and dominant part in the world. But whether this be denied or granted by the years we shall not see, let at least the satisfaction be ours that we have carried onward the lighted torch in our own day and generation. If we do this, then, as our eyes close, and we go out into the darkness, and others' hands grasp the torch, at least we can say that our part has been borne well and valiantly.«⁷⁸

Die Mission des amerikanischen Pastpräsidenten war es also, die Fackel der Erkenntnis weiterzureichen: wie Roosevelt es bereits während seiner Amtszeit für sich beansprucht hatte – seine Interventionspolitik in Mittelamerika war von einem durchaus wissenschaftlich kon-

71 Burton 1988, 51.

72 Roosevelt 1910b, 5.

73 Ebd., 7.

74 Burton 1988, 72.

75 Roosevelt 1910b, 4.

76 Ebd., 4.

77 Ebd., 41.

78 Ebd., 43.

turierten Überlegenheitsanspruch getragen gewesen.⁷⁹ Auf dem Wahlplakat der Präsidentschaftskampagne des Jahres 1904, die Roosevelt die Vizepräsidentschaft und nach William McKinleys raschem Tod unerwartet das höchste Staatsamt gebracht hatte, war eine amerikanische Schule in Kuba zum Programmträger geworden: Kein Eroberer wollte Roosevelt sein, sondern Bringer einer Zivilisation, die ohne Wissenschaft nicht zu denken war. Es wäre eine eigene Studie wert, inwiefern Roosevelt als »most effective racial educator«,⁸⁰ aber auch Taft⁸¹ und Wilson⁸² jeweils ihre eigene Anhänglichkeit gerade an die zeitgenössische Rassentheorie selbst als Merkmal von Wissenschaftlichkeit, mithin gar als einen besonderen Ausweis von Intellektualität wahrgenommen haben.

Mit seiner Oxforder Rede zielte Roosevelt freilich nicht nur auf gelehrtes Prestige ab, sondern zugleich auf Geländegewinne in der amerikanischen Politik: Gerade der Darwinismus war in den Vereinigten Staaten höchst umstritten, weil er mit dem dominierenden Supernaturalismus kaum harmonierte.⁸³ Für ihn Stellung zu beziehen, schärfte wiederum das politische Profil – nicht umsonst wandte sich William Jennings Bryan, ein dezidiert anti-intellektueller Politiker, damals scharf von der Evolutionslehre Darwins und Spencers ab. Die Frage nach dem Darwinismus geriet so zu einem Lackmустest: ob der nächste Präsident eher der Wissenschaft oder der Bibel vertraue. Für Roosevelt war es ohne jeden Zweifel die Wissenschaft: Das letzte Buch unter vielen, das er im Laufe seines langen Lebens für eine breitere Öffentlichkeit rezensierte, wurde bezeichnenderweise ein Buch über Evolution aus der Feder von Henry Fairfield Osborn,⁸⁴ eines Anthropologen von Weltruf.

Roosevelt selbst hatte nicht umsonst den erfahrenen Richter und Verwaltungsspezialisten Taft, der neben Themen auch Kabinettsitzungen straff zu strukturieren verstand, als seinen Nachfolger vorgeschlagen: damit seine Reformprojekte auch nach seiner Amtszeit die nötige Geltung bekämen. Freilich besaß Taft seine eigene Agenda, auch wenn seine Inaugurationsrede in manchen Passagen wohl ebenso gut von Roosevelt hätte gehalten werden können. Den Anspruch, »Big Business« zu regulieren, formulierte er allerdings fast etwas intellektueller als sein Amtsvorgänger: »The work for formulating into practical shape such changes is creative work of the highest order.«⁸⁵ Politikgestaltung verstand Taft also als schöpferische Tätigkeit. In diesen Anspruch mündeten auch seine eigenen Erfahrungen aus langjähriger Richtertätigkeit. Strukturelle Interventionen in das Wirtschaftsleben waren nicht nur politisch schwer durchzusetzen, sondern auch juristisch hochgradig komplex: als Eingriffe in

79 Burton 1988, Preface.

80 So bereits Dyer 1980, 1–20, hier: 19.

81 Taft ging in seiner Zeit auf den Philippinen einerseits gegen Diskriminierungen vor, andererseits hielt er die dortige Bevölkerung für signifikant unterlegen. Auf diesen Zwiespalt weist hin: Lurie 2012, 50–52.

82 Inwiefern Annahmen einer weißen Überlegenheit etwa Wilsons Außenpolitik grundierten, führt aus: Ambrosius 2008, 239.

83 Burton 1988., 41–42.

84 Ebd., 87.

85 Taft 1909.

konstitutionell garantierte Freiheitsrechte. Derlei – etwa auch die Festsetzung von Zöllen – sollte freilich nicht an lautstark orientierten Partikularinteressen bestimmter ökonomischer Pressure Groups orientiert sein, sondern vielmehr wissenschaftlich ermittelt werden, wie Taft als Präsident einmal verkündete.⁸⁶

Jedenfalls hegte er einen hohen systematischen, wenn nicht gar szientistischen Anspruch an die Politik, an eine tätige Regierung: »The scope of a modern government in what it can and ought to accomplish for its people has been widened far beyond the principles laid down by the old ›laissez faire‹ school of political writers«, auch in konkreter Anwendung auf die Landwirtschaft und den dafür angekündigten »use of scientific experiments on a large scale and the spread of information derived from them for the improvement of general agriculture«.⁸⁷

Wissenschaft war also Programm, insbesondere jedoch Rechtswissenschaft. Taft verfolgte – erst recht nach seinen Erfahrungen als Gouverneur der Philippinen und als Kriegsminister – ein großes Anliegen, das viele Zeitgenossen am Beginn des 20. Jahrhunderts bewegte: international eine »Rule of Law« zu schaffen. Von dieser Leitidee waren die Haager Friedenskonferenzen in den Jahren 1899 und 1907 inspiriert, vor allem Fragen von Krieg und Frieden gewidmet. Neben der Interaktion von Staaten rückte aber immer mehr die Interaktion von zunehmend globalen Unternehmen in den Vordergrund. Einerseits entzog sie sich ihrer Natur nach einzelstaatlichen Regelungen, andererseits gehörte insbesondere Taft zu jenen, die den Nationalstaaten – wohlgerne aus Erfahrung – keinen Hang zur nötigen Verfahrensfairness attestierten. Darum widmete er sich wie andere Zeitgenossen der Etablierung von internationalen Schiedsgerichten, sie wurde zu seinem Lebensthema. Schon im Jahre 1896 war er von der American Conference on International Arbitration in ein Komitee entsandt worden, um ein solches System der Arbitration zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien vorzubereiten;⁸⁸ Taft hatte gute Gründe, auf die bindende Kraft von Verträgen zu vertrauen, seit er an der Aushandlung zwischenstaatlicher Abkommen unter anderem mit Großbritannien und Japan beteiligt gewesen war und als Solicitor General einen langwierigen Streit mit dem Vereinigten Königreich um das Beringmeer gütlich beigelegt hatte.⁸⁹

So glaubte Taft ein politisches und ein gelehrtes Mandat gleichzeitig zu erfüllen, indem er sich nicht nur in Regierungsämtern, sondern teils gleichzeitig als Vice President in der American Society of International Law und als Honorary President der American Society for the Judicial Settlement of International Disputes einbrachte, auch im soeben gegründeten amerikanischen Zweig der International Law Association:⁹⁰ keineswegs bloß ehrenhalber, sondern höchst rühmig. Diese Ambitionen kulminierten in dem, was Taft selbst als »great

⁸⁶ Lurie 2012, 160.

⁸⁷ Taft 1909.

⁸⁸ Noyes 2011, 536.

⁸⁹ Ebd., 538.

⁹⁰ Ebd., 537.

jewel of my administration« empfand:⁹¹ der Schaffung eines rechtlichen Rahmens für ein friedliches Zusammenwirken nicht nur ganzer Nationen, sondern von Angehörigen aller Nationen untereinander. Sein Ziel, wie er es bei einer Zusammenkunft von Methodisten im August des Jahres 1911 pathetisch umschreiben sollte, bestand in »some sort of a temple of justice in which kings and nations may be parties«,⁹² konkret in großangelegten Abkommen über eine nicht inter-, sondern eigentlich transnational angelegte Arbitration.

Einen entsprechenden Vorschlag hatte Taft im Jahre 1910 unterbreitet, auf einem Forum, das mindestens so wissenschaftlich wie politisch war: bei der Zusammenkunft der American Peace and Arbitration League am 22. März 1910.⁹³ Mit Großbritannien und Frankreich sollte eine Übereinkunft getroffen werden, um eine Internationale Schiedsgerichtsbarkeit zu institutionalisieren; tatsächlich wurden die Verträge am 3. August 1911 auch unterzeichnet, allerdings niemals ratifiziert.⁹⁴ Denn der amerikanische Senat verweigerte – wie auch später in anderen Zusammenhängen – seine Zustimmung just zu dem, was Taft als zentralen Vorzug der Verträge begriffen hatte. Erstmals in solchen Kontexten hatte der Präsident keine der üblichen dehnbaren Generalklauseln zur Verteidigung nationaler Sonderinteressen in den Vertragstext eingebracht, demzufolge Streitgegenstände nicht dem zu schaffenden Schiedsgerichtshof unterworfen seien, die »vitale Interessen« oder die »nationale Ehre« berührten:⁹⁵ Als der Senat ein Amendment forderte, das eine entsprechende Öffnungsklausel zugunsten amerikanischer Anliegen beinhaltete, verwarf Taft seinerseits das Projekt. Aus seiner Sicht war es nunmehr wirkungslos (mehr noch, der Senat habe es »crippled«, »maimed«, »truncated«, »emasculated«, derlei markige eigene Formulierungen spiegeln Tafts Frustration deutlich wider).⁹⁶

In Tafts Ambitionen verdichteten sich die Möglichkeiten, aber eben auch die Unmöglichkeiten einer Philosophenpräsidentschaft: ähnlich wie bei Wilson, dem es am Ende nicht gelang, im Senat die nötige Mehrheit für eine Zustimmung zum Versailler Vertrag zu gewinnen – womöglich auch wegen professoraler Sturheit, nicht die kleinste Änderung am sorgfältig arrangierten Vertragstext zulassen zu wollen. Doch darum soll er hier nicht gehen, sondern um ein kurzes Schlaglicht darauf, welche Rolle Wilson der Wissenschaft in der Politik zuwies. Schon in seinen vielgelobten Analyse des *Congressional Government* (1885) hatte Wilson auch über dessen Grenzen im Zeitalter der Parteimaschinen reflektiert, namentlich über die Kongressarbeit als Transmissionsriemen für die Öffentlichkeit: Wilson suggerierte eine Arbeitsteilung zwischen Intellektuellen in der Regierung und Multiplikatoren respektive Kontrolleuren im – aus seiner Sicht inkohärent diskutierenden⁹⁷ – Kongress, dessen »informing function« wichtiger sei als die »legislating function. The argument is not only

91 Zitiert nach Noyes 2011, 537.

92 Taft 1911, 47.

93 Noyes 2011, 542.

94 Ebd., 535.

95 Ebd., 543.

96 Ebd., 549.

97 Wilson 1885, 299.

that discussed and interrogated administration is the only pure and efficient administration, but, more than that, that the only really self-governing people is that people which discusses and interrogates its administration«. ⁹⁸ Dazu bedurfte es wiederum einer Verwaltung mit Sachkenntnis, der Wilson auch an anderer Stelle eine eminente historische Bedeutung zuschrieb: »Modern science, scarcely less than our pliancy and steadiness in political habit, may be said to have created the United States of to-day.« ⁹⁹ Derlei Vorstellungen gaben Anlass zu intellektuellen Rückfragen: »In a word, ought not the ›man of the world‹ and the ›man of the books‹ to be merged in each other in the student of politics?« ¹⁰⁰

An solche Postulate knüpfte auch Wilson Inaugurationsrede aus dem Jahre 1913 an. Sie beanspruchte eine Erneuerung nicht nur des politischen Programms, sondern der Politik selbst: »We have been refreshed by a new insight into our own live«, verkündete Wilson und leitete daraus einen sehr konkreten Handlungsauftrag für seine Präsidentschaft ab – »Our duty is to cleanse, to reconsider, to restore, to correct the evil without impairing the good, to purify and humanize every process of our common life without weakening or sentimentalizing it.« ¹⁰¹ Damit ging ein dezidierter Planungsauftrag einher, den allein die Vereinigten Staaten zu erfüllen wüssten:

»We have studied as perhaps no other nation has the most effective means of production, but we have not studied cost or economy as we should either as organizers of industry, as statesmen, or as individuals. Nor have we studied and perfected the means by which government may be put at the service of humanity, in safeguarding the health of the Nation, the health of its men and its women and its children, as well as their right in the struggle for existence.« ¹⁰²

Dass Wilson sich ausdrücklich dazu bekannte: »And yet it will be no cool process of mere science«, ist doppelt aufschlussreich. Einerseits verband er diese Einschränkung mit der moralischen Suggestivfrage, »whether we have the pure heart to comprehend and the rectified will to choose our high course of action«, ¹⁰³ andererseits fühlte er sich offenkundig genötigt, die Vorherrschaft der Wissenschaft dem »common man« plausibel zu machen: als eine Art von Exekutive der Expertise. ¹⁰⁴ Ihr kam eine andere Aufgabe zu als dem sie kontrollierenden, gerade nicht auf Sachkunde angewiesenen Kongress, wie ihn Wilson einst als Politikwissen-

⁹⁸ Ebd., 303.

⁹⁹ Wilson 1893, 123. An anderer Stelle verwahrte sich Wilson gegen die Annahme, »praktische Politiker« seien die besten Lehrmeister in den »deep - though they might be in the hidden - things of politics«: ebd., 38.

¹⁰⁰ Ebd., 41.

¹⁰¹ Wilson 1913.

¹⁰² Ebd.

¹⁰³ Ebd.

¹⁰⁴ Immerhin verwiesen sei an dieser Stelle darauf, dass ein solches Politikverständnis auf kommunaler Ebene – genauer: in manchen Großstädten – bereits tief verwurzelt war: Die Stadtsoziologie der Chicago School um Charles Edward Merriam war als Anwendungsdisziplin konzipiert. Welches Ansehen nunmehr neue Experten in der Gesellschaft genossen, betont: Hofstadter 1963, 206.

schaftler eingeordnet hatte. Einen gewissen Antiintellektualismus, so kalkulierte der gewiefte Präsident offenbar, galt es als Gegebenheit der amerikanischen Politik anzunehmen, um ihn womöglich mit einer Philosophenpräsidentschaft zu überwinden.

5. Fazit: Die Philosophenpräsidenten im Kult der Expertise

Ob Antiintellektualismus ein strukturelles Sondermerkmal der amerikanischen Geschichte darstellen mag, wie es Richard Hofstadter zugespitzt formulierte, ist im Rahmen dieser Untersuchung beileibe nicht zu erörtern. Sie hat freilich gezeigt, dass es nach der Gründungsära wenigstens eine weitere Phase gab, in der ausdrücklich intellektuelle Präsidenten gefragt waren: den Beginn des 20. Jahrhunderts.

Damit ist keineswegs gesagt, Roosevelt, Taft und Wilson seien ihrem Wesen nach als Intellektuelle zu verstehen – auch wenn es für diese Annahme bedenkenswerte Begründungen gibt.¹⁰⁵ Vielmehr zeigen die obigen Schlaglichter drei Staatsmänner, für die es persönlich wie politisch überaus bedeutsam schien, sich ostentativ als Intellektuelle zu präsentieren und ihre großen Projekte auf intellektuelle Weise darzustellen: insbesondere als Imperative der Wissenschaft, ob nun die Evolutionstheorie bei Roosevelt, die Rechtswissenschaft bei Taft oder die Politikwissenschaft bei Wilson.

Inwiefern diese drei Philosophenpräsidenten in der Progressive Era der Wissenschaft als spezifischer Ausdrucksform von Intellektualität besondere politische Geltung zu verschaffen strebten, verdient ebenso eingehende Aufmerksamkeit wie die Art und Weise, in der sich ihre Nachfolger seither in Relation zu spezifischen Wissenschaften und mithin auch zur Wissenschaft als solcher setzten. Ohnehin waren es nicht nur Präsidenten allein, die am Beginn des 20. Jahrhunderts einen neuen, von Idealen der Progressive Era gezeichnete Typus von Politiker darstellten: Es gab auch Senatoren wie Beveridge und Lodge, »who prided themselves on their ›scholarship«.¹⁰⁶ Sie bedienten ebenfalls die zeitgenössische Hoffnung, gerade im öffentlich vehement ausgetragenen Wettstreit der subjektiven Wahrnehmungen und Interessen bedürfe es ganz neuer Akteure, die der Debatte ein objektives, wissenschaftliches Fundament schaffen würden: an Fakten – die progressiven Muckrackers pflegten nicht umsonst ein Pathos des Realismus¹⁰⁷ – wie an durchdachten Handlungsoptionen.

Auf gewisse Weise bedienten die hier essayistisch erkundeten Philosophenpräsidenten und andere einen politischen Geniekult, der selbst zu einer wirkungsmächtigen Größe wurde: in Gestalt einer Erwartungshaltung, die inmitten einer von manchen Zeitgenossen immer mehr als dysfunktional betrachteten Massendemokratie eine endlich intellektuelle Herrschaft her-

¹⁰⁵ Präsentiert von Burton 1988.

¹⁰⁶ Hofstadter 1963, 206.

¹⁰⁷ Milton Cooper 1990, 87.

beisehnte. Inspiriert davon war wiederum gewiss auch Richard Hofstadter. Einmal mehr erweist sich die Progressive Era so als Gründungsmoment des modernen Amerika. Und einmal mehr erweist sich Hofstadters Herangehensweise als besonders anregend: namentlich sein weiter Begriff von Antiintellektualismus, der zugleich die Frage aufwirft, inwiefern eine genauere Klassifikation spezifischer Typen des Intellektualismus – der fromme Gläubige, der »man of letters« und der wissenschaftliche »Experte« wären vermutlich drei wesentliche Erscheinungsformen – noch weitere Erkenntnisse über die amerikanische Geschichte hervorbringen könnte.

Quellen

- Roosevelt 1869 = T. Roosevelt, Natural history on insects. Theodore Roosevelt Collection. MS Am 1541 (286). Harvard College Library, Faksimile: <https://www.theodorerooseveltcenter.org/Research/Digital-Library/Record?libID=o280234> (letzter Zugriff: 18.11.2022).
- Roosevelt 1910a = T. Roosevelt, Address at the Sorbonne in Paris, France: »Citizenship in a Republic«, in: The American Presidency Project, hg. v. Gerhard Peters und John T. Woolley, <https://www.presidency.ucsb.edu/documents/address-the-sorbonne-paris-france-citizenship-republic> (letzter Zugriff: 18.11.2022).
- Roosevelt 1910b = T. Roosevelt, The Romanes Lecture 1910. Biological Analogies in History. Delivered Before the University of Oxford June 7th, 1910, New York/London 1910.
- Schaper 1916 = W. A. Schaper, Our Chief Magistrate and His Powers by William Howard Taft, in: The American Political Science Review, 10, 1916, 778–781.
- Taft 1909 = W. Taft, Inaugural Address. March 04, 1909, in: The American Presidency Project, <https://www.presidency.ucsb.edu/documents/inaugural-address-46> (letzter Zugriff: 18.11.2021).
- Taft 1910 = Message of the President of the United States Communicated to the Two Houses of Congress at the Beginning of the Third Session Sixty-First Congress. December 6, 1910, Washington 1910.
- Taft 1911 = Address of President Taft at the Methodist Conference, Ocean Grove, N. J., August 15, 1911, in: Addresses of President Taft on Arbitration, Washington 1911, 46–55.
- Tocqueville 1836 = Alexis de Tocqueville, Ueber die Demokratie in Nordamerika. Aus dem Französischen übersetzt von F. A. Rüder, Zweiter Theil, Leipzig 1836.
- Wilson 1885 = W. Wilson, Congressional Government. A Study in American Politics, Boston/New York 1885.
- Wilson 1893 = W. Wilson, An Old Master and Other Political Essays, New York 1893.
- Wilson 1913 = W. Wilson, First Inaugural Address of Woodrow Wilson. Tuesday, March 4, 1913, in: The Avalon Project. Documents in Law, History and Diplomacy, https://avalon.law.yale.edu/20th_century/wilson1.asp (letzter Zugriff: 18.11.2022).

Literatur

- Ambrosius 2008 = Ll. E. Ambrosius, Democracy, Peace, and World Order, in: J. Milton Cooper, Jr. (Hgg.), Reconsidering Woodrow Wilson, Washington, DC/Baltimore 2008, 225–249.
- Bashford/Levine 2010 = Alison Bashford/ Philippa Levine (Hg.), The Oxford Handbook of the History of Eugenics, Oxford 2010.
- Berg 2017 = M. Berg, Woodrow Wilson. Amerika und die Neuordnung der Welt. Eine Biographie, München 2017.
- Burton 1988 = D. H. Burton, The Learned Presidency. Theodore Roosevelt, William Howard Taft, Woodrow Wilson, Rutherford (New Jersey) 1988.

- Chace 2014 = J. Chace, 1912. Wilson, Roosevelt, Taft and Debs. The Election that Changed the Country, New York 2004.
- Dyer 1980 = Th. G. Dyer, Theodore Roosevelt and the Idea of Race, Baton Rouge/London 1980.
- Fish 1975 = P. G. Fish, William Howard Taft and Charles Evans Hughes. Conservative Politicians as Chief Judicial Reformers, in: The Supreme Court Review, 1975, 123-145.
- Füssl 2004 = K.-H. Füssl, Deutsch-amerikanischer Kulturaustausch im 20. Jahrhundert. Bildung – Wissenschaft – Politik, Frankfurt am Main/New York 2004.
- Gould 1991 = L. L. Gould, The Presidency of Theodore Roosevelt, Lawrence 1991.
- Hicks 1945 = F. C. Hicks, William Howard Taft. Yale Professor of Law and New Haven Citizen. An Academic Interlude in the Life of the Twenty-Seventh President of the United States and the Tenth Chief Justice of the Supreme Court, New Haven 1945.
- Hofstadter 1955 = R. Hofstadter, The Age of Reform. From Bryan to F.D.R., New York 1955.
- Hofstadter 1963 = R. Hofstadter, Anti-intellectualism in American Life, New York 1963.
- Hofstadter 1968 = R. Hofstadter, The Progressive Historians. Turner, Beard, Parrington, New York 1968.
- Lerg 2019 = Ch. A. Lerg, Universitätsdiplomatie. Wissenschaft und Prestige in den transatlantischen Beziehungen 1890-1920, Göttingen 2019.
- Lurie 2012 = J. Lurie, William Howard Taft. The Travails of a Progressive Conservative, New York 2012.
- Lurie 2019 = J. Lurie, The Chief Justiceship of William Howard Taft, 1921-1930, Columbia 2019.
- Meier 1980 = Ch. Meier, Die Ohnmacht des allmächtigen Dictators Caesar. Drei biographische Skizzen, Frankfurt am Main 1980.
- Milton Cooper 1983 = J. Milton Cooper, Jr., The Warrior and the Priest. Woodrow Wilson and Theodore Roosevelt, Cambridge (Mass.)/London 1983.
- Milton Cooper 1990 = J. Milton Cooper, Jr., Pivotal Decades. The United States, 1900-1920, New York/London 1990.
- Morat 2011 = D. Morat, Intellektuelle und Intellektuellengeschichte. Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 20.11.2011, <https://doi.org/10.14765/zf.dok.2.279.v1>.
- Noyes 2011 = J. E. Noyes, William Howard Taft and the Taft Arbitration Treaties, in: Villanova Law Review 56 (2011), 535-558.
- Shade 2014 = W. G. Shade, »Tippecanoe and Tyler Too«. William Henry Harrison and the Rise of Popular Politics, in: J. H. Silbey (Hg.), A Companion to the Antebellum Presidents 1837-1861, Chichester 2014, 155-172.
- Shapiro 2000 = F. R. Shapiro, The Most-Cited Legal Scholars, in: The Journal of Legal Studies 29, 2000, 409-426.
- Stelle Commager 1950 = H. Steele Commager, The American Mind. An Interpretation of American Thought and Character Since the 1880's, New Haven/London 1950.
- Utley 1944 = G. B. Utley, Theodore Roosevelt's the Winning of the West. Some Unpublished Letters, in: The Mississippi Valley Historical Review, 30, 1944, 495-506.
- Warren 1958 = E. Warren, Chief Justice William Howard Taft, in: The Yale Law Journal 67, 1958, 353-362.
- Woods 2007 = R. Woods, LBJ. Architect of American Ambition, New York 2007.

Autor

Georg Eckert

ist Privatdozent für Neuere Geschichte an der Bergischen Universität Wuppertal und Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Sonderforschungsbereich 948 »Helden – Heroisierungen – Heroismen« an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg. Studium der Philosophie und Geschichte in Tübingen und Brighton, Promotion in Tübingen 2009, Habilitation in Wuppertal 2014.

geckert@uni-wuppertal.de

Ⓢ **Open Access** // Der Beitrag ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Beitrags von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

Andreas Hübner

Weiß, männlich, gebildet

Die »un/sichtbaren« Normen des filiopietistischen Intellektualismus

1. Die »un/sichtbaren« Normen des Intellektualismus

Für ihre deutschamerikanische Leserschaft hielt die New Orleanser Tageszeitung *Times Picayune* am Mittwoch, den 21. Juli 1909, keine guten Nachrichten bereit. »Prof. Deiler verstorben«, gab das Blatt bekannt und verlautbarte ferner: »Berühmter Vertreter der deutschen Kolonie, altgedienter Pädagoge, Historiker und Musiker, verstirbt in seinem Sommerhaus in St. Tammany.«¹ Auch im Nachruf selbst hob die *Times Picayune* die vielen Facetten des Tulane-Professors hervor und würdigte die mindestens drei Leben des Hanno Deiler. Die Tageszeitung erinnerte an Deiler den lokalen Pädagogen, an Deiler den landesweit gefeierten Musiker und an Deiler den renommierten Gelehrten:

»Prof. Deiler war im ganzen Land bekannt, nicht nur als Pädagoge, sondern auch als Musiker von hohem Range und für das Interesse, das er an der Förderung des Wohlergehens seiner Landsleute zeigte. Er war zudem ein angesehener Historiker und gab seine Lebensaufgabe an der Tulane University auf, um einige Studien über die frühe deutsche Besiedlung Louisianas zu vollenden.«²

Im St. Tammany Parish, genauer gesagt im beschaulichen Städtchen Covington, hatte Deiler eigentlich gehofft, seine gesundheitlichen Probleme zu lindern. Noch im Mai des Jahres berichtete das lokale Blatt, der *St. Tammany Farmer*, über den »prominenten« Bewohner und begründete dessen Liebe zu Covington damit, dass die dortige frische Brise bei Deiler »die

1 The Daily Picayune-New Orleans, 21.07.1909. Historic New Orleans Collection (HNOC), New Orleans, Microfilm 82-099-L (stets eigene Übersetzung).

2 Ebd.: »Prof. Deiler was known throughout the country, not only as an educator, but as a musician of high rank and as well for the interest he took in the promotion of the welfare of his countrymen. He was also a distinguished historian, and it was to complete some studies of the early German settlement in Louisiana that he gave up his life work at Tulane University.«

geistige Aktivität angeregt und den Fluss der Gedanken gefördert« habe.³ Deiler gedachte in der Kleinstadt seine Herzleiden auszukurieren und die Arbeiten an seinem Opus Magnum *The Settlement of the German Coast of Louisiana and the Creoles of German Descent* abzuschließen. Solchen Unterfangen stand man nördlich des Lake Pontchartrain durchaus wohlwollend gegenüber und schätzte an Deiler dessen gebildeten und freudigen Charakter, wie die anerkennenden Zeilen eines Lokaljournalisten zeigten: »Er wurde von allen, die ihn kannten, geliebt und bewundert, sowohl wegen seiner intellektuellen Fähigkeiten als auch wegen seines fröhlichen, heiteren Gemüts.«⁴

Die Nachrufe der New Orleanser und der Louisiana-Presse unterschieden sich in Form und Funktion nicht wesentlich von den Meldungen und Mitteilungen überregionaler deutschamerikanischer Periodika sowie nationaler, angloamerikanischer Tagesblätter. Auch in diesen wurden zum Tod des ehemaligen Präsidenten der Deutschen Gesellschaft von New Orleans stets die Bandbreite seines Schaffens, seine intellektuellen Kapazitäten und sein heiteres Gemüt betont. Deiler, so hieß es, habe in den öffentlichen Schulen von New Orleans um den Erhalt der deutschen Sprache gekämpft und als glänzender Redner und Musiker bis zu seinem Ableben dem Nationalen Deutsch-Amerikanischen Sängerbund vorgestanden. Im Jahre 1890 sei Deiler, so ergänzte die *Freie Presse für Texas* aus San Antonio, mit dem Sängerfest von New Orleans ein Meisterstück gelungen. Er habe ein Fest inszeniert, das »noch heute als eines der besten Feste, die der Nord-Amerikanische Sängerbund veranstaltet hat, angesehen«⁵ würde. Vor allem sei Deiler, wie im *Washington Herald* zu lesen war, aber »einer der besten deutschen Gelehrten«⁶ des Südens gewesen.

Dabei wurde der »Gelehrte« Deiler in eine Reihe mit weiteren deutschamerikanischen Historiker:innen wie Albert Bernhard Faust, Gustav Körner oder Rudolf Cronau gestellt. Deren Wirken hatte sich gemäß der Prämissen der filiopietistischen Einwanderungsforschung zumeist darauf fokussiert, die Bedeutung des sogenannten »Deutschthums« und den Beitrag deutscher Einwander:innen »zur amerikanischen Geschichte, Politik, Wirtschaft und Kultur« zu betonen.⁷ Dass Deiler sich diesbezüglich nicht hinter seinen Zeitgenossen hatte verstecken müssen, verdeutlichte wiederum die *Freie Presse für Texas*, die von »Extra-Vor-

3 St. Tammany Farmer (Covington, LA), 15.05.1909, 4. Library of Congress, Washington, DC, Chronicling America: Historic American Newspapers, <https://chroniclingamerica.loc.gov/lccn/sn82015387/1909-05-15/ed-1/seq4/> (letzter Zugriff: 01.03.2024).

4 St. Tammany Farmer (Covington, LA), 24.07.1909, 5. Library of Congress, Washington, DC, Chronicling America: Historic American Newspapers, <https://chroniclingamerica.loc.gov/lccn/sn82015387/1909-07-24/ed-1/seq-5/> (letzter Zugriff: 01.03.2024). Im Original: »He was loved and admired by all who knew him, both for his intellectual attainments and his happy, jovial disposition.«

5 Freie Presse für Texas (San Antonio, TX), 23.07.1909, 2. Library of Congress, Washington, DC, Chronicling America: Historic American Newspapers, <https://chroniclingamerica.loc.gov/lccn/sn83045227/1909-07-23/ed-1/seq-2/> (letzter Zugriff: 01.03.2024).

6 The Washington Herald (Washington, DC), 22.07.1909, 1. Library of Congress, Washington, DC, Chronicling America: Historic American Newspapers, <http://chroniclingamerica.loc.gov/lccn/sn83045433/1909-07-22/ed-1/seq-1/> (letzter Zugriff: 01.03.2024).

7 Ortlepp 2004, 20 (Anm. 28).

lesungen« für Studierende der Tulane University zu berichten wusste, in denen Deiler »ganz speziell Ruhmestaten« der deutschamerikanischen Geschichte behandelte.⁸ Wenig überraschend vermerkte der Nachruf in den *Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblättern*: »Sein Hauptverdienst aber um das Deutschthum, und dasjenige, was seinen Namen auf ferne Nachwelt tragen wird, ist die von ihm mit großer Liebe und persönlicher Anstrengung ausgeführte Erforschung der Geschichte der deutschen Einwanderung in Louisiana.«⁹

Liest man die Presseberichte nach seinem Tode sorgfältig, so könnte der Eindruck entstehen, dass die Intensität, mit der Deiler und seine Weggefährten Bedeutung wie Beitrag der »deutschen Einwanderung« erkundeten und idealisierten, sie zu Repräsentanten jenen Typus des Intellektuellen machten, dem Richard Hofstadter in den 1960er Jahren einen gewissen Glaubensfanatismus unterstellt hatte: Gemeint ist der Typus des »obsessiven« Intellektuellen, der für die eine Idee lebe, der von der Hingabe für die eine spezielle, ja einengende Idee regelrecht verschluckt würde.¹⁰ In Deilers Fall entfaltete sich das Zwanghafte an der Idee des sogenannten »vereinten« und »globalen« »Deutschthums«. Sein (intellektuelles) Schaffen als Pädagoge, Musiker und Gelehrter war bestimmt von der Obsession, dem gefühlten Rückgang des »Deutschthums« entgegenzutreten, den Deutschamerikaner:innen neues Selbstvertrauen einzuhauchen und die Zweifel an ihrer Bedeutung als amerikanische Bürger:innen zu zerstreuen.¹¹ Deilers Tun und Handeln waren also weniger von einer verspielten Neugierde geprägt, als vielmehr einem engen, unmittelbaren und vorhersehbaren Ziel mit unfehlbarer praktischer Qualität verschrieben.¹² In seinem intellektuellen Streben war er zutiefst »obsessiv«: Anstatt Antworten auf Fragen zu suchen, machte er aus Fragen Antworten.¹³

Obsession und Intellektualismus, und diese Beobachtung offenbart die Grenzen von Hofstadters Ausführungen zum Antiintellektualismus, basierten bei Deiler auf der »hegemonialen Normativität weißer Positionen«.¹⁴ Sein Weißsein konnte, wie mit Bärbel Völkel zu formulieren wäre, als eine »Form historischer und kultureller Selbstermächtigung« verstanden werden, die zugleich kollektive Wahrnehmungs-, Wissens- und Handlungsmuster konstituierte und mit deren sozialer Positionierung Macht und Privilegien einhergingen.¹⁵ Eine solche Selbstermächtigung verlangte, wie sich im Laufe dieses Beitrages zeigen wird, die strikte Abgrenzung zur afroamerikanischen Bevölkerung und setzte eine binäre Kon-

8 Freie Presse für Texas (San Antonio, TX), 23.07.1909, 2. Library of Congress, Washington, DC, *Chronicling America: Historic American Newspapers*, <https://chroniclingamerica.loc.gov/lccn/sn83045227/1909-07-23/ed-1/seq-2/> (letzter Zugriff: 01.03.2024).

9 *Deutsch-amerikanische Geschichtsblätter* 9, 1909, 159. Universitätsbibliothek Kiel.

10 Vgl. Hofstadter 1963, 29.

11 Vgl. Spear 1961, 260, sowie Hübner 2017, 15–18.

12 Vgl. Hofstadter 1963, 25.

13 Vgl. ebd., 30.

14 Völkel 2021.

15 Ebd.

figuration voraus, die dem biologischen Essentialismus folgend zwischen »weißen« und »schwarzen« Personen unterschied. Ausgangspunkt hierfür war ein Prozess, an dessen Ende sich die kategorialen Differenzierungen unter europäischen Migrant:innen, die bis Anfang des 20. Jahrhundert üblich sein sollten, langsam auflösen und bis in die 1960er Jahre völlig verschwinden sollten. Diesen Wandel diskutierend, sprach der Historiker Matthew Jacobson in seinen Schriften gar von einem »dramatischen Rückgang der wahrgenommenen Unterschiede unter den weißen Anderen«. ¹⁶

Deilers Intellektualismus und seine Wahrnehmung als Intellektueller waren jedoch nicht nur von seinem Weißsein bestimmt. Vielmehr verschränkte sich sein Weißsein mit maskulinen und (westlich-aufklärerischen) bildungselitären Normativitäten und Hegemonialitäten. Intellektualität bedeutete mit Blick auf Deiler, und dies gerät bei Hofstadter aus dem Blick, Weißsein, Männlichsein und Gebildetsein. Zugespitzt und nochmals auf Völkel rekurrierend: In Deilers Intellektualismus waren Weißsein, Männlichsein und Gebildetsein als unsichtbare Normen eingeschrieben. ¹⁷

2. Die Geburt eines intellektuellen »Weißseins«

Der in Altötting geborene Hanno Deiler war im Jahr 1872 nach Amerika und New Orleans aufgebrochen. In die Fußstapfen seines Vaters, eines königlichen Kapellmusikers, tretend, hatte er in seinen Jungen- und Jugendjahren in der (ober-)bayerischen Heimat am Kloster St. Emmeram in Regensburg und am Freisinger Lehrerseminar eine umfangreiche Ausbildung zum Musiker und Pädagogen erfahren. In der Stadt am Mississippi nahm er zunächst eine Stelle an der Katholischen Sankt-Bonifaz-Schule an, bevor er ab 1879 als Professor für Germanistik an der University of Louisiana, der späteren Tulane University, lehrte. Zu Beginn noch eine kleine, öffentliche Institution, wandelte sich die Universität durch die großzügigen Spenden des New Orleaner Geschäftsmannes Paul Tulane nicht nur in eine finanzkräftige, sondern auch in eine private Bildungseinrichtung, die es Deiler erlaubte, sich zunehmend auf seine Lehr- und Forschungstätigkeiten zu konzentrieren. ¹⁸ Als Gelehrter machte Deiler Karriere mit unzähligen Schriften zur deutschen Einwanderung nach Louisiana, als Musiker zog er mit dem New Orleaner Quartett-Club regionale und überregionale Aufmerksamkeit auf sich und als Pädagoge trat er immer wieder für den Erhalt der deutschen Sprachen in den Schulen von New Orleans ein. ¹⁹

16 Jacobson 2001, 89. Im Original heißt es bei Jacobson: »The period from the 1920s to the 1960s saw a dramatic decline in the perceived differences among these white Others.«

17 Völkel 2021.

18 Freie Presse für Texas (San Antonio, TX), 23.07.1909, 2. Library of Congress, Washington, DC, Chronicling America: Historic American Newspapers, <https://chroniclingamerica.loc.gov/lccn/sn83045227/1909-07-23/ed-1/seq-2/> (letzter Zugriff: 01.03.2024).

19 Vgl. Hübner 2009, 79–105.

Gelehrte wie Deiler – gerade auch deutschamerikanischer Herkunft, erster oder zweiter Generation – fanden sich um die Jahrhundertwende an vielen amerikanischen Universitäten. Sie bildeten eine neue »intellektuelle Schicht«, die sich ausgehend von einem Begriff der Kultur, der eng mit Vorstellungen des moralischen und intellektuellen Enhancement verbunden war, nicht mehr nur als Wissenskörper verstand, sondern als Einheit, deren intellektuelles Streben sich ganzheitlich in Forschung, Lehre und Lernen niederschlagen sollte.²⁰ Deiler und seine Weggefährten waren Vertreter:innen jenes nach 1870 wachsenden amerikanischen Professoriums, das für eine Verbesserung der professionellen und institutionellen Hochschulstandards stand und ein Maß an Einfluss und Prestige innerhalb und außerhalb der Studienräume erlangte, wie es ihre Vorgänger in der alten College-Ära nicht zu träumen gewagt hätten.²¹ Zugleich repräsentierten Deiler und seine Weggefährten einen neuen Typus des »White Intellectualism«. Dessen »aufgeklärte« Vorstellungen normierten die Aspekte der Rationalität, Ordnung, Selbstbeherrschung und des empirischen Denkens, setzten eine Form des konstruierten »intellektuellen Weißseins« als soziales, wirtschaftliches und kulturelles Kapital ein und produzierten hierarchische Strukturen, deren wesentliche Funktionen in der Diskriminierung, Segregation und Ausgrenzung sowie in der rassistisch motivierten Exklusion einzelner Gruppen zu sehen waren.²²

Das deutschamerikanische, intellektuelle Weißsein war geboren. Deilers Obsession, dem Rückgang des »Deutschthums« entgegenzutreten, durfte durchaus als Ausdruck dieses »White Intellectualism« verstanden werden. In Louisiana versuchten die Akteure dieses Intellektualismus, sich nicht nur von afroamerikanischen Akteuren abzugrenzen, sondern sie mussten den Status des »Weißseins« der eigenen Gruppen, in Deilers Fall der Deutschamerikaner, fortwährend gegenüber den etablierten und neu ankommenden Gruppen verteidigen. Von *einer* intellektuellen Gemeinschaft, wie sie der Migrationssoziologe und Zeitgenosse Hofstadters Milton Gordon in den 1960er Jahren beschrieben hatte, konnte also kaum die Rede sein.²³ Stattdessen, und dies zeigen Akteure wie Deiler, spielten Kategorien um *gender*, *class*, *race* und *ethnicity*, die später in kulturwissenschaftlichen und kulturhistorischen Arbeiten theoretisiert werden sollten, eine weitaus größere Rolle bei der Ausformung intellektueller Gruppen, als es Autoren wie Gordon und Hofstadter in ihren Texten postulierten.

Die Konturen für die nächsten Seiten zeichnen sich damit ab. Deiler, dem »obsessiven« Intellektuellen, gilt es nachzuspüren und unser Verständnis für die Gestalt des »White Intellectualism« weiter zu schärfen. Deiler, der Gelehrte, Musiker und Pädagoge, ist ebenso zu sezieren, wie die »un/sichtbaren Normen« intellektuellen Weißseins offenzulegen sind. Auf diesem Wege könnten nicht nur die Überlegungen Hofstadters zum Anti-/Intellektualismus in der amerikanischen Geschichte einer Prüfung unterzogen werden. Auch ließe sich ein

20 Vgl. Trommler 2017, 90.

21 Vgl. Hofstadter 1955, 154.

22 Vgl. Baker 2020, 251.

23 Vgl. Gordon 1964, 226–232.

neuer Sehepunkt einnehmen, der die Perspektive auf die deutschamerikanischen Akteure des späten 19. Jahrhunderts weiter differenzieren und die jüngsten Forschungen von Historiker:innen wie Heike Bungert, bei denen die Performanz deutschamerikanischen Weißseins nur am Rande besprochen wird, ergänzen könnte.²⁴

3. Bildung, Intellektualismus und Nationalismus

Nach der Annahme der Professur für Germanistik an der Tulane University wirkte Hanno Deiler weiterhin in lehrender Tätigkeit an wechselnden New Orleanser Schulen wie dem Soule's Commercial College, der Jefferson Academy oder der Tulane High School. Dabei soll er auch den späteren langjährigen New Orleanser Bürgermeister Martin Behrman unterrichtet haben.²⁵ Den Schulen, die häufig in kirchlicher Trägerschaft standen, kam insofern eine Schlüsselrolle zu, als dass sie und der dortige deutschsprachige Unterricht, so Deiler, zur »Pflege und Erhaltung der deutschen Sprache« beitrugen und letztlich die Basis des »vereinten und globalen Deutschthums« bildeten.²⁶ Wie in anderen Regionen der Vereinigten Staaten kam den protestantischen Gemeinden hierbei eine zentrale Rolle zu. Besonders aktiv zeigte sich die lutherische Synode von Missouri, die gezielt Lehrer:innen nach Nordamerika abwarb.²⁷ In New Orleans stellten die lutherischen Schulen den höchsten Anteil der deutschamerikanischen konfessionellen Schulen. Neben der formalen Schulbildung absolvierten viele Schüler:innen die »Bibelschulen« und »Sonntagsschulen« der Gemeinden; deutschamerikanische Schulen und Kirchen waren eng miteinander verflochten: Schließlich lieferten Schulen, die deutschsprachigen Unterricht anboten, zugleich die künftigen Kirchgänger:innen für die deutschsprachigen Gotteshäuser. Nicht selten bedeutete daher das Ende deutschsprachiger, konfessioneller Schulen auch das Ende deutschsprachiger Gottesdienste. Die St. Paul's German Evangelical-Lutheran Church reduzierte beispielsweise schon bald nach der Schließung ihrer Schule im Jahr 1900 das Angebot deutschsprachiger Gottesdienste erheblich.²⁸

Wenig überraschend richtete Deiler, wie viele seiner deutschamerikanischen Zeitgenoss:innen, seine Schaffenskraft in den Folgejahren auf die Etablierung von »deutschen« Schulen und deutschsprachigen Klassen in amerikanischen Schulen. Ihm ging es hierbei –

24 Vgl. Bungert 2016, 26. Bungert konstatiert zwar, »dass die Assimilation von Einwanderern stets in Abgrenzung zu Afroamerikanern und Asian Americans stattfand und ein weißes US-amerikanisches Einheitsideal schuf«, und zitiert auch die einschlägigen Schriften von Jacobson 1998, Kazal 2004, Kolchin 2002 und Roediger 1991 sowie 2005, sie verwendet aber weiterhin den Begriff der »Assimilation« und geht damit schlicht von migrationspezifischen Anpassungs- bzw. Angleichungsprozessen aus. Zum Verständnis des historischen Prozesses des deutschamerikanischen »Weißwerdens« trägt sie wenig bei. Bungerts Verständnis des Migrationsprozesses beruht im Wesentlichen auf den Überlegungen von Kathleen Neils Conzen und deren Aufsatz »German-Americans and the Invention of Ethnicity«, der zuerst 1986 in einem Sammelband von Frank Trommler erschien, vgl. Conzen 2016.

25 Vgl. Merrill 2005, 313.

26 Vgl. Deiler 1894, 3. Zum Begriff der »Deutschthumsakteure« siehe auch Schulze 2016.

27 Vgl. Petty 2013, 45. Petty beschreibt die Prozesse für den Bundesstaat Wisconsin im Detail.

28 Vgl. Merrill 2005, 223–246.

im besten Sinne Hofstadters – weniger um eine »verspielte« Bildung als um die »praktische«, zweckgebundene Ausbildung der deutschen Sprache: »[D]ie Hebung des Deutschtums und die Verbreitung [...] deutscher Sitten und deutscher Kultur hier zu Lande« galt es mit Hilfe der deutschen Sprache zu befördern.²⁹ Auch beschränkte sich Deiler nicht auf seine Rolle als Pädagoge, sondern trat zudem als Bildungspolitiker in Erscheinung. Mit weiteren deutschamerikanischen Persönlichkeiten – Willy Paul Adams hätte sie wohl »ethnic leaders« genannt – betrieb er über die Deutsche Gesellschaft von New Orleans eine langjährige Kampagne zur Einführung und zum Erhalt der deutschen Sprachen in örtlichen Schulen.³⁰ Inwiefern das Betreiben dieser Männer im Vorhinein zum Scheitern verurteilt war, sei dahingestellt. Die Beharrlichkeit, mit der sie ihr Ziel verfolgten, ließ zumindest einige Etappensiege zu. So konnte die Deutsche Gesellschaft mit Hilfe der geschickten Platzierung eines ihrer Mitglieder im »Direktoriums der Oeffentlichen Schulen« von New Orleans immer wieder kleinere Erfolge verzeichnen. Für das Jahr 1909 frohlockte die Gesellschaft etwa:

»Von großem Werthe für unseren Zweck ist es ferner, daß in den New Orleaner Hochschulen demnächst die deutsche Sprache gelehrt werden soll. Es wird dies viel dazu beitragen, die Deutschen in anderen Theilen des Landes und in Deutschland davon zu überzeugen, daß man das Deutsche und die Deutschen hier schätzt.«³¹

Die eigenen Anstrengungen um die deutsche Sprache, so zeigten die entsprechenden Aussagen indessen, waren für die lokalen Akteure immer auch von überregionaler Relevanz. Geplagt von Gefühlen des Niedergangs und der Isolation, erhofften die weißen Herren der Deutschen Gesellschaft mit ihren Bemühungen, nationale Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und globale Wertschätzung zu erlangen.

Parallel zu ihren bildungspolitischen Anstrengungen konzentrierte sich die Deutsche Gesellschaft um Hanno Deiler auf die Schüler:innen selbst und versuchte, verschiedene Anreize für das Erlernen der deutschen Sprache zu schaffen. Unter anderem setzte die Gesellschaft »Belohnungen für eifriges Studium der deutschen Sprache in unseren höheren Schulen« aus und vergab jährlich eine Reihe von Buchpreisen an besonders Sprachlernwillige.³² Bei der Auswahl an Werken, die man an die Gewinner:innen verteilte, wurde nichts dem Zufall überlassen. Die Deutsche Gesellschaft setzte die Bücher bewusst als Werkzeuge der Distinktion ein. Die Gewinner:innen sollten sich durch ihre Lektürepraxis intellektuell

29 Deutsche Gesellschaft von New Orleans, 1895–1916, Charter, Konstitution und Nebengesetze der Deutschen Gesellschaft von New Orleans mit der in der Generalversammlung angenommenen Veränderung der Konstitution. New Orleans 1913, 435. HNOC, Mss. 609 Deutsches Haus Collection, Item 8 Protokoll Buch, (eingeklebt).

30 Vgl. Adams 2016, 153–157. Der Beitrag erschien zuerst ebenfalls in: Trommler 1986.

31 Die Deutsche Gesellschaft von New Orleans, Louisiana, Jahresbericht für 1909–1910. Dreiundsechzigstes Geschäftsjahr, New Orleans, 1910, 8. HNOC, Mss. 609 Deutsches Haus Collection, Box 1, Folder 2.

32 Die Deutsche Gesellschaft von New Orleans, Jahresberichte für das Achtundsechzigste Geschäftsjahr, New Orleans 1915, 5. HNOC, Mss. 609 Deutsches Haus Collection, Box 1, Folder 2.

als Deutschamerikaner abheben: Neben illustrierten Ausgaben der Werke Friedrich Schillers fanden sich unter den Preisen kleine Reallexika, Liederbücher, Bilderatlanten zur Geschichte der deutschen Literatur und Bände zur deutschen Kunst.³³

Die Deutsche Gesellschaft förderte und verbreitete also einen literarischen Kanon, der in einen umfassenderen Werte- und Normenkanon eingeflochten war und der Aufrechterhaltung der deutschamerikanischen Einheit und Ethnizität, kurz des »Deutschthums« in Amerika, diente.³⁴ Damit jedoch nicht genug: Auf der Liste der Buchpreise fanden sich völkisch-antisemitische Autoren und deren imperialistische und chauvinistische Schriften. Beispielsweise wurde *Einharts Deutsche Geschichte* an die Gewinner:innen der Buchpreise ausgegeben.³⁵ Verfasst von Heinrich Claß, der von 1908 bis 1939 als Präsident dem »Alldeutschen Verband« vorstehen sollte, verbreitete dieses *Werk* eine völkische, antisemitische, expansionistische und imperialistische Agenda, die als Vorläufer der NS-Ideologie angesehen werden kann und ohne Umschweife daherkam. Die »Herausforderungen« der letzten Jahre Wilhelms I. skizzierend, formulierte Claß exemplarisch:

»Drei Feinde gefährlicher Art waren dem jungen deutschen Reiche gleichzeitig erstanden, alle drei internationaler Art: der Ultramontanismus, die Sozialdemokratie und das Judentum – denn auch es war international, da die Masse der Juden nicht daran dachte, wirklich im deutschen Volke aufzugehen, sondern die Zusammenhänge über die Grenzen der Staaten hinaus aufrecht erhielt und sich als das bewußt fühlte und betrug, was sie wirklich sind: ein besonderes Volk, eine eigene Rasse.«³⁶

Mit diesen Aussagen konnte Claß vermutlich auch bei der illustren Gruppe der deutschamerikanischen Filiopietisten punkten. Verwiesen sei nur auf eine Passage des Historikers Albert Bernhardt Faust. In dessen für lange Zeit maßgeblichen Studie *The German Element in the United States* wurden Deutschamerikaner jüdischen Glaubens »wegen ihrer rassischen Besonderheit« explizit von seinen Darstellungen ausgeschlossen.³⁷ Deiler, der die Bemühungen um die deutsche Sprache in New Orleans federführend seit den 1870er initiiert hatte, stand also in einer Reihe mit jenen Protagonisten der deutschen und deutschamerikanischen Professorenschaft, die sich spätestens mit Beginn des Ersten Weltkrieges dem Vorwurf ausgesetzt sah, die Wissenschaft in den Dienst eines (expansionistischen) Nationalismus gestellt zu haben – freilich unter Missachtung ihres viel gepriesenen universellen Charakters.³⁸ Intel-

33 Ebd., 6–7, sowie Die Deutsche Gesellschaft von New Orleans, Louisiana, Jahresberichte für das Neunundsechzigste Geschäftsjahr, New Orleans 1916, 7. HNOC, Mss. 609 Deutsches Haus Collection, Box 1, Folder 2.

34 Vgl. Bungert 2017, 82.

35 Die Deutsche Gesellschaft von New Orleans, Louisiana, Jahresberichte für das Siebzigste Geschäftsjahr, New Orleans 1917, 7. HNOC, Mss. 609 Deutsches Haus Collection, Box 1, Folder 2.

36 Claß 1914, 335.

37 Faust 1909, x.

38 Vgl. Trommler 2017, 98.

lektuell sein bedeutete in diesem Rahmen eben nicht nur Weißsein, sondern verschränkte sich oftmals mit einer Nähe zu völkischem, antisemitischem und expansionistischem Denken – auch wenn die systematische Verbindung von völkischer Ideologie, Antisemitismus und Rassismus erst nach dem Ersten Weltkrieg einsetzen sollte.³⁹

4. Deutschtümelei, Intellektualismus und Männlichkeit

Richard Hofstadter hätte die Bemühungen Deilers und der Deutschen Gesellschaft vermutlich unter der Begrifflichkeit des »downgrading of intellect«, der Herabsetzung und Dequalifizierung des Intellekts und des Intellektuellen gefasst, vor allem aber die übereifrige »Anwendung« der Sprache zur Hebung des »Deutschthums« kritisiert.⁴⁰ Einer ähnlichen Kritik hätte Deiler wohl hinsichtlich seiner musikalischen Unternehmungen entgegenzutreten müssen. Mit seinem Engagement im New Orleanser Quartett-Club, aber auch mit seiner Führungsrolle im Nordamerikanischen Sängerbund verband Deiler – auf lokaler, nationaler und transnationaler Ebene – eine Art von »Vorkämpfertum« für das vereinte »Deutschthum«. Mit seinen idealisierenden Vorstellungen einer nordamerikanischen »deutschen« Gemeinschaft stand Deiler nicht alleine da. Vielmehr fügte er sich in eine Form globaler Deutschtumsdiskurse ein, deren größere Diskurszusammenhänge sich weltweit ähnelten und in einschlägigen Diskurssträngen niederschlugen, etwa

»die Idee einer ›deutschen‹ Kultur- und Zivilisierungsmission; Kolonisationsvisionen, die bäuerliche Arbeit und Erschließung von Land propagierten; die Vorstellung einer globalen ›deutschen‹ Gemeinschaft, des ›Auslandsdeutschums‹; dichotome Konstruktionen des Eigenen und des Fremden mit ihren pauschalen Bewertungen, Überlegenheitsgefühlen und Rassentheorien; sittliche und moralische Lebensentwürfe mit Zuschreibungen bestimmter Geschlechterrollen; gemeinsame Geschichtsmythen; Vorstellungen einer Kulturgemeinschaft.«⁴¹

Sängerwesen und Gesangsvereine bildeten eine Säule in einer Vielzahl an deutschamerikanischen Organisationen und Gesellschaften, die das Rückgrat der »Deutschthumsideologie« in Nordamerika (oder eben: in der Welt) darstellten. Deiler selbst formulierte diesen Anspruch im Rahmen seiner Teilnahme am Wiener Sängerkongress von 1890 deutlich: »Möge es uns gegönnt sein, daß der Deutsche Sängerbund, dem Siegeslaufe des deutschen Liedes folgend recht bald zu einem Weltverbände werde.«⁴²

39 Vgl. Schulze 2016, 68.

40 Vgl. Hofstadter 1963, 308.

41 Schulze 2016, 343.

42 New Orleans Deutsche Zeitung, 02.09.1890. HNO, Microfilm 83-6-L.

Sängerwesen und Gesangsvereine waren nicht nur »ein unerlässliches Mittel zur Konstruktion einer gemeinsamen Identität oder Ethnizität«, vielmehr ermöglichten sie es Deutschamerikaner:innen auch, ihr Weißsein performativ zu inszenieren.⁴³ Deilers Tätigkeiten für die Gesangsvereine und -bünde versinnbildlichten nicht nur die Konstruktion einer deutsch-amerikanischen Ethnizität, sondern spiegelten das Bemühen um »die Hebung des Deutschthums« wider – die Hebung des weißen männlichen »Deutschthums« wohl gemerkt. So verschränkten sich bei den berühmten Sängerfahrten der Kult um das »Deutschthum« mit der Inszenierung von Männlichkeiten. Die Fahrten gaben Deiler, dem Professor der Germanistik und vermeintlichen Vertreter einer intellektuellen Schicht, eine Bühne, sich bewusst bürgerlich zu inszenieren, dem oft zitierten übermäßigen Bierkonsum und der allzeit angeführten »German Gemüthlichkeit« zu frönen und eine deutschamerikanische Schicksalsgemeinschaft zu formen. In Vorbereitung auf eine Sängerfahrt nach Memphis zirkulierte innerhalb des Quartett-Clubs etwa folgende Weisung: »Members must provide at least five good jokes. No stale jokes are allowed, except they are worth repeating the second time. Dr. Keitx will provide the Club with a bottle of S.S.S. and the Herbergsvater will see the Club provided with several bottles of Martini. Noisy Little Louis will have charge of the ›Cleveland Peace Mug.‹ [sic]«⁴⁴

Humor, und insbesondere die Praktiken des Witzemachens und -erzählens, die vor allem in die Sonntagsspalten der deutschamerikanischen Zeitungen Eingang fanden, waren traditionell deutschen und deutschamerikanischen ethnischen Themen gewidmet – und sie waren eine männliche Domäne.⁴⁵ Darüber hinaus kam dem steten Scherzen eine weitere Funktion zu: Humor und Witze blieben im Prozess des Sprachsterbens am zähesten erhalten, gerade in bilingualen Kontexten stellte das Blödeln, Necken und Hänselfn die häufigsten Verwendungen der deutschen Sprache außerhalb des Gesprächs mit älteren Familienmitgliedern dar.⁴⁶ Es trug damit explizit zum Erhalt des »Deutschthums« in Nordamerika bei und war zugleich Indikator für dessen Krise.

Bei all seiner Liebe zur Musik und zum Gesangswesen musste Deiler eingestehen, dass das »Deutschthum« in Amerika seine besten Zeiten hinter sich hatte. Mit äußerster Präzision und im bewegenden Tone des Sängers ergriff Deiler daher immer wieder das Wort, um den Zustand des »Deutschthums« wenig beschönigend zu hinterfragen. Bei diesen Anlässen gab Deiler zu verstehen, dass er gewillt war, die rhetorischen Fertigkeiten des Intellektuellen in den Dienst praktischer Grobkörnigkeit zu stellen. Von einer Sängerfahrt nach Austin berichtete die örtliche, deutschamerikanische Presse, der *Texas Vorwärts*:

43 Bungert 2016, 13.

44 HNOC, Mss. 97-5-L, Dr. Karl J. R. Arndt Collection of J. Hanno Deiler Papers and Deutsche Gesellschaft Records, Oversize Box (Box 3), Item 2.

45 Kazal 2004, 249.

46 Salmons 1988, 161.

»Die acht Sänger unter der Direktion ihres Präsidenten, Professor Hanno J. Deiler, riefen einen Sturm des Applauses hervor, als sie die Halle betreten hatten. Sie wurden zum Singen aufgefordert und entledigten sich dieser Einladung auf das Trefflichste. Vor dem Gesange jedoch trat Herr Deiler vor, und hielt eine ergreifende, schöne Rede, in welcher er namentlich den Rückgang des Deutschthums speziell in Louisiana bedauerte, und besonders betonte, wie eben nur ein Häuflein in New Orleans bestrebt sei, durch Gesangvereine deutschem Wesen noch Vorschub so lange als möglich zu leisten.«⁴⁷

Was an diesem Tage in Deilers Worten mitklang – und auch andere prominente deutsch-amerikanische Professoren anzutreiben schien –, war, wie es in einem Nachruf auf Albert Bernhardt Faust hieß, der »Stolz auf den Beitrag, den die Kultur seiner deutschen Vorfahren zu der amerikanischen Zivilisation geleistet hatte«.⁴⁸ Dieser, wohl gemerkt diffuse, »Stolz« trieb Deiler nicht nur auf seinen Unternehmungen für das Sängertum oder in seinen Bemühungen für die Deutsche Gesellschaft von New Orleans an, sondern durchdrang auch – wie eben bei Albert Bernhardt Faust – seine universitären Schriften und Werke.

5. Filiopietismus, Intellektualismus und Rassismus

Themen und Spielfelder wie die »Hebung des Deutschthums« und der »Stolz auf den Beitrag« deutscher Migrant:innen boten freilich keine besonders solide Ausgangslage für die Verwirklichung intellektueller Unterfangen. Für den deutschamerikanischen Filiopietismus stellten sie aber die Prämissen jedweder Arbeiten dar und bildeten den Kern des »deutschthümlichen« *Fachmenschentums*.⁴⁹ Deiler selbst verwandte seine gesamte forschende Schaffenskraft der »Geschichte der Deutschen am unteren Mississippi«. Seine Erkundungen schienen in ihren Zielsetzungen stets vorbestimmt.⁵⁰ Beitrag und Bedeutung der »Deutschen« zu identifizieren und dem »Deutschthum« in Nordamerika eine Projektionsfläche kollektiver Identität zu bieten, waren die erklärten Ziele des Tulane-Professors.

Grundsätzlich strotzten Deilers Arbeiten, wie die der Filiopietisten per se, vor Selbstgefälligkeit: Die politische, moralische, soziale und erziehungswissenschaftliche Bedeutung des »deutschen« Beitrags wurden stets nachgewiesen und die Frage, wer ein wahrer Amerikaner sei, aus deutschamerikanischer Perspektive fortwährend positiv beantwortet. Im Falle Louisianas griffen die Filiopietisten dafür auf eine Reihe kolonialer Berichte zurück und argumentierten unter anderem auf Grundlage der Journale des Chevaliers Jean Bochart de Champigny, dass die französische Kolonie Louisiana erst dann zum Erfolgsmodell geworden

⁴⁷ Texas Vorwärts, 13.08.1886, zitiert nach Hübner 2009, 86.

⁴⁸ Lange/Ogden/Von Engeln, o.D.

⁴⁹ Vgl. Trommler 2017, 96–97.

⁵⁰ Vgl. Hofstadter 1963, 30.

sei, »als deutsche Kolonisten an seinen Ufern [des Mississippi] neue und äußerst erfolgreiche Niederlassungen errichteten.«⁵¹ Weitere Historiker filio Pietistischen Schlages, wie Alexander Franz und, zwanzig Jahre nach ihm, Louis Voss, schlossen sich später Deilers Ausführungen an und prägten die Forschungen zum kolonialen Louisiana für lange Zeit. Noch im Jahr 1958 überspitzte John Nau den Beitrag der Deutschen mit den Worten: »They build New Orleans.«⁵² Dass Nau im Vorwort seiner Studie die Vorarbeiten von Hanno Deiler würdigend erwähnte, überrascht kaum.⁵³ Über Nau wirkten die Arbeiten der Filio Pietisten bis in gegenwärtige historische Studien nach. Die Saat des »deutschthümlichen *Fachmenschentums*«, so könnte man pointiert konstatieren, geht in aktuellen Studien also weiterhin auf.⁵⁴

Mit Hofstadters Überlegungen konfrontiert, hätte Deiler sein Schaffen sicherlich mit der »Idee der modernen Intellektuellen« legitimiert und sein politisches und moralisches Handeln und Protestieren hervorgehoben.⁵⁵ Kontinuierlich versuchte Deiler die Sonderstellung der »Deutschen« in Louisiana zu erkunden, deren Bedeutung in den Meistererzählungen des Bundesstaates zu verankern und auf diesem Weg ihre zeitgenössische Relevanz für Louisiana zu begründen. Augenscheinlich wurde dies in seinen Bemühungen darum, die sogenannten »ersten Deutschen am unteren Mississippi« als »Creolen deutscher Abstammung« zu figurieren. In den von systemischem Rassismus und struktureller Segregation durchzogenen Vereinigten Staaten legte Deiler seinen Schriften eine Definition des »Creolen« zugrunde, deren rassistisch-biologistischer Ton auch für Zeitgenoss:innen nicht zu überbieten war: »Creolen sind die Nachkommen der vor dem Jahre 1803, also in der Colonialperiode, aus Europa in Louisiana eingewanderten weißen Bevölkerung. Sehr zu betonen ist ›der weißen Bevölkerung‹, weil es Leute giebt, welche dem Louisiana Creolen eine Mischung von kaukasischem, afrikanischem und indianischem Blut nachsagen.«⁵⁶

»Es gilt also nur das Blut«, resümierte Deiler und fasste zusammen, »folglich giebt es: Creolen französischer Abstammung, Creolen deutscher Abstammung und Creolen spanischer Abstammung.«⁵⁷ Mit dieser rassistisch-biologistischen Definition der Creolen knüpfte Deiler an die ersten Meistererzählungen zu Louisianas Geschichte an. In diesen Erzählungen hatten Akteure wie Charles Étienne Arthur Gayarré die Idee von einer weißen kreolischen Gesellschaft entwickelt, dabei auch die Deutschen als weiße Creolen anerkannt und diese in eine weißgewaschene Geschichte Louisianas integriert.⁵⁸ Gayarré und seine Mitstreiter – wie später Deiler – nahmen ihre Definitionen freilich aus einer Position der Selbstermächtigung

51 Deiler 1904, 12.

52 Nau 1958, xiii.

53 Vgl. ebd., xii.

54 Unter anderen verwies Andrea Mehrländer in einer Studie zu den urbanen Zentren des amerikanischen Südens auf John Nau, vgl. Mehrländer 2011, 6.

55 Vgl. Hofstadter 1963, 38.

56 Deiler 1904, 23.

57 Ebd. 24.

58 Vgl. Hübner 2017, 14, sowie Möllers 2008, 27. Siehe auch: Gayarré 1885 sowie Poché 1886.

vor und beschwiegen wider besseres Wissen die Vielzahl an Diskussionen, Zuschreibungen und Wahrnehmungen, die mit dem Begriff des Kreolen in Louisiana seit der Kolonialzeit verflochten waren. Insbesondere die Exklusion afroamerikanischer Akteur:innen, die ihren Überlegungen zugrunde lag, dürfte mit Blick auf die Alltagswelten von New Orleans schon im 19. Jahrhundert nicht haltbar gewesen sein und entsprach eher einem typisch südstaatlichen Rassismus, der darauf bedacht war, »die Machtposition der weißen Bevölkerung gegenüber anderen Akteuren nicht nur durch physische Unterdrückung und Gewalt, sondern auch durch rassistische Ideologien zu untermauern.«⁵⁹

Deiler verortete die Geschichte der »Deutschen« am Anbeginn der Kolonie Louisiana, in der Frühzeit des 18. Jahrhunderts, und produzierte eine Meistererzählung, die das »Deutschthum« in den Gründungsmythen des Bundesstaates und der U.S.-amerikanischen Nation verankerte. Dass seine Schlussfolgerungen nur durch ein beharrliches Ausblenden und Beschweigen wesentlicher Ereignisse, Entwicklungen und Strukturen der U.S.-amerikanischen, aber auch der kolonialen, territorialen und bundesstaatlichen Geschichte Louisianas möglich waren, durfte Deiler nicht verborgen geblieben sein. Im Endeffekt praktizierte er einen intellektuellen Isolationismus, der es ihm erlaubte, die Wirklichkeiten des Rassismus und Kolonialismus zu negieren und das »Deutschthum« filiopietistischer Prägung zu zelebrieren. Grundlage für diesen intellektuellen Isolationismus war sein Weißsein.

6. Die Grenzen des weißen Intellektualismus

Deiler blieb mit seinen Bemühungen oftmals auf das Unmittelbare und Vorhersehbare begrenzt und von bloßer Cleverness geleitet. Mit Hofstadter gesprochen, spielte Deiler all seine Bestrebungen stets gegen die Qualitäten des Praktischen aus. Er folgte in Schaffen und Wirken einem »calling«, einer Berufung für das »Denken«, das er in den Dienst einer vermeintlichen Wahrheit stellte. Deiler war im besten Sinne Hofstadters ein »engagé«, ein Besessener, der entschieden hatte, dass seine Ideen und Abstraktionen von oberster Bedeutung für das menschliche Leben waren.⁶⁰ Damit verkörperte er einen neuartigen Typus des »obsessiven« Intellektuellen. Denn Beitrag und Bedeutung der »Deutschen« zu inszenieren und die »Hebung des Deutschthums« zu bewerkstelligen, verlangte danach, kohärent Nichtwissen zu produzieren, oder besser: alternative Ideen und Einstellungen kontinuierlich zu verschweigen, bestimmte historische Entwicklungen und Akteure permanent zu beschweigen und strukturelle Komplexitäten und Ungleichheiten fortwährend zu bestreiten. Dass Deiler als solch beharrlich Wissen beschweigender Intellektueller nicht allein dastand, sondern Hochschullehrer seines Typus in den Reihen der deutschamerikanischen Professorenschaft keine

⁵⁹ Hübner 2017, 20.

⁶⁰ Vgl. Hofstadter 1963, 28.

Seltenheit darstellten, bedeutete für die deutschamerikanische Gesellschaft eine Herausforderung, der sich die Forschung des 21. Jahrhunderts weiterhin stellen muss.⁶¹

Für eine Standortbestimmung des Intellektualismus im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert halten Deilers Werk und Wirken indes weitere relevante Erkenntnisse bereit. Intellektualismus konnte in Bildung und Forschung zweifelsohne mit den Strängen des Rassismus, Biologismus und Imperialismus verschränkt sein. Mit seiner Form des »obsessiven« Intellektualismus fand Deiler in weiten Teilen des deutschamerikanischen Bildungsbürgertums Anklang, dessen Hang zur Deutschtümelei im Rahmen diverser Analysen von Charlotte Lerg, Heike Bungert, Anke Ortlepp und anderen bereits vielfach diskutiert wurde.⁶² Deiler stand dabei nicht allein. Auf nationaler Ebene fanden sich an U.S.-amerikanischen Universitäten unzählige deutschamerikanische Professoren, die seinem Typus entsprachen: Weiß, männlich und gebildet, betrieben sie eine Form historischer und kultureller Selbstermächtigung und konstituierten die kollektiven Wahrnehmungs-, Wissens- und Handlungsmuster eines imaginierten »vereinten und globalen Deutschthums«. Mit dieser sozialen Positionierung gingen die Exklusion anderer Gruppen und die Konstruktion eines weißen U.S.-amerikanischen Einheitsideals einher. Wirksam waren Deilers Bemühungen in New Orleans und Louisiana vor allem, weil er es verstand, intellektuelle Deutschtümelei in lokale und regionale Meistererzählungen zu integrieren und das »vereinte und globale Deutschthum« in den Narrativen zu den weißgewaschenen Kreolen aufgehen zu lassen.

Archivalien

Historic New Orleans Collection, Mss. 609 Deutsches Haus Collection.

Historic New Orleans Collection, 97-5-L, Dr. Karl J. R. Arndt Collection of J. Hanno Deiler Papers and Deutsche Gesellschaft Records.

Historische Zeitungen

Deutsch-amerikanische Geschichtsblätter (Chicago). Universitätsbibliothek Kiel.

Freie Presse für Texas (San Antonio, TX). Library of Congress, Washington, DC, Chronicling America: Historic American Newspapers, <https://chroniclingamerica.loc.gov/>.

New Orleans Deutsche Zeitung. Historic New Orleans Collection, Microfilm 83-6-L.

St. Tammany Farmer (Covington, LA). Library of Congress, Washington, DC, Chronicling America: Historic American Newspapers, <https://chroniclingamerica.loc.gov/>.

The Daily Picayune-New Orleans. Historic New Orleans Collection, Microfilm 82-099-L.

The Washington Herald (Washington, DC). Library of Congress, Washington, DC, Chronicling America: Historic American Newspapers, <https://chroniclingamerica.loc.gov/>.

61 Vgl. Lerg 2019.

62 Vgl. u.a. Bungert 2016, Lerg 2019 und Ortlepp 2004.

Literatur

- Adams 2016 = W. P. Adams, *Ethnic Leadership and the German-Americans*, in: F. Trommler/J. McVeigh (Hgg.), *America and the Germans. An Assessment of a Three-Hundred Year History – Immigration, Language, Ethnicity*, Bd. 1, Philadelphia 2016, 148–159, <https://doi.org/10.9783/9781512808261>.
- Baker 2020 = J. T. Baker, *Higher-Class Whites*, in: Z. A. Casey (Hg.), *Encyclopedia of Critical Whiteness Studies in Education*, Leiden/Boston 2020, 250–256.
- Bungert 2016 = H. Bungert, *Festkultur und Gedächtnis. Die Konstruktion einer deutschamerikanischen Ethnizität, 1848–1914*, Paderborn 2016.
- Bungert 2017 = H. Bungert, *German Americans and their Efforts to Bring ›Culture‹ to the United States, 1848–1914*, in: J. Overhoff/A. Overbeck (Hgg.), *New Perspectives on German-American Educational History. Topics, Trends, Fields of Research*, Heilbronn 2017, 63–82.
- Claß 1914 = H. Claß, *Deutsche Geschichte von Einhart*, Leipzig 1914.
- Conzen 2016 = K. N. Conzen, *German-Americans and the Invention of Ethnicity*, in: F. Trommler/J. McVeigh (Hgg.), *America and the Germans. An Assessment of a Three-Hundred Year History – Immigration, Language, Ethnicity*, Bd. 1, Philadelphia 2016, 131–147, <https://doi.org/10.9783/9781512808261>.
- Faust 1909 = A. B. Faust, *The German Element in the United States. With Special Reference to its Political, Moral, Social, and Educational Influence*, Bd. 1, Boston/New York 1909.
- Deiler 1894 = J. H. Deiler, *Zur Geschichte der Deutschen Kirchengemeinden im Staate Louisiana*, New Orleans 1894.
- Deiler 1904 = J. H. Deiler, *Die ersten Deutschen am unteren Mississippi und die Creolen deutscher Abstammung*, New Orleans 1904.
- Gayarré 1885 = C. E. A. Gayarré, *The History of Louisiana*, 4 Bde, New Orleans³1885.
- Gordon 1964 = M. M. Gordon, *Assimilation in American Life. The Role of Race, Religion and National Origins*, New York 1964.
- Hofstadter 1955 = R. Hofstadter, *The Age of Reform. From Bryan to F.D.R.*, New York 1955.
- Hofstadter 1963 = R. Hofstadter, *Anti-intellectualism in American Life*, New York 1963.
- Hübner 2009 = A. Hübner, »Famous leader of the German colony here«. Die Biographie des J. Hanno Deiler und ihre Implikationen für die deutsch-amerikanische Gemeinschaft von New Orleans, Frankfurt/Main 2009.
- Hübner 2017 = A. Hübner, *Die Côte des Allemands. Eine Migrationsgeschichte im Louisiana des 18. Jahrhunderts*, Bielefeld 2017.
- Jacobson 1998 = M. F. Jacobson, *Whiteness of a Different Color. European Immigrants and the Alchemy of Race*, Cambridge, MA, 1998.
- Jacobson 2001 = M. F. Jacobson, *Becoming Caucasian. Vicissitudes of Whiteness in American Politics and Culture*, in: *Identities: Global Studies in Culture and Power*, 8/1, 2001, 83–104.
- Kazal 2004 = R. Kazal, *Becoming Old Stock. The Paradox of German-American Identity*, Princeton 2004.
- Kolchin 2002 = P. Kolchin, *Whiteness Studies. The New History of Race in America*, in: *Journal of American History*, 89/1, 2002, 154–173.
- Lange/Ogden/von Engel, o.D. = V. Lange/R. M. Ogden/O. D. von Engel, *Albert Bernhardt Faust*, April 20, 1870 – February 8, 1951, o.D., <https://hdl.handle.net/1813/17833>.
- Lerg 2019 = C. Lerg, *Universitätsdiplomatie. Wissenschaft und Prestige in den transatlantischen Beziehungen, 1890–1920*, Göttingen 2019.
- Mehrländer 2011 = A. Mehrländer, *The Germans of Charleston. Richmond and New Orleans during the Civil War Period, 1850–1870. A Study and Research Compendium*, Berlin/New York 2011.
- Merrill 2005 = E. C. Merrill, *Germans of Louisiana*, Gretna, LA, 2005.
- Möllers 2008 = N. Möllers, *Kreolische Identität. Eine amerikanische ›Rassengeschichte‹ zwischen Schwarz und Weiß. Die Free People of Color in New Orleans*, Bielefeld 2008.
- Nau 1958 = J. F. Nau, *The German People of New Orleans, 1850–1900*, Hattiesburg, MS 1958.
- Ortlepp 2004 = A. Ortlepp, »Auf denn, Ihr Schwestern!«. *Deutschamerikanische Frauenvereine in Milwaukee, Wisconsin, 1855–1914*, Stuttgart 2004.
- Petty 2013 = A. Petty, *Immigrant Languages and Education. Wisconsin's German Schools*, in: T. Purnell/E. Raimy/J. Salmons (Hgg.), *Wisconsin Talk: Linguistic Diversity in the Badger State*, Madison 2013, 37–57.
- Poché 1886 = F. P. Poché, *Speech of the Honorable J. P. Poché on Creole Day at the 1886 American Exposition in New Orleans*, in: *New Orleans Daily Picayune*, 08.02.1886.
- Roediger 1991 = D. Roediger, *The Wages of Whiteness. Race and the Making of the American Working Class*, London 1991.

- Roediger 2005 = D. Roediger, Working toward Whiteness. How America's Immigrants Became White, New York 2005.
- Salmons 1988 = J. Salmons, On the Social Function of some Southern Indiana German-American Dialect Stories, in: Humor: International Journal of Humor Research, 1/2, 1988, 159-176, <https://doi.org/10.1515/humr.1988.1.2.159>.
- Schulze 2016 = F. Schulze, Auswanderung als nationalistisches Projekt. ›Deutschtum‹ und Kolonialdiskurse im südlichen Brasilien (1824-1941), Köln/Weimar/Wien 2016.
- Spear 1961 = A. H. Spear, Marcus Lee Hansen and the Historiography of Immigration, in: Wisconsin Magazine of History, 44/4, 1961, 258-268.
- Trommler 1986 = F. Trommler (Hg.), Amerika und die Deutschen. Bestandsaufnahme einer 300jährigen Geschichte, Opladen 1986.
- Trommler 2017 = F. Trommler, Negotiating German »Kultur« and »Wissenschaft« in American Intellectual Life, in: J. Overhoff/A. Overbeck (Hgg.), New Perspectives on German-American Educational History. Topics, Trends, Fields of Research, Heilbronn 2017, 83-103.
- Völkel 2021 = B. Völkel, Geschichtstheorie(n) und Kritische Weißseinsforschung, in: Geschichtstheorie am Werk, 12.10.2021, <https://gtw.hypotheses.org/1497> (letzter Zugriff: 01.03.2024)

Autor

Andreas Hübner

ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl der Didaktik der Geschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Nordamerikastudien, der Geschichtsdidaktik, der Global- und Kulturgeschichte sowie in der Umweltgeschichte, der Geschichte des Anthropozäns und der historischen Tierforschung. Mit Maria Moss und Micha Gerrit Philipp Edlich gab er im Jahr 2022 den Sammelband *Multispecies Futures: New Approaches to Teaching Human-Animal Studies* heraus.

ahuebner@histosem.uni-kiel.de

© **Open Access** // Der Beitrag ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Beitrags von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

Patrick Bahners

Hofstadter und der Antiintellektualismus

Skizze der Geschichte einer Idee

[H]e was trying to write a kind of history that the adult mind could respect.
(Richard Hofstadter über Charles Beard)¹

1. Einführung

Wie schreibt man die Geschichte einer Idee? Für eine besondere Gattung von Idee, den wissenschaftlichen Gedanken, legte Richard Hofstadter 1950 ein Textmuster vor. In der Zeitschrift *American Quarterly* veröffentlichte er einen Aufsatz über das Buch *An Economic Interpretation of the Constitution of the United States* von Charles A. Beard, das 37 Jahre zuvor in erster Auflage erschienen war: *Beard and the Constitution: The History of an Idea*. Hofstadter unternahm diese historische Interpretation eines kontroversen Klassikers der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung zwei Jahre nach dem Tod des Verfassers. Mit Beard, 1874 geboren, teilte der 42 Jahre jüngere Hofstadter die akademische Heimat. Beard war an der Columbia University in New York promoviert worden und unterrichtete dort Geschichte, Verfassungsrecht und Politik, bis er 1917 nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Ersten Weltkrieg den Status des Universitätsprofessors gegen die Freiheit des Privatgelehrten und öffentlichen Intellektuellen tauschte. Hofstadter reichte 1942 seine Doktorarbeit an der Columbia University ein. Nach einer ersten Anstellung an der Universität von Maryland kehrte er 1946 an seine Alma Mater zurück, um ihr bis zu seinem frühen Tod 1970 die Treue zu halten.

Im Aufsatz über Beards Idee der amerikanischen Verfassung geht Hofstadter, wie er eingangs erläutert, in vier Schritten vor. Erstens ordnet er »die Ideen des Bandes« von 1913 in ihren »historischen Kontext« ein, das heißt in den Zusammenhang anderer Texte, die zu Lebzeiten Beards ähnliche Ideen unter die Leute gebracht hatten. Zweitens bestimmt er die Methode von Beards Untersuchung. Drittens möchte er »eine bedeutsame Zweideutigkeit«

1 Hofstadter 1968, 207.

(»a significant ambiguity«) der Gedanken des Buches ans Licht heben, und viertens verfolgt er Beards spätere Beschäftigung mit dem Thema der Verfassung.² Beards Buch über den Text, der die Amerikanische Revolution 1787 zu einem förmlichen Abschluss brachte, wurde bei seinem Erscheinen 1913 selbst als revolutionär wahrgenommen. Der Effekt des kontextualisierenden Verfahrens in Hofstadters erstem Abschnitt ist, dass diese Wirkung in gewissem Sinne rückgängig gemacht wird. Genauer gesagt: Hofstadter geht von dem Befund aus, dass Beards einstmalige provokative Ansicht längst ein Gemeinplatz geworden ist, ja sogar Gemeingut in dem Sinne, dass sie zum kanonischen Bestand der Auslegungen der Gründungsurkunde der Vereinigten Staaten gehört – und dieses historische Ergebnis der Normalisierung einer abweichenden Meinung spiegelt er in die Vorgeschichte des Buches zurück, indem er eine Fülle von Belegen dafür ausbreitet, dass andere Autoren in anderen Worten schon fast dasselbe gesagt hatten.

Eine Art von Evolution kritischen Denkens über das Regierungssystem als eine Maschine zur Verwandlung von sozialem Einfluss in politische Macht kulminierte in Beards Zurückführung der politischen Entscheidungen der Verfassungsväter auf ihre wirtschaftlichen Interessen; die Reformbewegungen des Populismus und des Progressivismus, die ihrerseits für unterschiedliche Interessengruppen eintraten, nämlich einer »revolt of the West« einerseits und einer Gegenbewegung aus den großen Städten andererseits Ausdruck gaben, bauten bei der Verbreitung einer sozialkritischen Perspektive auf die Verfassung aufeinander auf.³ Schon vor diesem Durchgang durch die jüngere politische Ideengeschichte hat Hofstadter festgestellt, dass es eine Tradition des ökonomischen Materialismus mit Quellen in der vorrevolutionären Vergangenheit bei berühmten amerikanischen Staatsmännern gibt, eingeschlossen Gründerväter der ersten Reihe wie James Madison und John Adams. Hofstadter legt ein Fundament von Beards Idee frei, das eine ungeschichtliche oder übergeschichtliche Anmutung hat. Der problematische Klassiker moderner wissenschaftlicher Deutungskämpfe bediente sich im klassischen Wortschatz amerikanischer politischer Debatten.

Hofstadters Beobachtungen zu Beards Methode, zur formalen Seite seiner Idee, ergeben sich bruchlos aus dieser Sichtung des Kontexts. Wie sich im Inhaltlichen beträchtliche Teile des von Beard konsultierten verfassungshistorischen Schrifttums im Nachhinein wie Paraphrasen seines Arguments lesen, so hebt Hofstadter, was die Machart dieses Arguments angeht, auf eine atmosphärische Übereinstimmung zwischen Beards Verfassungsinterpretation und ähnlich ehrgeizigen hermeneutischen Projekten in anderen Disziplinen ab. Die Geschichte einer Idee erschließt sich über die Beschreibung ihrer Resonanz. Hofstadter möchte »vernachlässigte methodologische Implikationen« von Beards Thesen erörtern, die vielleicht deshalb nicht ins Auge gefallen sind, weil sie so etwas wie einen Commonsense geteilter Voraussetzungen der avancierten Humanwissenschaft seiner Zeit spiegeln.⁴ Der Ideenhis-

2 Hofstadter 1950, 196.

3 Ebd., 197.

4 Ebd., 196.

toriker stellt eine Generationskohorte maßgeblicher Denker aus den »social sciences« zusammen, deren Einfluss auf Beards Verfassungsbuch er mit Zitaten belegen kann.⁵ Diese modernen Klassiker der systematischen Nachbarfächer der Geschichtswissenschaft verbindet die Abkehr vom Formalismus oder Normativismus. Von den fünf »seminal thinkers of Beard's generation«, die Hofstadter aufzählt, kann man nur den Jüngsten, den Juristen Roscoe Pound (1870–1964), als Generationengenossen im Sinne der Gleichaltrigkeit einsortieren. Die Juristen Oliver Wendell Holmes, jr. (1841–1935) und Louis Brandeis (1856–1941), der Ökonom Thorstein Veblen (1857–1929) und der Philosoph John Dewey (1859–1952) trennte ein Altersabstand zwischen 33 und 15 Jahren von Beard.

Das methodologische Engagement dieser Gewährsleute Beards charakterisiert Hofstadter mit militärischen Metaphern: Dewey führte einen »Krieg« gegen die formale Logik, Veblen einen »Angriff« auf die abstrakte und deduktive Volkswirtschaftslehre, Brandeis einen »Kampf«, um den »facts of life« Raum in den »meditations of the Supreme Court« zu verschaffen. Die Produktivität des Konflikts gilt als die ursprüngliche Einsicht der »progressiven« Historikerschule, als deren Haupt Beard gemeinsam mit Carl Becker geführt wird. Hofstadter lässt die Pioniere der progressiven Methodologie diese Einsicht mit ihrem Habitus der intellektuellen Auseinandersetzung beglaubigen. Die Neuansätze ergänzen einander wechselseitig. Wie der Historiker Beard ökonomische und geographische Methoden sowie Begriffe der Rechtsphilosophie und politischen Theorie rezipierte, so betrieben Holmes und Pound umgekehrt Rechtskritik unter Rückgriff auf die »history of law«, erarbeitete Dewey einen »historical approach to philosophy« und studierte Veblen die wirtschaftlichen Institutionen sogar als ein »historian of ideas«, also auch als Vorläufer Hofstadters. Sie waren einer Interdisziplinarität verpflichtet, welche die Grenzen zwischen den Disziplinen nicht bloß überschritt, sondern einriss. Der methodischen Entgrenzung entsprach ein politisches Ideal der Integration, wie Hofstadter mit einem Zitat aus Beards 1908 veröffentlichtem Lehrbuch der Politik verdeutlicht: Eine Wissenschaft vom ganzen Menschen, der sich nicht in *homo oeconomicus*, *politicus* und *religiosus* aufspalten lässt, realisiert das demokratische Prinzip der allgemeinen Teilhabe an der Gestaltung des Lebens. Von den wissenschaftstheoretischen Grundlagen bis zu den Vorschlägen für die Anwendung der Gesetze begünstigte das »sociological movement in jurisprudence« als vielleicht einflussreichste Variante dieses holistischen Ansatzes einen von den Zeitgenossen auf den Begriff gebrachten »pragmatism«, ja, einen »opportunism« im Sinne eines Primats der Gelegenheit vor den Geltungsgründen, der Praxis vor der Theorie.⁶ Das heißt aber: Beards Idee war eine Spielart eines vom Geist seiner Zeit begünstigten Anti-Idealismus.

Im Rahmen einer solchen Sozialwissenschaft der prägnanten Kräfteverhältnisse verbleibt Hofstadter, wenn er Beards Buch gegen den von späteren Kritikern erhobenen Vorwurf des

5 Ebd., 199. Dort auch die folgenden Zitate.

6 Ebd., 200.

Krypto-Marxismus in Schutz nimmt.⁷ Die Kritiker verkannten die Konvergenz der Prämissen des historischen Materialismus marxistischer Observanz mit dem progressiven amerikanischen Zeitgeist der Jahre vor 1914. Mit der Radikalität Beards überschätzten sie allerdings auch seine Originalität. Hofstadter rühmt das Buch über die ökonomische Interpretation der Verfassung als »a triumph of systematic intelligence«.⁸ Es sei das Werk eines »bold and free mind«. Die Kühnheit von Beards Geist soll aber nicht darin bestanden haben, dass es ihm gelungen wäre, sich von dem zu befreien, was um ihn herum gedacht wurde. Er war »capable of applying systematically the insights of current critical thought«. In der Systematisierung triumphierte dieser Verstand, in der Generalisierung und Strukturierung der von ihm aufgenommenen Gedanken.

2. Auf der Suche nach Wirklichkeit

Was ist, so kann man an dieser Stelle, auf halber Strecke von Hofstadters Aufsatz, fragen, Beards Idee der ökonomisch interpretierten Verfassung widerfahren, indem sie von Hofstadter zum Gegenstand einer Geschichte gemacht wurde? Sie hat ihre Unverwechselbarkeit eingebüßt; ihre bibliographisch verbürgte Individualität ist fragwürdig geworden. Eine Einheit ist diese Idee nicht im Sinne eines Containers, einer sprachlichen Kapsel, die einen Gedankeninhalt unversehrt durch die Zeit transportiert. Hofstadter wendet sich nun vom Kontext ab und dem Text zu, und die Ambiguität von Beards Idee, die Hofstadter durch Lektüre aus der Nähe herausarbeitet, erstattet ihr sozusagen die einkassierte Individualität zurück. Der Verlust an Unterschieden zwischen Beards Leitmotiven und dem thematischen Material der Epoche wird kompensiert durch die Entdeckung einer inneren Differenziertheit des Textes.

Dass die Aussage von Beards Buch nicht eindeutig sei, liest sich zunächst wie eine Mängelanzeige, weil es um eine wissenschaftliche Publikation geht. Aber wenn die Idee eine unaufgelöste Spannung umfasst, enthält sie damit den Keim ihrer Geschichte in sich. Verschiedene Aneignungen sind möglich, die sich mit der Zeit wandeln und abwechseln, nicht zuletzt wechselnde Auslegungen durch den Autor selbst.⁹ Es fällt auf, dass Hofstadter selbst Beards Idee nicht definiert hat und bis zum Schluss des Aufsatzes eine Definition schuldig bleibt. So stellt er, wenn er Zweideutiges in den Vordergrund holt, nicht etwa eine vorläufige Bestimmung des Gehalts der Idee zur Disposition; vielmehr konnte er die Idee bei den Lesern der Zeitschrift als bekannt voraussetzen.

7 Hofstadter gehörte an der University of Buffalo einer kommunistischen Studentenorganisation an und war 1938/39 einige Monate lang Mitglied der Kommunistischen Partei. Gemeinsam mit seiner 1945 verstorbenen ersten Frau Felicia Swados nahm er lebhaften Anteil an der marxistischen Theoriediskussion unter den New Yorker Intellektuellen. Vgl. Baker 1985 und Foner 2002.

8 Hofstadter 1950, 203. Dort auch die folgenden Zitate.

9 Siehe auch Hofstadter 1968, 218: »What Beard left, then, was a book ambiguous enough to be read, to his great advantage, in different ways by different readers. [...] Like many central works of its kind, it was a plastic object, susceptible to a certain manipulation in the minds of its audience.«

Hofstadter möchte eine starke und eine schwache, in seinen Worten: eine engere und eine weitere Fassung der These von Beards Buch unterscheiden. Hatten die Delegierten der verfassunggebenden Versammlung in Philadelphia in dem Sinne ein wirtschaftliches Interesse am Ausgang der Beratungen, dass sie von der Ausgestaltung der Verfassungsnormen persönlich zu profitieren hofften? Oder prägten die Interessen, die sie im Wirtschaftsleben verfolgten, in einem allgemeineren Sinne ihre Perspektiven auf die Politik? Hofstadter hebt den großen Aufwand hervor, den Beard bei der Ermittlung der finanziellen Verhältnisse der einzelnen Mitglieder der Versammlung betrieben hat. In der mathematischen Objektivierung beziehungsweise datengestützten Aggregation von Interessenlagen sieht Hofstadter das originelle Element von Beards Methode; Beards Beitrag zum Generationsprojekt der Einpeisung der Tatsachen des Lebens in die Grübeleien der Sozialkunde war die Verwendung der Werkzeuge der Rechnungs- oder Steuerprüfer. Beards Methode versprach die Identifikation von abgegrenzten Interessengruppen, »distinct groups«.¹⁰ Was die Implikationen dieser Bilanzierung von Distinktionsmerkmalen angeht, kann man die von Hofstadter aufgespürte Ambiguität auch in Form folgender Alternative formulieren: Kann das Gruppeninteresse einer Interessengruppe als ein gemeinschaftliches sachliches Interesse qualifiziert werden, oder ist es nicht mehr als die Summe persönlicher Gewinnabsichten?

An mehreren von Hofstadter zitierten Stellen verknüpft Beard die »personal experience« der Verfassungsväter beziehungsweise ihre »personal experiences« im Plural mit dem Konkreten und Bestimmten als Modalitäten gelingender politischer Gestaltung.¹¹ Im Persönlichen soll eine Logik der Versachlichung wirksam gewesen sein, weil die Delegierten ihre Interessen »in concrete, definite form« wahrzunehmen gewohnt waren. Beard hat ihre Geldanlagen untersucht – und Anleger müssen sich festlegen.¹² Er entwirft so etwas wie einen kapitalistischen Empirismus vor der historischen Kontrastfolie einer anderen verfassunggebenden Versammlung, der Frankfurter Paulskirche. Mit einem Topos der rückblickenden realpolitischen Kritik am sogenannten Professorenparlament von 1848 charakterisiert er die Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung als »a group of doctrinaires«, denen er die »practical men« von Philadelphia gegenüberstellt.¹³ Hofstadter fragt nicht nach der empirischen Grundlage der deutschen Seite dieses historischen Vergleichs. Er fasst Beards mit der Paulskirche illustrierte Zusammenfassung des Arguments des Kapitels über die wirtschaftliche Lage der Männer von Philadelphia so zusammen, dass nur ein minimales Beweisziel übrig bleibt, sozusagen die schwächste Fassung der These, mit stärkstem Geltungsanspruch: Beard habe am Ende einfach nur gesagt, dass die Gründerväter nicht ganz und gar »disinterested«¹⁴ gewesen seien.

10 Beard 1913, 73; zitiert nach Hofstadter 1950, 205.

11 Beard 1913, 73 und 151; zitiert nach Hofstadter 1950, 205.

12 Beard 1913, 73; zitiert nach Hofstadter 1950, 205.

13 Beard 1913, 151; zitiert nach Hofstadter 1950, 205.

14 Beard 1913, 151; zitiert nach Hofstadter 1950, 205. Bei Beard und Hofstadter in Anführungszeichen.

Ist das nicht eine Trivialität? Wenn ein Buch mit dieser Botschaft 1913 tatsächlich schockieren konnte,¹⁵ mag man daran ablesen, wie steinig der Missionsweg der Gesellschaftswirklichkeitswissenschaft war. Der wohl eloquenteste Apostel der neuen Schule kam allerdings zu dem Schluss, dass Beard einen übermäßig großen Beweisaufwand getrieben habe. Den Wohlstand der Mitglieder der Konvention hätte man aus den Quellen nicht nachweisen müssen: Dieses Urteil von Oliver Wendell Holmes aus einem Brief an den englischen Juristen Sir Frederick Pollock von 1916 zitierte Hofstadter 1968 in seinem umfangreichen Buch über die »Progressive Historians«, in dem Beard den Mittelteil zwischen Frederick Jackson Turner und Vernon Louis Parrington einnimmt.¹⁶

Auch Quellenreichtum kann eine Peinlichkeit sein: Den Glauben Beards an die Erklärungsleistung der Zahlenkolonnen behandelt Hofstadter in seinem Aufsatz als erklärungsbedürftig. Die Entdeckerfreude des Historikers, der ein Korpus ungenutzter Quellen aufzut, genügt Hofstadter nicht als Antrieb für Beards Kleinarbeitseifer bei der Übertragung der Spitzenpersonalakten des Jahres 1787 in Investorenkarrieretabellen. Wer findet, der muss erst einmal suchen. »But what was it in the beginning that led him to unearth these dusty records, untouched for more than a century?«¹⁷ In der Beschreibung Hofstadters, der als Ideenhistoriker hauptsächlich aus gedruckter Literatur schöpfte, verwandelt sich Beards Quellenschatz in etwas Fernliegendes, beinahe Abschreckendes. Dafür genügt ein malemisches Detail aus dem Genrebildrepertoire zum Gelehrten-dasein: der Staub, der sich auf jeder Akte sammelt. Das Motiv ist konventionell, aber der plötzliche Übergang der Darstellung zur Anschaulichkeit frappt: Hofstadter ahmt die progressiven Forscherhelden nach, indem er die Realien gegen die Idee ausspielt. Vorher hat er auf eine Unebenheit in der Machart von Beards Buch aufmerksam gemacht: Das Kapitel über die politischen Ideen der Gründerväter bestehe aus zerstreuten Zitaten aus den Verfassungsberatungen, deren Einordnung in die Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts unterbleibe – dagegen sei das Kapitel zu den Eigentumsverhältnissen »carefully worked out in the context of the economic and social situation of the Confederation«. Mit dem Paulskirchenvergleich behauptet Beard, dass der Realismus der Verfassung der Vereinigten Staaten, die Arbeitsfähigkeit der Verfassungsorgane, durch das Wissen der Verfassungsväter um die eigenen ökonomischen Interessen verbürgt werde – und er beglaubigt dieses Argument, so kann man Hofstadter verstehen, indem er das Kapitel zu den ökonomischen Quellen viel solider ausarbeitet als das zu den politischen Aussagen. »As between ideas and interests, it is interests that have the foreground in this volume.« Der relative Primat des Interesses ist die leitende Idee des Buches.

Hofstadter lässt diesen Befund nicht so stehen, sondern fragt weiter, warum Beard die von ihm eingerichtete Perspektive, die Anordnung von Vorder- und Hintergrund, als rea-

15 Hofstadter 1950, 195: »at first even informed and critical minds were deeply shocked by its argument.«

16 Hofstadter 1968, 212.

17 Hofstadter 1950, 206. Dort auch die folgenden Zitate.

listisch empfand. »What was it that made him feel closer to ›reality‹ among old 6 percent securities than in the volumes of eighteenth-century speculation?« Hier steht der Begriff der Realität in Anführungszeichen, weil Hofstadter nach dem Realitätseffekt von Beards Gesellschaftsgeschichte fragt. Das Sinnliche an den Relikten der Vergangenheit, das Greifbare an ihrer Materialität, ist trügerisch: Auf Traktaten zur Staatslehre liegt mutmaßlich im Schnitt nicht weniger Staub als auf den Akten der Finanzbehörden, schon weil von gedruckten Traktaten gewöhnlich mehrere Exemplare erhalten sind. Woher dann das Realitätsgefühl, das Beard, wie Hofstadter suggeriert, im Archiv des Schatzamts ergriff? Die »Realität«, das gemeinsame Ziel von Holmes, Dewey, Beard & Co., erweist sich als fixe Idee, als ordnende Vorstellung mit gebieterischer Kraft. In der Monographie über die progressiven Historiker resümierte Hofstadter achtzehn Jahre nach dem Aufsatz den Stand der Fachkritik, die vom empirischen Fundament von Beards ökonomischer Interpretation der Verfassung nichts übriggelassen habe. Fortgesetzte Einzelforschung an Quellen, wie Beard sie erschlossen hatte, hat das Bild allseitiger Korrelation von ökonomischen und politischen Interessen, Lagen und Absichten zerstört.¹⁸ Das zerstörte Bild ist indes nicht beseitigt. Seinen »most enduring triumph« feiert Beard dank seiner Widerlegung: »he no longer persuades, but he still sets the terms of the debate, even for those who are least persuaded.«¹⁹ Hofstadters Interpretation von Beards Interpretation wird durch die Auskünfte der Spezialisten bestätigt: Sein Aufsatz legt nahe, dass die Homogenität einer entlang von Interessen trennscharf gegliederten sozialen Wirklichkeit weniger ein Ergebnis als eine Voraussetzung von Beards Forschung ist, eine Idee im Sinne einer vereinheitlichenden Vorstellung, wie sie etwa den Handlungsraum eines Romans zusammenbindet. Von einem Roman könnte auch der Satz gesagt sein, mit dem Hofstadter festhält, dass Selbstkommentare des Autors den Sinn des Buches nicht erschöpfen könnten: »Surely his book communicates a great deal more than it says.«²⁰

Warum nun empfand Beard bei der Lektüre der Quellen aus dem Jahr 1787 die ökonomische Spekulation als wirklicher als die philosophische? »The answer must be found in the fact that Beard was not simply a scholar; he was, and remained his life long, a publicist with an urgent interest in the intellectual and political milieu in which he lived.«²¹ Beard war nicht bloß ein Gelehrter und wollte nicht zu viel auf bloße Lehren geben. Hier wendet Hofstadter Beards Methode der Situierung der intellektuellen Akteure in der sozialen Praxis auf ihn selbst an. Das Schlüsselwort von Beards Verfassungsdeutung kehrt wieder, um diese Deutung zu erklären. Ein konstant dringliches Interesse brachte Beard dazu, sich mehr mit den Interessen als mit den Ideen zu beschäftigen. In diesem Gedanken schwingt ein Mo-

18 Entschiedene Verteidigung der Ausführlichkeit dieser Jahrzehnte umfassenden Forschungsberichte: Nicholas 1970, 821.

19 Hofstadter 1968, 224.

20 Ebd., 228.

21 Hofstadter 1950, 206.

ment von Ambiguität mit, wie sie Hofstadter bei Beard ausmacht, wegen des Doppelsinns des Wortes »interest«. Das Interesse eines Gelehrten und Intellektuellen an der eigenen sozialen Umwelt ist eine geistige Größe, kein finanzielles Depositum. Aber Beards intellektuelles Interesse war sein Beruf und hatte die Intensität – und gemäß seinen eigenen Prämissen mutmaßlich auch die Prägekraft – eines materiellen Interesses.

Dass Beard den Status der These seines Buches offenließ, zwischen starker und schwacher Variante schwankte, hatte, so kann man Hofstadters Erwägungen unter Verwendung eines seiner Lieblingsbegriffe ausbuchstabieren, mit dem Status des Autors zu tun.²² Es klingt etwas kryptisch, wenn Hofstadter schreibt, hinter »this ambiguity in statement« liege »a real ambiguity in thought« und hinter dieser »ambiguity in thought« wiederum »a certain dualism in Beard's position«.²³ Für Hofstadter liegt auf der Hand, dass »the presence of the ambiguity« sich nicht in der Neigung eines wirkungsbewussten Autors zu stellenweise überdeutlicher Präsentation seiner Ideen erschöpfe; »it is built into the very structure of Beard's research«. Die Struktur der Forschung darf man hier auf deren theoretische und praktische Organisation beziehen. In Beards Präferenz für das finanzhistorische Quellenmaterial kam eine Vorstellung von der Kräfteverteilung im sozialen Feld zur Geltung, die er an das Material herantrug. Die Zweideutigkeit des Forschungssettings ergibt sich aus dessen vorempirischen Anteilen. Gerade weil Beard sich als Aufklärer verstand, das heißt sich der Durchleuchtung seines Milieus verschrieben hatte, setzte er die durchgreifende Macht der Interessen fraglos voraus. Sein Habitus formte seine Ideen: Er ging an die eineinviertel Jahrhundert alte Verfassung mit der Einstellung eines »muckraker« heran, eines jener investigativen Journalisten, deren Enthüllungen über Kartelle und Seilschaften im »Gilded Age« den Theoretikern des Pragmatismus und der Rechtstatsachenfeststellung ein praktisches Modell detektivischer Sozialforschung vor Augen stellten.

Der »style of thought of the Populist-Progressive-muckraking era« kommt laut Hofstadter in Beards Buch im Guten wie im Schlechten durch, in den besten Einsichten wie in den Beschränkungen.²⁴ Dass Leistungen und Schwächen sich gegenseitig bedingen, also eine Einheit bilden, für welche die kunsthistorische Metapher des Stils steht, bringt die Figur des blinden Flecks zum Ausdruck: Die Reformer sollen keine Augen dafür gehabt haben,

22 Hofstadter führte das Konzept des Status 1955 in *The Age of Reform*, seiner Geschichte der amerikanischen Politik im Spiegel von Populismus und Progressivismus, in die politische Sozialgeschichte ein; laut Alan Brinkley war es »the most influential and certainly the most controversial of all his many scholarly innovations« (Brinkley 1985, 470). Es sollte die Motivlage der Progressiven erklären: Nicht messbare wirtschaftliche Bedrängnis sei der Stachel ihres Reformeifers gewesen, sondern die Wahrnehmung einer Verschiebung im gesellschaftlichen Gefüge. Der Status als Gegenstand ständiger Sorge des Subjekts ersetze das objektive Interesse aus Beards materialistischem Schema. Ausdrücklich stellte Hofstadter 1963 diesen historiographischen Bezug in einem Brief her, um selbstkritisch den Grenznutzen des Statusbegriffs zu markieren: »Perhaps we wd not be using it at all, if it weren't for the fact that the generation of Beard and Turner made such heavy use of conflict and ec. interest that they ran them straight into the ground, and we had to turn somewhere else to find at least some supplementary principles of explanation« (Hofstadter an David Potter, 12. Juli 1963; zitiert bei Collins 1989, 161–162).

23 Hofstadter 1950, 206. Dort auch die folgenden Zitate.

24 Ebd., 207. Dort auch das folgende Zitat.

dass die Gewinnsucht, deren korrumpierende Wirkungen auf große Politik und Großunternehmertum sie dokumentierten, auch die eigene Klientel der »little businessmen and farmers« befallen hatte. So könnte der Buchprüfer der Akten des Verfassungskonvents blind gewesen sein für sein eigenes Interesse am Interesse, um im Bild zu bleiben: für seine eigenen Aktien.

3. Erkenntnis und Interesse

Mit dem Begriff des Denkstils nimmt Hofstadter eine Hauptidee jener weiter fortgeschrittenen Sozialwissenschaft auf, die das Projekt des progressiven Realismus ins Reflexive wendete, indem sie unter den als real wirksam gedachten Voraussetzungen der konventionellen Ideenwelten auch die Wirklichkeitsvorstellungen wissenschaftlicher Gemeinschaften und politischer Gruppen berücksichtigte.²⁵ Die für Beard, aber anscheinend keineswegs nur für Beard charakteristische Zweideutigkeit identifiziert Hofstadter als Denkepoche­signatur, als Merkmal eines Schwellenzustands, des Übergangs zur Einsicht in die Interessenbezogenheit oder Standpunktabhängigkeit auch der avancierten, von der eigenen Illusionslosigkeit überzeugten Sozialtheorie. »To use Karl Mannheim's terminology, the best thought of the progressive era was in a transitional state between the theory of ideology and the sociology of knowledge, and in any such age of transition a certain fruitful ambiguity of thought is to be expected.«²⁶

Diesen Übergang beschreibt Mannheim in seinem Buch *Ideologie und Utopie* als Konsequenz der Formulierung »eine[r] allgemeine[n] Fassung des totalen Ideologiebegriffs«, für die namentlich »verschiedene Spielarten« des Marxismus das Anschauungsmaterial geliefert hätten.²⁷ Die totale Ideologiekritik wird reflexiv, wenn sie den Mut hat, »nicht nur die gegnerischen, sondern prinzipiell alle, also auch den eigenen Standort, als ideologisch zu sehen«. Genauer müsste Hofstadter von der »theory of ideologies« sprechen; die Stelle, auf die er sich ohne Nachweis bezieht, hat im deutschen Original den Wortlaut: »Mit dem Auftauchen der allgemeinen Fassung des totalen Ideologiebegriffes entsteht aus der bloßen Ideologienlehre die Wissenssoziologie.« Durch die Wissenssoziologie, so Mannheim weiter, wird die »Seinsgebundenheit« – Mannheims allgemeinerer Begriff für Voreingenommenheit, Bedingtheit oder Parteilichkeit – »jedes lebendigen Denkens« zum »Thema einer geistesgeschichtlichen Forschung«. Diese »soziologische Geistesgeschichte« oder »soziologisch orientierte Geistesgeschichte« wird »ohne Rücksicht auf Parteilichkeit« das Nicht-Ideelle an den Ideen erforschen und ist berufen, »für den heutigen Menschen das

25 Fleck 1935.

26 Hofstadter 1950, 207.

27 Mannheim 1929, 32. Dort auch die folgenden Zitate.

gesamte historische Geschehen in einem neuen Sinne zu revidieren.«²⁸ Damit ist das Programm von Hofstadters Forschung umrissen.²⁹

Die bloße Ideologienlehre blieb laut Mannheim »Kampfapparatur einer Partei.«³⁰ Für Beard und dessen Verbündete im Kampf für progressive Reformen fasst Hofstadter diesen Befund so: »This was, then, an extroverted not an introspective movement.«³¹ Das ist eine psychologische Diagnose, und was sie als Schwäche der Progressiven dingfest macht, ist ein Mangel an psychologischer Einsicht. Hier zeichnet sich ab, dass Hofstadter seine Spielart der Wissenssoziologie als Sozialpsychologie konzipiert. Ihn interessieren die Bindungen des Denkens an ein durch Selbstreflexion zu erschließendes Sein.³²

Abschließend bestimmt Hofstadter noch einmal den Realitätsbegriff von Beards Intellektuellengeneration, indem er neben den »Progressive political critics« und den Enthüllungsjournalisten die Romanschriftsteller des Naturalismus als eine dritte Gruppe benennt, die sich der Suche nach der Realität verschrieben hatte.³³ »But what, to them, *was reality?*« Hofstadter zählt drei charakteristische Merkmale auf. »It was rough and sordid; it was hidden, neglected, and, so to speak, off-stage; and it was essentially a stream of external and material events, of which psychic events were a kind of pale reflex.« Was den dritten Punkt betrifft, so stellt Hofstadter gegenüber einer solchen Abglanztheorie, der Idee automatischer Reproduktion physischer Impulse im psychischen Apparat bei gleichzeitiger Einbuße an Bestimmtheit, die relative Selbständigkeit seelischer Ereignisse implizit als selbstverständ-

28 Ebd., 33.

29 Laut Hofstadters Schüler Daniel Joseph Singal erwies sich Hofstadters Übernahme von Mannheims Werkzeugen später als Handicap. Mannheims Standpunktforschung hatte die Wahrheitsfrage sozusagen nur zur Hälfte suspendiert, weil Mannheim aus der marxistischen Ideologiekritik die Definition von Ideologie als falschem Bewusstsein beibehielt (Mannheim 1929, 50–54). Für eine neue Generation von Historikern der politischen Kultur, darunter Hofstadters Schüler Eric Foner, wurde nach Singal der Anthropologe Clifford Geertz zu dem Schlüsselwortgeber, der Mannheim für Hofstadter gewesen war. Geertz machte den methodischen Relativismus komplett und definierte Ideologie als kulturelles System, dessen hermeneutische Erschließung keine Stellungnahme des Forschers mehr erforderte. Hofstadter, so Singal, konnte diesen Schritt nicht mitgehen. »At that critical juncture his firm embrace of Mannheim became paradoxically one of his greatest liabilities. Ideology for him remained tied to a particular social class or group and thus invariably was seen as parochial, erroneous, and divisive« (Singal 1984, 1002).

30 Mannheim 1929, 32.

31 Hofstadter 1950, 207.

32 Perry Miller, der berühmte Historiker der puritanischen Ideenwelt, lobte 1948 in seiner Rezension von Hofstadters Buch *The American Political Tradition*, einer Serie biographischer Porträts von Jefferson bis Franklin Roosevelt, einen Stil der Verlebendigung durch innere Beteiligung, durch den Historiker der Generation Hofstadters über die Pioniere der »intellectual history« wie Beard und Merle Curti, Hofstadters Doktorvater, hinausgelangt seien: Die Mitglieder der »younger group« schrieben »from a depth and with a fluency unknown to Beard and Curti because they understand what ideas mean; they understand because they have taken the life of ideas into their own consciousness« (Miller 1948, 440). Aus dem Abstand eines halben Jahrhunderts hörte Michael Kazin in demselben Buch Hofstadters ein Echo von Beards scharfem Ton des strategisch engagierten Historikers: »*The American Political Tradition* was a literary arrow shot into the soft heart of patriotic piety, beating lustily during World War II and the early Cold War. Hofstadter, much like Beard in famous 1913 book on the Constitution, wanted to replace the reverence for paternal icons with a hard-headed understanding of politicians as cautious and self-aggrandizing figures« (Kazin 1999, 341). Im bibliographischen Anhang von *The American Political Tradition* weist Hofstadter »Charles A. Beard's great study« den »first place« unter den »secondary works on the Constitution-makers« zu (Hofstadter 1948, 354); vgl. zu dieser Stelle Kuryla 2018, 155.

33 Ebd., 208. Dort auch die folgenden Zitate.

lich hin. Auch er bleibt jedoch dem Realitätsbegriff der Progressiven verpflichtet, indem er dessen verborgene und vernachlässigte Momente sozusagen auf die Bühne holt. Dieses Geheimnis wird man sich aber nicht mehr als absichtlich vertushtes Interesse vorstellen, wie es nach journalistischem Durchkämmen des Schmutzes den Stoff für Artikelserien bietet, sondern gemäß den Leitvorstellungen der psychologischen Aufklärung der Soziologie als Verdrängtes. Die naturalistischen Romanciers schrieben in demselben Stil und mit demselben Ziel wie die auf Entlarvung korrupter Machtverhältnisse spezialisierten Journalisten, mit Konsequenzen für die Form auch einer gelehrten Untersuchung wie des Buches von Beard über die Verfassung. »The imagination of the era was more fundamentally conditioned by reporters and literary journalists than we usually recognize, and its characteristic goal was ›the inside story‹.«

Hofstadter ersetzt, mutmaßlich ohne sich Rechenschaft zu geben, tendenziell die eine Insider-Geschichte durch die andere, die Innenansicht politisch-sozialer Aktionseinheiten durch die Nachbildung oder Simulation der Innenschau der Akteure. Auch seine Vorstellungskraft ist durch Literatur und vor allem durch Literaturkritik konditioniert. Ein Indiz dafür ist, dass er seine Definition des progressiven Realitätsbegriffs in der Fußnote mit einem Zitat von Lionel Trilling illustriert, seinem literaturwissenschaftlichen Kollegen an der Columbia University: Materiell, hart, ungeformt, undurchdringlich, unerfreulich – das, so schrieb Trilling am Anfang seines Buches *The Liberal Imagination*, eines 1950 gerade erst erschienenen Klassikers der Kulturkritik, seien die Eigenschaften der Realität in der »amerikanischen Metaphysik«, einer Ideenwelt, die man sich diesem Namen gemäß als ein geschlossenes Gebäude vorstellen muss, nach Art der vornehmsten philosophischen Disziplin.³⁴ Ambiguität war eine Hauptidee jener literaturkritischen Bewegung, die im New Criticism gipfelte, einer anti-amerikanischen Metaphysik, die sich für das Bewegliche, Plastische, Durchlässige und Schillernde in Texten interessierte.

Im vierten Abschnitt des Aufsatzes skizziert Hofstadter das konjunkturelle Auf und Ab des Rezeptionsschicksals von Beards Buch, dessen Idee sich als adaptionsfähig erwies, nicht zuletzt in den Selbstkommentaren des berühmten Verfassers, dessen ursprünglichem Interesse an der Fixierung der politischen Kosten einer von Wirtschaftsbürgern identischer Klassenlage aufgesetzten Verfassung zum Trotz. Hofstadter führt eine Umfrage an, welche die Zeitschrift *The New Republic* 1938 unter ihren Autoren veranstaltete: »Books That Changed Our Minds.« Die beiden von den befragten »American liberal intellectuals« am häufigsten genannten Titel waren *An Economic Interpretation of the Constitution* und Veblens *Theory of the Leisure Class*. In der Liste der meistgenannten Autoren folgten Dewey, Sigmund Freud,

34 Trilling 1950, 13; zitiert nach Hofstadter 1950, 208 Anm. 35. Nick Witham vergleicht Trillings Sammlung in kleinen Zeitschriften publizierter Aufsätze mit Hofstadters zwei Jahre zuvor publiziertem Buch über die amerikanische politische Tradition: Beide Autoren wandten sich an ein allgemeines gebildetes Publikum jenseits ihrer jeweiligen Fachwelt, dem sie bei denkbar großen Gegenständen, der amerikanischen Politik und der amerikanischen Literatur, nicht die Vereinfachungen der konventionellen populären Literatur versprachen, sondern das Gegenteil, »complexity and nuance« (Witham 2016, 1145).

Oswald Spengler und Alfred North Whitehead, Lenin und I. A. Richards.³⁵ Als ebenso geistesweltumstürzend wie die Programmschriften der kommunistischen Weltrevolution bewerteten die amerikanischen liberalen Intellektuellen also die Handbücher einer methodisch von der Welt abstrahierenden, auf den Text konzentrierten Lektüre, die der in Cambridge ausgebildete Richards auf den kontraintuitiven Begriff des »Practical Criticism« brachte. Eines der Axiome von Richards lautete: »Ambiguity is in fact systematic« – die unterschiedlichen Bedeutungen eines Wortes sollen nicht ganz so streng und doch ähnlich streng aufeinander bezogen sein wie die Ansichten eines Gebäudes.³⁶

Beard selbst nannte als eines von drei Werken *Ideologie und Utopie* – als er Mannheims Buch las und seine geistige Welt eine andere wurde, lag die Abfassung des Verfassungsbuchs schon Jahrzehnte hinter ihm. Das Urteil, dass er 1913 noch auf der Bewusstseinsstufe der bloßen Ideologienlehre verharrt habe, hätte ihn vermutlich trotzdem überrascht. Ein Jahr vor der Umfrage hatte Beard auf einer Veranstaltung des amerikanischen Historikerverbands zum hundertfünfzigsten Jahrestag der Verfassung die Selbstbewusstseinsenerweiterung durch Wissenschaftsgeschichte als Desiderat der Verfassungsgeschichte in den Raum gestellt. In Hofstadters Referat: »The next task of constitutional scholarship, he suggested, would be to treat the constitutional attitudes of both interest-groups and historians as problems in the sociology of knowledge.«³⁷ Hofstadters Aufsatz ist ein Versuch der Erfüllung dieses Wunsches – und gleichzeitig ein Stück diskreter intellektueller Autobiographie.

Am Anfang des Aufsatzes steht die Feststellung, dass Beards Verfassungsschrift von einem Gegenstand des wissenschaftlichen Streits zu einem Studienobjekt geworden sei, »a book that must be studied if we are to locate our own thinking in the stream of intellectual events«.³⁸ Die erste Person Plural schloss den Verfasser des Aufsatzes ein. 1934 hatte Hofstadter *The Rise of American Civilization* gelesen, ein Gemeinschaftswerk von Charles Beard und seiner Frau Mary.³⁹ Hofstadters 1936 an der Universität seiner Heimatstadt Buffalo eingereichte, von dem Diplomatiehistoriker Julius Pratt betreute Abschlussarbeit über den Präsidentschaftswahlkampf des Jahres 1860 stellte Beards Deutung des Bürgerkriegs als der »Zweiten Amerikanischen Revolution« auf den Prüfstand.⁴⁰ Laut Beard hatten sich die Kapitalisten der Nordstaaten der Republikanischen Partei bedient, um die Zentralregierung

35 Hofstadter 1950, 209; Hofstadter 1968, 220.

36 Richards 1930, 10.

37 Hofstadter 1950, 210; Hofstadter 1968, 219–220 mit Verweis auf Beard 1938. Beard (ebd., 161) berief sich in seinem Vortrag ausdrücklich auf Mannheim, der »with great skill and detachment« die »correspondence between schools of thought and social groupings« zum Gegenstand von Grundlagenforschung gemacht habe. Durch Reflexion auf den eigenen Standpunkt nach Mannheims Anleitung könnten sich die Historiker dem Ideal der Objektivität annähern, das die Schule Leopold von Ranke erreicht zu haben behauptet habe.

38 Hofstadter 1950, 195.

39 Das Werk (Beard/Beard 1927) war laut Hofstadter 1968, 299 zum Zeitpunkt seines Erscheinens die beste bis dahin erschienene Geschichte der Vereinigten Staaten. »For a long time, a significant portion of those who took up the professional study of history did so under its influence.«

40 Siehe Singal 1984, 979 und Baker 1985, 56–63.

unter ihre Kontrolle zu bringen. Hofstadters Prüfung kam zu einem negativen Resultat, aber er gelangte zu seiner Kritik an Beards Resultaten unter Beards Prämissen. Die Kapitalisten hätten Lincolns Partei zwar mehrheitlich nicht unterstützt, aber die Wählerschaft der Republikaner sei durch andere wirtschaftliche Interessen zusammengehalten worden. Zum Nachweis der Korrelation zwischen den Wählerinteressen und Lincolns Wahlversprechen in der Zoll- und Landpolitik benutzte Hofstadter »a crude form of statistical analysis, which would not be characteristic of his later work«. ⁴¹

Hofstadters Prägung durch Beard lässt sich auch der 1944 veröffentlichten Doktorarbeit *Social Darwinism in American Thought* noch ablesen. ⁴² Am Schluss des Buches stellt Hofstadter fest, die Geschichte des »Darwinian individualism« biete »a clear example of the principle that changes in the structure of social ideas wait on general changes in economic and political life«. ⁴³ Mit diesem Prinzip des Vorrangs des Umweltbedingungen in der Ideengeschichte ist ein Anti-Individualismus gesetzt; der Sozialdarwinismus wird sozusagen von der Geschichte widerlegt, deren Mechanismus er entschlüsselt zu haben glaubte. Im Buch kommt die Entstehung von Beards Ideen zur Sprache. Er steht an der ersten Stelle einer Liste von Autoren, die Varianten eines Gegenentwurfs zum Individualismus entwickelten. Zu diesen Anregern einer »minor renaissance in American social thought«, die »a common consciousness of society as a collective whole rather than a congeries of individual atoms« verband, gehören auch Thorstein Veblen, John Dewey, Franz Boas, Louis Brandeis und Oliver Wendell Holmes. Beards Buch von 1913 markiert die Zäsur: »A drastic departure from ancestor worship in history was marked by Charles Beard's study of the origins of the Constitution.« ⁴⁴ Von hier aus erschließt sich Hofstadters weitere, lebenslang fortgesetzte Beschäftigung mit Beard: Der Historiker muss auch im Umgang mit den eigenen Vorgängern den Ahnenkult hinter sich lassen.

4. Die amerikanische Bildungskatastrophe

In der *New York Review of Books* erschien im März 1973, zweieinhalb Jahre nach Hofstadters Tod, eine Würdigung seines Vermächtnisses aus der Feder von Christopher Lasch, der an der Columbia University eine Doktorarbeit über die Russische Revolution als Ereignis der amerikanischen Ideengeschichte geschrieben hatte, mit dem Schwerpunkt auf dem Verhältnis von

41 Faber 2006, 244.

42 William McGeehan interpretiert schon die Doktorarbeit als »a critical response to Beard«, legt dieser Interpretation aber Hofstadters Buch *The Progressive Historians* von 1968 als »a fair approximation of what he thought about him when he wrote *Social Darwinism* in 1942« zugrunde, statt den Aufsatz von 1950 heranzuziehen (McGeehan 2018, 26).

43 Leonard 2009, 38 charakterisiert diese Stelle als offensichtliches Beard-Zitat, das keines Nachweises bedurfte, und verweist auf Anwendungen des Prinzips in Hofstadters Darstellung, »unadorned Beardian claims« wie »Herbert Spencer and his philosophy were products of English Industrialism« (Hofstadter 1944, 22).

44 Hofstadter 1944, 145.

Demokratie und Liberalismus.⁴⁵ Laschs erstes Buch, *The New Radicalism in America: The Intellectual as a Social Type*, war 1965 mit einer Kaufempfehlung Hofstadters im Klappentext herausgekommen und nahm den roten Faden von Hofstadters zwei Jahre älterem Buch *Anti-intellectualism in American Life* auf.⁴⁶ Das Wachstum des Staates seit dem Zeitalter der progressiven Reformen begünstigte die Formierung einer intellektuellen Klasse, die durch Bereitstellung von Expertise politischen Einfluss nehmen konnte, nicht mehr bloß sporadisch, durch gelegentliche Bücher oder Artikel zu Fragen des Tages, sondern ständig, als eine Art Hilfsbeamtenamt, dessen Angehörige zwischen Posten in der Bundesverwaltung und Anstellungen an den Eliteuniversitäten hin und her wechselten.

Was Hofstadter Antiintellektualismus nannte, ein grundsätzliches Misstrauen gegenüber der Sphäre des Geistes, hatte als mehr oder weniger artikulationsfähige Stimmung von Anfang an zur amerikanischen Nationalkultur als der Kultur einer nach eigenem Verständnis jungen Nation gehört, konnte aber wegen der neuen sozialen Macht der Intellektuellen, die im Inneren der akademischen und der von Akademikern bemannten politischen Institutionen als Unentbehrlichkeit empfunden wurde, zur politischen Gefahr werden – um ein Stichwort zu verwenden, mit dem der Titel der deutschen Übersetzung das Buch *The Politics of Cultural Despair* von Fritz Stern ungemein wirkungsvoll zusammenfasste. Eine Geschichte von Hofstadters Idee des Antiintellektualismus nach dem Muster seiner Geschichte von Beards Verfassungsidee müsste eine Liste von Büchern mit gleichgelagertem Anliegen enthalten; die Buchausgabe von Sterns an der Columbia University eingereichter Dissertation erschien zwei Jahre vor *Anti-intellectualism*. Als werkbiographische Studie über drei Autoren ist das Buch des zehn Jahre jüngeren Institutskollegen von Hofstadter schmaler zugeschnitten; es geht aber ebenfalls um Reibungseffekte der Verbindung von politischer Modernisierung und sozialer Differenzierung vor dem Horizont der Leitideen einer nationalen Kultur, um Ressentiment und Entfremdung als Medium und Motiv einer in Gesellschaftskritik übersetzten Beschäftigung mit der Rollenproblematik des Intellektuellen. In seinem Beitrag zu Sterns Anthologie *The Varieties of History*, einem vielbenutzten Studienbuch, entwarf Hofstadter das Programm einer sozialwissenschaftlich aufgeklärten »analytischen« Historiographie.⁴⁷

Lasch äußerte 1973 zwei Einwände gegen Hofstadters zehn Jahre altes Buch: »The defense of the intellectuals' tradition against popular anti-intellectualism ignores the anti-intellectualism of the intellectuals themselves and confuses intellect with the interests of

45 Über Lasch als Schüler, Kritiker, Verteidiger und Konkurrenten Hofstadters vgl. Ludwig 2015, 127–129, 288–295 und 775–784. Der Artikel von 1973 war der Vorabdruck des Vorworts, das Lasch auf Einladung von Hofstadters Witwe für eine Jubiläumsausgabe von Hofstadters Bestseller *The American Political Tradition* verfasst hatte.

46 Vgl. Brown 2006a, 125. Hofstadter hatte Lasch den Verlagsvertrag bei Alfred Knopf vermittelt. Lasch hatte ihm »a book on progressivism« vorgeschlagen. »I have in mind a series of biographical essays, designed to document the thesis that progressivism can best be understood as the manifestation of a deep and growing dissatisfaction, on the part of middle-class intellectuals, with middle-class life and culture« (Lasch an Hofstadter, 24. Juli 1963; zitiert bei Ludwig 2015, 295).

47 Hofstadter 1956; dazu Katznelson 2023, 272–274.

intellectuals as a class.«⁴⁸ Der zweite Einwand hält Hofstadter vor, was dieser an der progressiven Sozialkritik der Beard-Kohorte diagnostiziert hatte: die Verkennung des eigenen Interesses im Sinne des Klassenstandpunkts der eigenen Klientel. Die Idee, die sich zu dem umfangreichen, auf den ersten Blick übersichtlichen, bei näherem Hinsehen hier und da unförmigen Buch⁴⁹ auswachsen sollte, trug Hofstadter erstmals im April 1953 an der University of Michigan vor.⁵⁰ Der Gedanke einer Spannung zwischen Demokratie und Intellektualität war Hofstadters Antwort auf den Präsidentschaftswahlkampf des Jahres 1952, in dem der demokratische Kandidat Adlai Stevenson als eingebildeter Berufsgebildeter karikiert worden war.

Die Geschichte von Stevensons Niederlage schloss eine universitätspolitische Episode ein, in der Hofstadter eine aktive Rolle gespielt hatte.⁵¹ Er gehörte im Lehrkörper seiner Universität zu den Gründern eines Unterstützerkreises des demokratischen Bewerbers mit dem Namen »Columbia Faculty Volunteers for Stevenson«; der Vorsitzende war sein Historikerkollege Allan Nevins. Das Pikante an dieser Initiative akademischer Selbstorganisation war die Tatsache, dass der republikanische Kandidat Dwight D. Eisenhower seit Mai 1948 das Amt des Präsidenten der Columbia University bekleidete. Hofstadters Gruppe gab eine Anzeige in der *New York Times* auf, die in der Ausgabe vom 16. Oktober 1952 gedruckt wurde. Eine Woche später erschien eine Gegen-Anzeige mit der Überschrift »Columbia University and Staffs for Eisenhower«. Gemeinsam mit drei Universitätskollegen, darunter dem Historiker Peter Gay, protestierte Hofstadter bei der Redaktion gegen die Aufmachung der Anzeige und die begleitende redaktionelle Berichterstattung. Die Autoren der Eingabe hatten nachgezählt und monierten, dass von den 714 Unterzeichnern des Eisenhower-Inserats 324 nicht im Namensverzeichnis der Universität zu finden seien und von den restlichen 390 nur 259 den gleichen beruflichen Status hätten wie die Stevenson-Freiwilligen; unter den Übrigen fänden sich »dietitians, building superintendents, stenographers and students«.⁵²

Die Annahme einer Korrelation zwischen Intellektualität und Bildungsgrad, geistigem Niveau und akademischem Rang ist eine unausgewiesene, aber auch kaum verhehlte Prämisse von Hofstadters monographischer Untersuchung des Antiintellektualismus. Mannheim bestimmte als Träger einer allseitigen Sozialkritik, die auch den eigenen Standort nicht ausblendet, die »sozial freischwebende Intelligenz«.⁵³ Hofstadter glaubte offenkundig,

48 Lasch 1973.

49 Zu diesem Eindruck mehrerer Rezensenten vgl. Cook 1963, 99. Ein englischer Kritiker sah in der Formlosigkeit den Preis der Identifikation des Autors mit seinem Thema: »Professor Hofstadter's liberalism is not concealed, nor his own intellectual and educational creed, and he is, perhaps, too involved with his subject to be able to distinguish the essential from the inessential« (Coats 1965, 125).

50 Hofstadter 1953. Vgl. Brown 2006a, 86.

51 Snodgrass 2018, 144–147.

52 o. Verf. 1952.

53 Mannheim 1929, 123.

dass institutionelle Gerüste nötig seien, damit die freien Geister sich zu ihren Höhenflügen sozialer Observation aufschwingen könnten, und fand diese Infrastruktur in den Bildungsanstalten mit ihren internen Unterschieden des Ansehens der einzelnen Angehörigen und den externen Unterschieden zwischen den informell nach Prestige gruppierten Hochschulen und Schulen.

Aus der Gruppe der akademisch nicht satisfaktionsfähigen Unterschriftsleistenden des Wahlkampfs 1952 kehrt im Buch der Hausmeister wieder, als Symbolfigur eines im Bildungswesen deplatzierten Strebens nach Egalität. Das dreizehnte Kapitel widmet sich der Reformpädagogik in Gestalt der Bewegung des »Life Adjustment«, die durch Einführung von Schulfächern wie Hauswirtschaftskunde etwas gegen die intellektuelle Überforderung der Schüler tun wollte: Ziel des Schulunterrichts solle die Anpassung an die praktischen Anforderungen des Lebens sein. Nachdem die vorherigen Kapitel den evangelikalen Fundamentalismus, den Antikommunismus und den nationalen Chauvinismus als Träger des Antiintellektualismus dargestellt haben, findet der fünfte, bildungspolitische Abschnitt des Buches einen Ansteckungsherd des banausischen Ungeistes auf der linken, der sogenannten liberalen Seite der amerikanischen politischen Kultur. Das pädagogische Ideal praktischer Anpassung auf Kosten theoretischer Anstrengung ist für Hofstadter eine Fehlentwicklung des Pragmatismus. Er examiniert auch Deweys einschlägige Ideen; die Prüfung fällt etwas umständlich aus, weil Hofstadter augenscheinlich der intellektuellen Leistung Deweys die Anerkennung nicht entziehen möchte.⁵⁴

Den schlechten, naiven Idealismus der Reformpädagogen bringt Hofstadter mit einem »curious lack of humor« auf ihrer Seite zusammen, und er macht mit seiner Leserschaft die Gegenprobe auf diese habitussoziologische These, indem er Humor demonstriert, mit einer Serie scherzhafter Bemerkungen über den missionarischen Eifer seiner Gegenspieler. Die zweite Bemerkung lautet: »When they feel they are about to establish the school janitor's right to be treated with respect, they grow starry-eyed and increase their tempo.« Hofstadter macht einen Widerstreit zwischen Demokratie und Intellektualität aus, zwischen dem Prinzip der Gleichheit und dem Ideal geistiger Exzellenz. »The key to the book, its tragic heart, was his idea that America's anti-intellectualism stemmed from democratic egalitarianism itself.«⁵⁵ Diese kulturpessimistische Implikation seiner Idee des Antiintellektualismus dürfte für heutige politische Diskussionen mindestens ebenso viel Stoff bereithalten wie seine Kritik der Wissenschaftskritik der extremen Rechten,⁵⁶ zumal wenn man den Stellenwert der Ideen der Anerkennung, des Minderheitenschutzes und der Standpunktübernahme in der jüngeren Demokratietheorie bedenkt. Kenneth Lynn, ein Literaturhistoriker aus dem Zirkel der neokonservativen Intellektuellen um Norman

54 Kritisch: Welter 1964, 483.

55 Greenberg 2007, 161.

56 Zwei Begriffsprägungen Hofstadters haben klassische Geltung erlangt in der Literatur zur extremen Rechten als einem Phänomen der politischen Kultur: Pseudokonservatismus (Hofstadter 1955b) und paranoider Stil (Hofstadter 1964; erweitert: Hofstadter 1965).

Podhoretz und Irving Kristol, präsentierte das Buch in seiner Rezension als Beweisstück für einen zeittypischen »Elitism on the Left«. ⁵⁷

Peter Gay hatte schon an Hofstadters 1955 erschienener Monographie über Populismus und Progressivismus, *The Age of Reform*, moniert, dass die von Hofstadter hergestellte »connection of populism and anti-intellectualism« entgegen dem Anspruch des Autors kein »result of investigation« sei, sondern von ihm an sein Thema herangetragen werde. »Let me state the question baldly: to what extent is your piece an a priori construction? That is to say, what extent do you start with an aristocratic picture of what society should be like, and then come out with your indictment of Populism?« ⁵⁸ Hofstadters Spott über den erfundenen Hausmeister seines Gedankenspiels ist dann immerhin begrifflich konsequent: Den Einsatz für ein Recht des nicht lehrenden Schulpersonals auf Respekt kann man nur aus einer vordemokratischen Wertewelt heraus als absurd hinstellen, im Lichte der aristokratischen Grundidee vorgefundener Rangunterschiede.

Der dritte Scherz, der gemäß dem rhetorischen Gesetz der Steigerung als der lustigste gedacht sein müsste, geht auf Kosten der Schüler: »And when they are trying to assure that the location of the school toilets will be so clearly marked that the dullest child can find them, they grow dizzy with exaltation and launch into wild cadenzas about democracy and self-realization.« ⁵⁹ Man mag zugunsten Hofstadters annehmen, er habe es für selbstverständlich gehalten, dass für alle Anweisungen im Schulalltag klare und deutliche Markierungen zu verwenden seien, von den Wegweisern im Gebäude bis zu den Hinweisen zur korrekten Ausfüllung eines Tests. Aber es blitzt die sadistische Idee auf, einem begriffsstutzigen Kind geschehe es ganz recht, wenn es sich in die Hose mache, es sei sozusagen von der Natur geschlagen – und diese Phantasievorstellung ruft eigentlich danach, mit dem Besteck der von Hofstadter verehrten Klassiker der Sozialpsychologie auseinandergenommen zu werden.

Welches Kind das dümmste ist: Das scheint in Hofstadters Augen, wenn es eine Schule gibt und damit die tägliche Übung des Vergleichs unter sämtlichen Schülern, eine simple Tatsachenfrage zu sein. Intelligenz, die im gegebenen hierarchisch differenzierten Bildungswesen der Vereinigten Staaten verwaltet, gefördert und bewertet wird, nimmt er in ähnlicher Weise als objektive Größe an wie Beard das materielle Interesse. In Hofstadters Modell des Status ist die gesellschaftliche Stellung des Einzelnen eine Sache von Rationalisierung und Projektion. ⁶⁰ Hofstadter hat auch zur Bildungsgeschichte im engeren Sinne mehrere Bücher vorgelegt, und das Buch von 1963 ist von zuständiger Seite als »the culmination and

57 Lynn 1963; vgl. Brown 2006b, 3–4. Zur Verbindung von Demokratieskepsis und akademischem Elitedenken in Hofstadters Auseinandersetzung mit dem Rechtspopulismus der Senatoren McCarthy und Goldwater vgl. Faber 2006, 286–292.

58 Brown 2006a, 107.

59 Hofstadter 1963, 340.

60 Er definierte »status politics« als »the clash of various projective rationalizations arising from status aspirations« (Hofstadter 1955b, 18). Zu diesem Verständnis von Projektion und dem Einfluss Freuds auf Hofstadter vgl. McKenzie-McHarg 2022, 467–468.

synthesis of his thoughts on education« gerühmt worden.⁶¹ Keinen Platz hat unter diesen Gedanken die Einsicht, dass Bildung einen Status verleiht, in dessen Zuerkennung und Vorenthaltung irrationale Präferenzen und massive Interessen eingehen. Der Rassismus ist im Buch kein Thema, obwohl er die intellektuellen Fähigkeiten der Amerikaner afrikanischer Herkunft verächtlich macht. Mit melancholischem Sarkasmus merkt William E. Cain zu *Anti-intellectualism in American Life* und der 1964 publizierten Essaysammlung *The Paranoid Style in American Politics* an: »in the total of 750 pages there is no indication that Black people ever lived (and were living) in the United States.«⁶²

5. Soziologische Aufklärung

Hofstadters Fachkollege C. Vann Woodward nahm daran Anstoß, dass er schon dem älteren christlichen Fundamentalismus eine Mentalität des Extremismus und Irrationalismus unterschiebe, die sich in Wahrheit erst im Zuge der kulturellen Marginalisierung der buchstabengläubigen Orthodoxie in der Moderne herausgebildet habe. In einem Brief ermahnte er ihn freundschaftlich: »Dick, you just can't do this. No amount of Adorno, Stouffer, Hartley, etc. will sustain it.«⁶³ Woodward bezog sich auf drei für das Antiintellektualismusbuch wichtige Referenzwerke: *Fundamentals of Social Psychology* von Eugene L. Hartley und Ruth E. Hartley, *Communism, Conformity and Civil Liberties: A Cross Section of the Nation Speaks its Mind* von Samuel Stouffer und die *Studien zum autoritären Charakter* von Theodor W. Adorno und dessen Mitarbeitern.⁶⁴

1952 mussten Hofstadter und seine Kollegen der *New York Times*, die nach eigenem Verständnis eine den exklusiven Universitäten vergleichbare nationale Institution ist und durch Wahrnehmung des Bildungsauftrags der Presse über die Einhaltung intellektueller Standards wacht, eine Fehleinschätzung der akademischen Reputationskapitalverteilung zur Kenntnis bringen. Gleichwohl ist Hofstadters Buch über die habituelle Geringschätzung intellektueller Leistungen in weiten Teilen der amerikanischen Gesellschaft von einer optimistischen Perspektive auf den Ideenmarkt bestimmt: Akademische und allgemeine Öffentlichkeit bilden in dieser Sicht ein Kontinuum, wie schon die teilweise ziemlich speziellen gelehrten Anspielungen im Buch zeigen; die Maßstäbe, die oben zur Anwendung kommen, werden anscheinend mit Erfolg nach unten kommuniziert. Das Buch spiegelt die literarische Kultur, in der es zum Bestseller werden konnte.

61 De Simone 2001, 379.

62 Cain 2018, 120.

63 Brown 2006a, 138. Über Hofstadter und Woodward vgl. King 2018. Sehr kritisch zu Hofstadters Darstellung des Fundamentalismus: Watt 2017, 113–118.

64 Zum Einfluss Adornos auf Hofstadters Deutung der amerikanischen Rechten vgl. Faber 2006, 281–295 und Snodgrass 2018, 152. H. J. Eysenck monierte in seiner Besprechung von *The Paranoid Style in American Politics*, die »autoritäre Persönlichkeit« werde zwar im Vorübergehen erwähnt, Hofstadters sozialpsychologischem Rasonnement fehle aber die empirische Grundierung im Experiment (Eysenck 1966).

Im Schlusskapitel kritisiert Hofstadter eine pathologische Totalisierung der Kritik durch Intellektuelle, die ihren Außenseiterstatus verinnerlichen und die Erwartung eines antagonistischen Verhältnisses zwischen Intellekt und Gesellschaft durch bloßes Dagegensein erfüllen, unter Verzicht auf die Anstrengungen von Begründung und Vorstellungskraft. »What they have come to fear is not so much rejection or overt hostility, with which they have learned to cope and which they have almost come to regard as their proper fate, but the loss of alienation.«⁶⁵ An der Entfremdung vollzieht sich das Gesetz einer Prophetie, die sich selbst erfüllt.⁶⁶ Als Gegengift gegen diese Versuchung des Fatalismus verabreicht Hofstadter einige Daten zur Entwicklung des Buchmarkts – wo schlechte Botschaften sich gut verkaufen, aber Qualitätskontrolle nicht leerläuft. Populäre Titel von Autoren ohne akademische Autorität haben ähnliche Themen wie Bücher universitärer Provenienz, aber auch die Universitätsprodukte können relativ populär werden. Hofstadter stellt in diesem Sinne zwei Autoren nebeneinander, Vance Packard, den Journalisten im Mantel des Untergangspropheten (»Jeremiah«), der 1957 *The Hidden Persuaders* herausbrachte, ein Enthüllungsbuch über die Bewusstseinssteuerung durch die Werbeindustrie, und C. Wright Mills, seinen Kollegen an der Columbia University und Geburtsjahrgangsgenossen, Professor für Soziologie, der in seinen Büchern – *White Collar* (1951) über die neue Angestelltenklasse und *The Power Elite* (1956) – »the most thoroughgoing repudiation of American life in its every aspect« aussprach und gleichwohl respektvolle Rezensenten und eifrige Leser fand.⁶⁷ Der Erfolg solcher Bücher könnte nahelegen, von einem Intellektualismus im amerikanischen Leben zu sprechen – Amerikaner sind Abnehmer intellektueller Lösungen ihrer Lebensprobleme. »David Riesman's *The Lonely Crowd*, which can be taken as a depressing account of what the American character has become, is the most widely read book in the history of sociology, and William H. Whyte's mordant analysis of *The Organization Man* is read everywhere by organization men.«

Auf Riesmans Idee, dass es in der Entwicklung der amerikanischen Gesellschaft eine Revolution des Charakters gegeben habe, den Übergang vom innengeleiteten zum außengeleiteten Menschen, hat Hofstadter zuvor Bezug genommen, um im bildungspolitischen Abschnitt die Grenze von Deweys evolutionärer Phantasie zu bezeichnen. Der Philosoph hatte in seiner Programmschrift *Democracy and Education* die Idee der Abhängigkeit (»dependence«) gegen ein asoziales Ideal persönlicher Unabhängigkeit verteidigt – niemand, merkt Hofstadter an, hätte wohl 1916, im Erscheinungsjahr des Buches, vorausgesagt, dass bei Kindern die von Riesman 1950 in seinem Buch diagnostizierte »peer-group conformity«

65 Hofstadter 1963, 393.

66 Das Buch selbst ist als Verifikation der Prophetie verstanden worden. »Hofstadter shared the feelings of alienation and defensiveness characteristic of American intellectuals in the era of Joseph McCarthy and the cold war. His *Anti-intellectualism in American Life*, in some ways the most self-revelatory book he ever wrote, was conceived in this mood« (Howe/Finn 1974, 16).

67 Hofstadter 1963, 418. Dort auch das folgende Zitat.

aufzutreten werde.⁶⁸ Der Massenerfolg der »einsamen Masse« bestätigt das von Hofstadter im Erscheinungsjahr von Riesmans Buch an Beard aufgewiesene Muster: Die ursprünglich schockierende Einsicht wird zum Gemeinplatz, zur kleinen Münze des epochenspezifischen Selbstverständnisses einer Gesellschaft, einer Selbstversicherung, die sich in intellektuellen Epochen gerade an verunsichernde Ideen hält.

The Liberal Imagination; The Lonely Crowd; White Collar; The Organization Man; The Politics of Cultural Despair – das wäre die Leseliste des Anti-Antiintellektualismus,⁶⁹ ein Katalog vielgelesener Werke von Autoren aus Hofstadters intellektueller Generation, die Sozialwissenschaft und Sozialkritik verbinden mit einem Fokus auf der wechselseitigen Bedingtheit von individuellem und kollektivem Bewusstsein, sozialpsychologische Ratgeberliteratur ohne Rezepte.⁷⁰ Man kann *A Loss of Mastery* hinzufügen, Peter Gays drei Jahre nach *Anti-intellectualism in American Life* veröffentlichte psychologische Interpretation der puritanischen Historiographie. Hofstadter hatte im Beard-Aufsatz zur Erklärung des progressiven Temperaments auf das 1914 publizierte zeitdiagnostische Buch *Drift and Mastery* des Journalisten Walter Lippmann mit dem Untertitel *An Attempt to Diagnose the Current Unrest* verwiesen. Die Anwendung wissenschaftlicher Methoden auf politische Probleme empfahl Lippmann zum Zweck der Errichtung demokratischer Herrschaft über die Dinge, die gemäß dem allgemeinen Zeitgefühl durch den sozialen Wandel hoffnungslos ins Treiben geraten zu sein schienen.⁷¹ Eine autorengruppensoziologische Betrachtung des Kreises von Hofstadters Stichwortgebern hätte die Fäden zu verfolgen, die diese Spezialisten für gemeinschaftliche Introspektion mit der laut Hofstadter extrovertierten Kohorte der progressiven Wirklichkeitssucher verbinden; Riesman beispielsweise war als wissenschaftlicher Mitarbeiter für Louis Brandeis am Obersten Gerichtshof tätig.

In dem Hinweis, dass das Buch über die Organisationsmänner zur Lieblingslektüre der Organisationsmänner wurde, erreicht das Projekt der wissenssoziologischen Selbstbeobachtung der wissenschaftlich inspirierten Gesellschaftskritik so etwas wie einen äußersten Punkt der Transparenz oder Illusionslosigkeit. Wenn die Einsicht in die Seinsgebundenheit eines Ideenkomplexes in soziologisch ernüchterter Zeit für die Triftigkeit der Ideen entsteht, dann wird die Probe auf die Haltbarkeit dieser Verbindung, wie es eigentlich schon die Philosophen des Pragmatismus sahen, in der Rezeption gemacht. Die Proliferation einer Idee

68 Ebd., 383.

69 Zur Bedeutung von *White Collar* für das Antiintellektualismus-Buch vgl. Brown 2006a, 122; allgemein zum Verhältnis zu Mills Gillam 1978. Hofstadter und Mills lernten sich 1942 an der University of Maryland kennen, wo der Historiker dem Soziologen Beard nahebrachte (ebd., 72). Zur Rolle Riesmans vgl. Strout 1963, 544. Institutioneller Ort des interdisziplinären Kollegengesprächs war an der Columbia University das »Seminar on the State«; dazu Katznelson 2003, 107–151.

70 Ein Rezensent von *Anti-intellectualism* urteilte: »While the author offers no cures, he makes a real contribution by presenting the problem in its total historical as well as analytical aspect. The potentialities of this type of reasoning are unlimited« (Wish 1964, 310).

71 Hofstadter 1950, 207. Siehe auch Hofstadter 1963, 329: »In the continuing debate over education the ideal of ›mastery‹ of subject matter dominates the thinking of the intellectualists, whereas the ideal of meeting the ›needs‹ of children becomes the central conception of their opponents.«

fällt zusammen mit der Reproduktion ihres Sitzes im Leben. Wer hätte Whytes Buch sonst lesen sollen? Die Organisationsmänner waren naturgemäß so gut organisiert, dass sie auch diesen Blick in den Spiegel in ihre Arbeitsabläufe einbauen konnten. Man muss sich dann allerdings fragen, ob Sozialkritik noch Kritik ist, wenn ihre Thesen allgemein überzeugen.

6. Die Chance des Unbehagens

Was bedeutet das für Hofstadters Idee des Antiintellektualismus? War in seinem Buch ein ähnliches Rezeptionsschicksal angelegt, allgemeines Kopfnicken von Lesern, die es hätte vor den Kopf stoßen sollen? Oder war ihm im Gegenteil bestimmt, ausschließlich von Intellektuellen gelesen zu werden und eben nicht von Antiintellektuellen?⁷² Laut Lasch verkannte Hofstadter, dass es auch unter Intellektuellen einen Antiintellektualismus gibt.⁷³ Er hätte demnach die Widersprüchlichkeit des Phänomens unterschätzt, anders gesagt die Ambiguität seiner Idee. Das überrascht angesichts des großen Wertes, den Hofstadter in seiner Beard-Interpretation auf den Nachweis der Ambiguität liegt. Allerdings ist die Bewertung von Beards Ambiguität selbst von Ambiguität gekennzeichnet. Einerseits soll sie Indiz für den Übergangscharakter des Denkstils von Beards Generation sein, also das Überholte und Vorläufige seiner Verfassungsinterpretation belegen – die sich andererseits wegen ihrer Ambiguität als anschluss- und ausbaufähig erwies und nicht zuletzt Hofstadter zu seiner subtilen Interpretation der Interpretation anregte. Dass Hofstadter »the most written-about American historian since Charles Beard« wurde,⁷⁴ findet, folgt man Robert M. Collins, in seinem Interesse an der Ambiguität eine doppelte Erklärung. Erstens war er mit seiner Abwendung von den Eindeutigkeiten repräsentativ für seine Zeit, und zweitens hinterließ er seinen Nachfolgern ein ausdeutungsbedürftiges Ideenkorpus. »Hofstadter the historian dwelt in ambiguity, and in that regard he spoke for an entire generation of intellectuals; this fact accounted in no small way for his success.«⁷⁵ 1967 schrieb Hofstadter in einem Brief: »I have been disturbed that many historians do not understand ambiguity and have difficulties in seeing ambiguities.«⁷⁶

72 Eine freundliche Einschätzung bei Weiland 1988, 468: »Enough irony and humility are distributed through the text to demonstrate interest in reaching an audience not made up exclusively of scholars but of what he called ›thinking people‹, those devoted to intellect if not to all of its institutional products.«

73 Das letzte Kapitel des Buches, das Lasch 1965 dank der Geburtshilfe Hofstadters und mit dessen Segen herausbrachte, trägt den Titel, den der Autor ursprünglich dem ganzen Buch geben wollen: *The Anti-Intellectualism of the Intellectuals* (Ludwig 2015, 321).

74 Collins 1989, 152.

75 Ebd., 159. Robert D. Johnston titulierte Hofstadter in einer kunstvollendet zwiespältigen Hommage als »the king of ambiguity« (Johnston 2007, 136).

76 Hofstadter an William Novak, 15. November 1967, zitiert bei Collins 1989, 157.

Wie eindeutig, wie zweideutig ist Hofstadters Idee vom Antiintellektualismus im amerikanischen Leben?⁷⁷ Louis B. Wright, Direktor der Folger Library, bemängelte in seiner Rezension, dass Hofstadter keine Definition des Intellektuellen biete und ihm das von den Antiintellektuellen kultivierte Feindbild das Porträt ersetze.⁷⁸ Schon das knappe Vorwort kann irritieren. Dort offenbart Hofstadter dem Leser, dass er den Antiintellektualismus dem Umfang des Buches und dessen systematischer Gliederung zum Trotz gar nicht zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Gesamtdarstellung, einer »formal history«, gemacht habe. Vielmehr diene ihm »the idea of anti-intellectualism« lediglich als Werkzeug, Behelfsmittel oder Kunstgriff, man könnte vielleicht sogar übersetzen: als Trick, »as a device for looking at various aspects, hardly the most appealing, of American society and culture«. Der Leser habe »a personal book« vor sich, dessen Darlegungen einzelner Tatsachen organisiert und beherrscht seien von den Ansichten des Autors.⁷⁹

Diese Ansichten kommen unverkennbar dort zur Sprache, wo der Autor die Idee des Intellektualismus auseinandersetzt (wobei er diesen Begriff nur selten und beiläufig verwendet, hauptsächlich mit Bezug auf die puritanische Tradition).⁸⁰ Wie sich zeigt, ist es für die intellektuelle Tätigkeit charakteristisch, dass sie eine Sache nicht nur in ihrer Tatsächlichkeit betrachtet, sondern unter verschiedenen, wechselnden Aspekten. Intellektualität ist das Metier der Nuancen, der Abstufungen und Einschränkungen, der Schattierungen und Überblendungen, kurzum: das Reich der Ambiguität. Jedes intellektuelle Buch ist ein persönliches Buch. In diesem Buch, »the most complete expression of Hofstadter's political and cultural philosophy«,⁸¹ sind die Thesen, die vielleicht eher Pointen heißen sollten, durchweg im rhetorischen Modus der Ironie formuliert.⁸² Antiintellektualismus ist dann Unempfänglichkeit für Ironie, das Fehlen eines Sensoriums für Ambiguität.

Vom Antiintellektualismus als Haltung (»attitude«) heißt es im ersten Kapitel: »it is not usually found in a pure form but in ambivalence.«⁸³ Dieser Gedanke ist Hofstadter so wichtig, dass er ihn wiederholt. Das Publikum teile sich nicht einfach »into intellectual and anti-intellectual factions«; ein größerer Teil sei »infused with enough ambivalence

77 Der Rezensent der *American Historical Review* fragte kritisch: »What, then, is the essential subject matter of this study? Is it a history of the changing status and repute of the intellectual class in America? Or the history of a body of ideas? Or the history of a psychological state, compounded of suspicion and hostility? In the present book Hofstadter nowhere faces these questions squarely« (Bestor 1965, 1119).

78 Wright 1963, 652.

79 Hofstadter 1963, vii. Dass Hofstadter den Antiintellektualismus entgegen seiner Absicht verdinglicht habe, ist der Vorwurf von Gleason 1966, 241: »anti-intellectualism is treated as a *thing* which has objective reality, rather than being consistently handled as a conceptual instrument, a perspective upon objective reality.«

80 Hofstadter 1963, 28, 33, 46 Anm. 7, 64, 137, 175, 204, 246, 281, 343, 399, 42 und 431.

81 Faber 2006, 310.

82 Z.B. Hofstadter 1963, 43: »In earlier days, after all, it had been our fate as a nation not to have ideologies but to be one.« Oder ebd., 345: »Life-adjustment educators would do anything in the name of science except encourage children to study it.« Zur Ironie als durchgehender leitender Hinsicht von Hofstadters Geschichtsbetrachtung, die sich z.B. in seiner Vorliebe für das Adverb »curiously« zeigt, vgl. Howe/Finn 1974, 3–5 und Kazin 1999, 343–344.

83 Hofstadter 1963, 7.

about intellect and intellectuals«. ⁸⁴ Und das soll auch für die dezidierten Kritiker des Intellekts gelten; sie seien »almost always ambivalent about it«. ⁸⁵ Diese Ambivalenz ist nun mit Ambiguität nicht zu verwechseln. Ambiguität, auch wo einem Autor die eigenen Unklarheiten nicht deutlich sein mögen, belegt die Beschäftigung mit einem Problem, den Einstieg in das Durchdenken der Schwierigkeiten, ist Ausweis von intellektueller Kraft, wenigstens als Potential. Ambivalenz dagegen, der unvermittelte Zwiespalt in der Bewertung, ist ein Ausdruck von Schwäche; bei den Kritikern des Intellekts beweist die Ambivalenz nur, dass sie sich seiner Macht nicht entziehen können. Laschs Fehlanzeige ist zu ergänzen: Hofstadter ignoriert den Antiintellektualismus, den man auch bei Intellektuellen antrifft – und komplementär dazu zieht er gar nicht erst in Betracht, dass der Antiintellektualismus, der auf Intellektuelle mit Abwehr reagiert, einen intellektuellen Gehalt haben könnte. ⁸⁶

Hofstadter, der in der Industriestadt Buffalo aufgewachsen war und in New York City seine geistige Heimat fand, assoziierte Intellektualität mit Urbanität, dem großstädtischen Habitus, der sich auf Fernliegendes ausrichtet und auf Verschachteltes einstellt. Der Antiintellektualismus, diesen Eindruck vermittelt das Buch, ist in Amerika überall, aber auch überall auf dem Rückzug, ratlos und daher auch machtlos gegenüber dem »new urban style«. ⁸⁷ Geländegewinne des »older America« bleiben punktuell und temporär; es besiegte zwar Al Smith, den demokratischen Präsidentschaftskandidaten des Jahres 1928, weil sich die Wähler in den ländlichen Regionen Angst vor dem Katholiken Smith einjagen ließen, aber er hatte aus seiner Partei »an urban and cosmopolitan force« gemacht, so dass sie von 1932 an die Wahlen gewann. ⁸⁸ Schon 1955 hatte Hofstadter lakonisch festgestellt: »It is the city, after all, that is the home of intellectual complexity.« ⁸⁹ So wollte er in *The Age of Reform* erklären, dass der Populismus, eine Bewegung aus den Tiefen des Landes, sich Veränderung und deren Verhinderung zu einfach vorgestellt habe, als Resultat des guten oder bösen Willens verschworener Einzelner. Ein überwältigendes Gefühl der Ohnmacht finde in »impersonal explanations« keinen befriedigenden Ausdruck, »except among those with a well-developed tradition of intellectualism«, also unter (bestimmten) Stadtbewohnern. Gegen den sozialgeographischen Reduktionismus dieses Populismusbildes protestierte Christopher Lasch 1969 in seiner Streitschrift *The Agony of the Left*. Den Populisten habe »an awareness of the human capacity for collective self-deception« und damit der Ansatz für den marxistischen Begriff der Ideologie gefehlt, daher hätten sie »conspiratorial explanations of history« entwickelt. Aber nicht alle diese Erklärungen waren Verschwörungstheorien gemäß dem

⁸⁴ Ebd., 19.

⁸⁵ Ebd., 21.

⁸⁶ Ähnlich wie Lasch Welter 1964, 482: »it might have been wiser had he taken into account the criticisms that many of our most distinguished intellectuals have directed at conventional definitions of intelligence and rationality.«

⁸⁷ Hofstadter 1963, 117.

⁸⁸ Ebd., 12.

⁸⁹ Hofstadter 1955a, 73. Dort auch das folgende Zitat.

ideologiekritischen Gemeinplatz. »They could take the form of a sophisticated economic determinism – as in Charles Beard’s economic interpretation of the Constitution.«⁹⁰

Bei Hofstadter ist »sophisticated« eines der Synonyme für intellektuell im emphatischen sozialkritischen oder geschichtsphilosophischen Sinne des Buches von 1963: Landwirte bilden sich noch ein, sich die »bookish or scientific ideas« von »sophisticated critics« nicht anhören zu müssen,⁹¹ während »small politicians and small businessmen« in ihrem Berufsalltag den »better educated and more sophisticated experts« schon nicht mehr aus dem Weg gehen können,⁹² und den Intellektuellen scheint der Verstand von Präsident Kennedy »alert and capacious, sophisticated and skeptical«.⁹³ Laschs pointierte Würdigung Beards bringt Hofstadters Schematismus durcheinander. Indem Lasch die Rolle eines geistigen Enkelschülers von Beard annahm, machte er schon zu Lebzeiten Hofstadters deutlich, dass seine Bewunderung für seinen Mentor nicht zum Ahnenkult erstarren sollte.

Im Buch über die progressiven Historiker würdigt Hofstadter Beards Untersuchung der Vermögensverhältnisse der Mitglieder des Konvents von Philadelphia als Vorwegnahme der prosopographischen Methode, mit der Sir Lewis Namier die Zusammensetzung des englischen Unterhauses vor den Parlamentsreformen des 19. Jahrhunderts analysierte. Namier, aus Polen nach England eingewandert, war ein Außenseiter in der englischen akademischen Elite und entzauberte mit seiner gründlichen Dokumentation der Netzwerke einer Klientelstaatswirtschaft die idealistische Selbstbeschreibung der Parlamentskultur, die Whig Interpretation of History.⁹⁴ Hofstadter schließt den kleinen Exkurs transatlantischer Komparatistik ab, indem er einen Einwand referiert: »It is also of some consequence here that a kind of anti-intellectualism – a disposition to downgrade or ignore the significance of ideas – has been charged against both Namier and Beard.«⁹⁵ Was aus dem Einwand folgen soll, was die Konsequenzen dieser polemischen Konstellation sind, lässt Hofstadter offen. Der Satz mit dem Reizwort aus dem Titel seines berühmten Buches steht erratisch am Schluss eines Unterkapitels. Mehrere Kollegen Hofstadters haben überliefert, dass er sich unzufrieden über *Anti-intellectualism in American Life* geäußert habe.⁹⁶ Dass es für Historiker Gründe gibt, die Bedeutung von Ideen herabzustufen, wollte er offenbar dennoch nicht zugestehen. Undenkbar blieb, dass im Antiintellektualismus eine Idee verborgen sein könnte.

90 Lasch 1969, 7. Vgl. Ludwig 2015, 447.

91 Hofstadter 1963, 282.

92 Ebd., 35.

93 Ebd., 228.

94 In *The Varieties of History* folgt Namier (»History and Political Culture«) auf Hofstadter.

95 Hofstadter 1968, 212.

96 Brown 2006a, 131: »*Anti-intellectualism*, he confided to William Leuchtenburg, was the only book that grew cold on him.« Siehe auch ebd., 126–127 und 140.

Bibliographie

- Adorno 1950 = Th. W. Adorno, E. Frenkel-Brunswik u.a., *The Authoritarian Personality*, New York 1950.
- Baker 1985 = S. S. Baker, *Radical Beginnings. Richard Hofstadter and the 1930s*, Westport, CT, 1985.
- Beard 1913 = C. A. Beard, *An Economic Interpretation of the Constitution of the United States*, New York 1913.
- Beard/Beard 1927 = C. A. Beard/M. R. Beard, *The Rise of American Civilization*, 2 Bde., New York 1927.
- Beard 1938 = C. A. Beard, *Historiography and the Constitution*, in: C. Read (Hg.), *Reconsidering the Constitution*, New York 1938, 159–166.
- Bestor 1965 = A. Bestor, *Rez. Hofstadter, Anti-intellektualismus in American Life*, in: *The American Historical Review* 70, 1965, 1118–1120.
- Brinkley 1985 = A. Brinkley, *Richard Hofstadter's The Age of Reform. A Reconsideration*, in: *Reviews in American History* 13, 1985, 462–480.
- Brown 2006a = D. S. Brown, *Richard Hofstadter. An Intellectual Biography*, Chicago 2006.
- Brown 2006b = D. S. Brown, *Déjà Vu All Over Again. Rereading Richard Hofstadter by the Light of the New New Right*, in: *Historically Speaking* 7, Nr. 6, 2006, 2–5.
- Cain 2018 = W. E. Cain, *Reading The American Political Tradition in the 21st Century*, in: *Society* 55, 2018, 107–124.
- Coats 1965 = A. W. Coats, *Rez. Hofstadter, Anti-intellektualismus in American Life*, in: *History* 50, 1965, 124–125.
- Collins 1989 = R. M. Collins, *The Originality Trap. Richard Hofstadter on Populism*, in: *The Journal of American History* 76, 1989, 150–167.
- Cook 1963 = R. Cook, *Rez. Hofstadter, Anti-intellektualismus in American Life*, in: *International Journal* 19, 1963, 98–99.
- De Simone 2001 = D. M. De Simone, *The Consequences of Democratizing Knowledge. Reconsidering Richard Hofstadter and the History of Education*, in: *The History Teacher* 34, 2001, 373–382.
- Dewey 1916 = J. Dewey, *Democracy and Education. An Introduction to the Philosophy of Education*, New York 1916.
- Eysenck 1966 = H. J. Eysenck, *Rez. Hofstadter, The Paranoid Style in American Politics and Other Essays*, in: *Political Science Quarterly* 81, 1966, 645–646.
- Faber 2006 = R. S. Faber, *After Progress. Defining American Political and Cultural Maturity in the 1940s and 1950s*, Ph. D. thesis, Pennsylvania State University 2016.
- Fleck 1935 = L. Fleck, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Basel 1935.
- Foner 2002 = E. Foner, *The Education of Richard Hofstadter*, in: ders., *Who Owns History? Rethinking the Past in a Changing World*, New York 2002, 25–46.
- Gay 1966 = P. Gay, *A Loss of Mastery. Puritan Historians in Colonial America*, Berkeley 1966.
- Gillam 1978 = R. Gillam, *Richard Hofstadter, C. Wright Mills, and »the Critical Ideal«*, in: *The American Scholar* 47, 1978, 69–85.
- Gleason 1966 = Rez. Hofstadter, *Anti-intellektualismus in American Life*, in: *The Review of Politics* 28, 1966, 238–242.
- Greenberg 2007 = D. Greenberg, *Richard Hofstadter Reconsidered*, in: *Raritan* 27, 2007, 144–167.
- Hartley/Hartley 1952 = E. L. Hartley/R. E. Hartley, *Fundamentals of Social Psychology*, New York 1952.
- Hofstadter 1944 = R. Hofstadter, *Social Darwinism in American Thought, 1860–1915*, Philadelphia 1944.
- Hofstadter 1948 = R. Hofstadter, *The American Political Tradition and the Men Who Made It*, New York 1948.
- Hofstadter 1950 = R. Hofstadter, *Beard and the Constitution. The History of an Idea*, in: *American Quarterly* 2, 1950, 195–213.
- Hofstadter 1953 = R. Hofstadter, *Democracy and Anti-Intellectualism in America*, *Michigan Alumnus Quarterly Review* 59, 1953, 281–295.
- Hofstadter 1955a = R. Hofstadter, *The Age of Reform. From Bryan to F.D.R.*, New York 1955.
- Hofstadter 1955b = R. Hofstadter, *The Pseudo-Conservative Revolt*, in: *The American Scholar* 24, 1955, 9–27.
- Hofstadter 1956 = R. Hofstadter, *History and the Social Sciences*, in: F. Stern (Hg.), *The Varieties of History*, New York 1956, 359–370.
- Hofstadter 1963 = R. Hofstadter, *Antiintellectualism in American Life*, New York 1963
- Hofstadter 1964 = R. Hofstadter, *The Paranoid Style in American Politics*, in: *Harper's Magazine*, November 1964, 77–86.
- Hofstadter 1965 = R. Hofstadter, *The Paranoid Style in American Politics*, in: ders., *The Paranoid Style in American Politics and Other Essays*, Cambridge, MA, 1965, 3–40.
- Hofstadter 1968 = R. Hofstadter, *The Progressive Historians*. Turner, Beard, Parrington, New York 1968.

- Howe/Finn 1974 = D. W. Howe/P. W. Finn, Richard Hofstadter. The Ironies of an American Historian, in: Pacific Historical Review 43, 1974, 1–23.
- Johnston 2007 = R. D. Johnston, »The Age of Reform«. A Defense of Richard Hofstadter Fifty Years On, in: The Journal of the Gilded Age and Progressive Era 6, 2007, 127–137.
- Katznelson 2003 = I. Katznelson, Desolation and Enlightenment. Political Knowledge After Total War, Totalitarianism, and the Holocaust, New York 2003.
- Katznelson 2023 = I. Katznelson, On (Lost and Found) Analytical History in Political Science, in: R. Bourke/Q. Skinner (Hgg.), History in the Humanities and Social Sciences, Cambridge 2023, 360–385.
- Kazin 1999 = M. Kazin, Hofstadter Lives. Political Culture and Temperament in the Work of an American Historian, in: Reviews in American History 27, 1999, 334–348.
- King 2018 = R. H. King, Reflections on Hofstadter's *The American Political Tradition*, in: Society 55, 2018, 125–130.
- Kuryla 2018 = P. Kuryla, Politics, Nostalgia, and the Strange Estrangements of *The American Political Tradition*, in: Society 55, 2018, 153–156.
- Lasch 1965 = C. Lasch, The New Radicalism in America. The Intellectual as a Social Type, New York 1965.
- Lasch 1969 = C. Lasch, The Agony of the American Left, New York 1969.
- Lasch 1973 = C. Lasch, On Richard Hofstadter, in: The New York Review of Books, 08.03.1973.
- Leonard 2009 = T. C. Leonard, Origins of the Myth of Social Darwinism. The Ambiguous Legacy of Richard Hofstadter's *Social Darwinism in American Thought*, in: Journal of Economic Behavior and Organization 71, 2009, 37–51.
- Lippmann 1914 = W. Lippmann, Drift and Mastery. An Attempt to Diagnose the Current Unrest, New York 1914.
- Ludwig 2015 = J. L. Ludwig, Christopher Lasch. A Life, Ph.D. thesis, Rochester 2015.
- Lynn 1963 = K. S. Lynn, Elitism on the Left, in: The Reporter, 04.07.1963, 37–39.
- Mannheim 1929 = K. Mannheim, Ideologie und Utopie, Bonn 1929.
- McGeehan 2018 = W. McGeehan, A Measure of Detachment. Richard Hofstadter and the Progressive Historians, M.A. thesis, Temple University 2018.
- McKenzie-McHarg 2022 = A. McKenzie-McHarg, From Status Politics to the Paranoid Style. Richard Hofstadter and the Pitfalls of Psychologizing History, in: Journal of the History of Ideas 83, 2022, 451–475.
- Miller 1948 = P. Miller, Rez. Hofstadter, The American Political Tradition, in: The Nation, 16.10.1948, 439–440.
- Mills 1951 = C. W. Mills, White Collar. The American Middle Classes, New York 1951.
- Mills 1956 = C. W. Mills, The Power Elite, New York 1956.
- Nicholas 1970 = H. G. Nicholas, Rez. Hofstadter, The Progressive Historians, in: The English Historical Review 85, 1970, 820–822.
- o. Verf. 1952 = Election of Eisenhower Is Urged By 714 on Various Columbia Staffs, in: The New York Times, 23.10.1952, 1 und 26.
- Packard 1957 = V. Packard, The Hidden Persuaders, New York 1957.
- Richards 1930 = I. A. Richards, Practical Criticism. A Study in Literary Judgment, London 1930.
- Riesman 1950 = D. Riesman, The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character, New York 1950.
- Singal 1984 = D. J. Singal, Beyond Consensus. Richard Hofstadter and American Historiography, in: The American Historical Review 89, 1984, 976–1004.
- Snodgrass 2018 = A. R. Snodgrass, The Life of the Mind. An Intellectual Biography of Richard Hofstadter, D. phil. thesis, University of Oxford 2018.
- Stern 1961 = F. Stern, The Politics Of Cultural Despair. A Study in the Rise of the Germanic Ideology, Berkeley 1961.
- Stern 1963 = F. Stern, Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland, Bern 1963.
- Stouffer 1955 = S. Stouffer, Communism, Conformity and Civil Liberties. A Cross Section of the Nation Speaks its Mind, New York 1955.
- Strout 1963 = C. Strout, Rez. Hofstadter, Anti-intellectualism in American Life, in: Journal of Southern History 29, 1963, 544–545.
- Veblen 1899 = Th. Veblen, The Theory Of The Leisure Class. An Economic Study of the Evolution of Institutions, New York 1899.
- Watt 2017 = D. H. Watt, Antifundamentalism in Modern America, Ithaca 2017.
- Weiland 1988 = S. Weiland, The Academic Attitude. Richard Hofstadter and the Anti-Intellectuals, in: The Antioch Review, 46, 1988, 462–472.
- Welter 1964 = R. Welter, Rez. Hofstadter, Antiintellektualismus in American Life, in: The Journal of American History 51, 1964, 482–483.
- Whyte 1956 = W. H. Whyte, The Organization Man, New York 1956.

Wish 1964 = H. Wish, Rez. Hofstadter, Anti-intellectualism in American Life, in: American Jewish Historical Quarterly 53, 1964, 309–310.

Witham 2016 = N. Witham, Popular History, Post-War Liberalism, and the Role of the Public Intellectual

in Richard Hofstadter's *The American Political Tradition* (1948), in: The Historical Journal 59, 2016, 1133–1155.

Wright 1963 = L. B. Wright, Intellectuals in a Democracy, in: Virginia Quarterly Review 39, 1963, 651–656.

Autor

Patrick Bahners ,

geboren 1967, studierte Geschichte und Philosophie in Bonn und Oxford und trat 1989 in die Redaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ein; dort ist er seit 2016 verantwortlich für Geisteswissenschaften. Er war Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin und Dahrendorf-Gastprofessor an der Universität Konstanz. Neben Büchern u.a. über *Preußische Stile* (mit Gerd Roellecke) und Hans-Ulrich Wehler (mit Alexander Cammann) veröffentlichte er Aufsätze zur Historiographieggeschichte von Tacitus bis Hayden White.

p.bahners@faz.de



© Open Access // Der Beitrag ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Beitrags von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

Anja-Maria Bassimir

Das »Mencken-Paradigma« und Hofstadters Antiintellektualismusvorwurf

Zu Religion und Konservatismus in den USA

1. Einleitung

Als Präsidentschaftskandidat Donald Trump im Wahljahr 2016 gegen die demokratische Präsidentschaftskandidatin Hillary Clinton gewann, berichteten die Medien, dass weiße Evangelikale den Republikaner mit einer überwältigenden Mehrheit von 81 Prozent gewählt hätten.¹ Dieser Befund kann auf Zahlen von Wählerbefragungen beim Verlassen der Wahllokale zurückgeführt werden, die von Pew zusammengestellt und sowohl von Medien wie CNN als auch anderen Demoskopie-Instituten, wie PPRI, veröffentlicht wurden.² Schaut man sich den Bericht genauer an, liest man in der Fußnote: »The ›white, born-again/evangelical Christian‹ row includes both Protestants and non-Protestants (e.g., Catholics, Mormons, etc.) who self-identify as born-again or evangelical Christians.«³ Unter weißen Evangelikalen verstanden die Demoskopien also alle weißen Personen, die sich selbst als wiedergeborene oder evangelikale Christen verstehen, unabhängig von der konfessionellen Zugehörigkeit. Es ist auffällig, dass diese augenscheinlich religiöse Kategorie einerseits stark von einem angenommenen/zugeschriebenen Weißsein, hier als (hegemoniale) Norm im Sinne der kritischen Rassismusforschung verstanden, abhängig ist und andererseits wenig religiöse Trennschärfe aufweist und stattdessen historisch und konfessionell differenzierte Gruppen – wie Protestanten, Katholiken und Mormonen – in einen Topf wirft.

In den USA, wo Gläubige nicht in Staatskirchen organisiert sind und sich eine große Vielfalt von religiösen Traditionen und Vergemeinschaftungsformen entwickelt hat, wird

1 Siehe u.a. Pulliam Baily 2016; FOX 17 News 2016; Jones 2016; die evangelikale Politikwissenschaftlerin Amy Black fand, dass die Google-Suchanfrage »81 percent of white evangelicals« am 13. Juni 2018 974.000 Ergebnisse anzeigte (Black 2019).

2 Martínez/Smith 2016; Exit Polls 2016; Cox 2016; Burge/Lewis 2018, 745–746.

3 Martínez/Smith 2016.

die größte religiöse Glaubensrichtung, die Protestanten, oft auf drei Kategorien reduziert: »Mainline Protestants«, weiße Evangelikale und schwarze Kirchen.⁴ Diese Praxis kann als pragmatische Methode, um die unübersehbare Heterogenität der U.S.-amerikanischen Religionslandschaft in handhabbaren Großkategorien zusammenzufassen, verstanden werden. Doch nach welchen Kriterien werden Gläubige, Religionstraditionen und Vergemeinschaftungsformen unterschieden? Offensichtlich sind die Ordnungskriterien, die religiöse Großkategorien in den USA bestimmen, nicht religiöse Unterschiede, sondern sie sind *race-based* und zum Teil politisch. Zum einen wird pauschal zwischen weißen und schwarzen Gläubigen unterschieden, zum anderen werden weiße Protestanten in Mainliner und Evangelikale getrennt (und zum Teil auch nicht-Protestanten den Evangelikalen zugeschlagen), Kategorien, die mit der politischen Zweiteilung in Liberale und Konservative zusammenfallen. Während es natürlich differenziertere Studien gibt, herrschen diese groben Einteilungen in der Berichterstattung der Medien vor und prägen insbesondere außerhalb der USA das Bild von amerikanischer Religion. Dabei scheint die Sympathie sowohl von Berichterstattern vor Ort als auch von deutschem Lesepublikum auf Seiten der politisch und religiös Liberalen, beschrieben als tolerante, progressive, rationale und weltoffene Menschen, zu liegen und gegen die politisch und religiös Konservativen gerichtet zu sein, beschrieben als emotionale, dogmatische, intolerante und antiintellektuelle Menschen.

Diese Einteilung der Gesellschaft in zwei Lager lässt sich auf eine bestimmte Lesart der sogenannten Fundamentalismus-Modernismus-Kontroverse der 1920er Jahre zurückführen, die der Historiker Michael Hochgeschwender als »Mencken-Paradigma« bezeichnet hat: die Darstellung des sogenannten »Scopes-Affenprozesses« durch den Journalisten H. L. Mencken und ihre Tradierung durch Akademiker wie Richard Hofstadter in den 1950er und 1960er Jahren. Hofstadter und andere sogenannte Konsensus-Historiker betonten in ihrer Geschichtsschreibung einen liberalen amerikanischen Konsens und devaluierten Konservatismus damit als unamerikanisch.⁵ Während sich seit den 1990er Jahren HistorikerInnen intensiv mit Konservatismus in den USA beschäftigt und ein differenziertes Bild dieses

4 Von 1850 bis 1946 sammelte das U.S. Zensusbüro in einem Rhythmus von etwa zehn Jahren auch Religionsdaten. Der Kongress entschied 1976, dass Religionsfragen im Zensus nicht mehr abgefragt werden dürfen (Farris Rosen 2010). Seitdem beruhen Religionsdaten auf Umfragen von Demoskopie-Instituten wie Gallup, Pew und PRRI. Eine der vollständigsten Religionsstudien ist die Pew Religious Landscape Studie, die bisher zweimal, 2007 und 2014, auf der Grundlage von mehr als 35.000 Telefoninterviews mit Teilnehmenden aus allen 50 Staaten durchgeführt wurde (About the Religious Landscape Study). Auf der Webseite, auf der die Daten von 2014 aufbereitet sind, bietet Pew eine einfache erste Ebene mit der Unterscheidung von Protestanten in »Evangelical Protestant« (25,4 %), »Mainline Protestant« (14,7 %) und »Black Protestant« (6,5 %) an. Ausklappbare Unterpunkte erlauben Interessierten per Mausclick tiefer in die Komplexität der Religionslandschaft einzusteigen. So werden Evangelikale auf einer zweiten Ebene in 16 Untergruppen gegliedert, zu denen die »Baptist Family (Evangelical Trad.)« (9,2 %), die »Nondenominational Family (Evangelical Trad.)« (4,9 %) oder die »Lutheran Family (Evangelical Trad.)« (1,5 %) zählen (Religious Landscape Study). Ein Appendix listet gesondert auf, welche Denominationen Pew zu welcher Religionsfamilie zählt. So rechnet Pew 25 verschiedene Baptistische Denominationen der Baptistischen Religionsfamilie in der evangelikalen Tradition zu (Appendix B. Classification of Protestant Denominations).

5 »But many historians instead chose to focus on the ›consensus‹ aspect of consensus history, defining America as essentially liberal, and conservatives as, therefore, un-American« (Burns 2004, 457).

Phänomens erarbeitet haben,⁶ lässt sich das Mencken-Paradigma anhand von Arbeiten von Religionssoziologen wie Martin E. Marty und James Davison Hunter bis in die heutige demoskopische und journalistische Berichterstattung verfolgen.

Im Folgenden soll erstens der Hofstadtersche Antiintellektualismuskritik eingeordnet werden, zweitens der Scopes-Affenprozess und seine Darstellung durch Mencken und Hofstadter umrissen werden, drittens Hofstadters Deskription der Fundamentalismus-Moderernismuskontroverse mit dem zeitgenössischen theologischen Selbstverständnis kontrastiert werden und viertens die weitere Tradierung des liberalen Bias und des Fundamentalismusbegriffs in Hofstadterscher Manier bis in die gegenwärtige Berichterstattung nachgezeichnet werden. Diese Betrachtung soll nicht nur ein komplexeres Bild der Auswirkung des Hofstadterschen Erbes vermitteln, sondern auch zu einer differenzierteren Kategorisierung von Gesellschaft und insbesondere Religion anregen.

2. Zur Verortung von Hofstadters Antiintellektualismusthese

Im Jahr 1963 erschien Richard Hofstadters *Anti-intellectualism in American Life*, das 1964 den Pulitzer Preis für allgemeine Sachbücher gewann.⁷ Hofstadter argumentierte darin, dass in den USA eine Atmosphäre vorherrsche, die gegenüber dem höheren Leben des Geistes feindlich gestimmt sei. Er fokussierte dafür vier gesellschaftliche Bereiche: Religion, Politik, Kultur und Bildung. Im Bereich der Religion⁸ beschrieb er die Neuenglandkolonien als ein intellektuelles Unterfangen der Puritaner, das bereits in den darauffolgenden Generationen von antiintellektuellen evangelikalen Bewegungen unterwandert wurde. Die religiösen Erweckungsbewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts mit ihrer breiten Anziehungskraft lösten dabei das puritanische Erbe ab: »The awakeners were not the first to disparage the virtues of mind, but they quickened anti-intellectualism; and they gave to American anti-intellectualism its first brief moment of militant success. With the Awakenings, the Puritan age in American religion came to an end and the evangelical age began.«⁹ Durch gezielte Auswahl seiner Beispiele und Zitate spielte Hofstadter das geistige Leben von Erweckungspredigern herunter (Jonathan Edwards wird zum Beispiel als untypischer Erweckungsprediger mit nur lokalem Einfluss abgetan) und betonte ihre Feindseligkeit gegenüber dem Intellekt. In einer Figur wie Dwight L. Moody (1837–1899) verband sich Ende des 19. Jahrhunderts dann evangelikaler Eifer mit der Organisationspraxis der Geschäftswelt, die Hofstadter in späteren Kapiteln ebenfalls als antiintellektuell einstuft. Mit Billy Sunday (1862–1935) war Hofstadters Narrativ in der Moderne angekommen: Eine neue Welle von Rationalismus, in der Form von

6 Vgl. Phillips-Fein 2011.

7 The 1964 Pulitzer Prize Winner in General Nonfiction, o. D.

8 Die folgende Zusammenfassung bezieht sich auf Teil II in Hofstadter 1963.

9 Hofstadter 1963, 74.

Modernismus und Säkularisierung, bedrängte den Antiintellektualismus, weswegen, in der Argumentation von Hofstadter, Billy Sunday zu besonders vulgären Metaphern und Methoden greifen musste. Religiöser Antiintellektualismus, in der Form von Fundamentalismus, unterlag in dieser Erzählung in der Auseinandersetzung mit rationalem und von Darwin geprägten Modernismus im Scopes-Affenprozess in Dayton im Jahr 1925. Doch der Modernismus wurde weiterhin bedrängt und das Schreckgespenst des Fundamentalismus, diesmal in der Form von McCarthyismus und hysterischem Antikommunismus, tauchte in Hofstadters Gegenwart der 1950er Jahre wieder auf.

Bereits zeitgenössischen Kritikern fiel auf, dass Hofstadters Definition von Antiintellektualismus dürftig war und es ihm, in den Worten von Daniel Boorstin, um »reputation, status, and privileges of ›intellectuals‹ as a separate class« zu gehen schien.¹⁰ Ein anderer Zeitgenosse, Kenneth Lynn, beschrieb Hofstadter als einen Historiker mit dem Potential »unser erster Mill« zu werden, der sich aber stattdessen in der Rolle »unseres zweiten Menckens« einrichtete.¹¹ Er brachte Hofstadter mit einer Gruppe von »neo-Menckenites« in Verbindung, argumentierte, dass sich in Hofstadters Büchern Abneigung gegen die politische Hysterie der McCarthy-Ära, gegen religiösen Eifer und gegen materielle Vulgarität zeige, und kritisierte, dass Hofstadter Geschichte durch die Brille der morgendlichen Schlagzeilen sah und als Gegenmittel zur beängstigenden Gegenwart elitäre Mythen in die Vergangenheit projizierte.¹² Hofstadter selbst räumt gleich im ersten Satz von *Anti-intellectualism in American Life* ein, dass sich das Buch zwar mit der amerikanischen Vergangenheit befasse, aber als »Reaktion auf die politischen und intellektuellen Bedingungen der 1950er Jahre konzipiert« wurde.¹³ Dieser Bias erklärt, wie viele Kritiker festgestellt haben, dass das Buch in vielerlei Hinsicht mehr über die Zeit aussagt, in der Hofstadter schrieb, als über die Zeit, über die er schrieb.

Darüber hinaus liest sich das Buch wie eine persönliche Abrechnung mit historischer Ungerechtigkeit, was sich beispielsweise an den politischen Bemerkungen zeigt. Hofstadter bewunderte die intellektuelle Größe des Präsidentschaftskandidaten Adlai Stevenson und machte für dessen Niederlage den McCarthyismus verantwortlich, was in ihm »Angst vor einer desaströsen Vernachlässigung des Intellekt« auslöste.¹⁴ Wie David Frum feststellte, vernachlässigte Hofstadter in seiner Suche nach Fällen von Antiintellektualismus den historischen Kontext: »It really is a strange reading of the elections of the 1950s to attribute Stevenson's defeat to anti-intellectualism. Stevenson lost in 1952 for three reasons: Korea, inflation, and the residual unpopularity of Harry S. Truman. Stevenson lost again in 1956 for the converse reason: the incumbent Eisenhower administration had delivered peace and

10 Boorstin 1963, 19.

11 Lynn 1963, 40, meine Übersetzung. Die Aussage nimmt Bezug auf den britischen Philosophen, Politiker und Ökonomen John Stuart Mill, der als einflussreichster liberaler Denker des 19. Jahrhunderts galt.

12 Ebd., 38.

13 Hofstadter 1963, 3, meine Übersetzung.

14 Ebd., meine Übersetzung.

prosperity.«¹⁵ Darüber hinaus bezeichnete Frum Hofstadters Idealisierung der New-Deal-Politik als persönliche politische Vorliebe. In *Anti-intellectualism in American Life* zeige sich seine schlechte Angewohnheit, seine Verteidigung von Intellektualismus mit seiner sozialdemokratischen politischen Einstellung zu vermischen.¹⁶ Schon Boorstin war aufgefallen, dass Hofstadter für sein Gruselkabinett der Antiintellektuellen keinen einzigen Vertreter aus den Reihen der Demokraten fand.¹⁷

In seiner historiographischen Verortung Hofstadters hat der Historiker Daniel J. Singal größere Feinheiten herausgearbeitet. In der Tat zeigt Singal, dass Hofstadter anfangs zu einer Gruppe von Intellektuellen gehörte, die sich über die Ungereimtheiten von Franklin D. Roosevelts New-Deal-Programmen aufregten und FDR nur widerwillig als fähigen Politiker anerkannten. Hofstadter, der von marxistischen und progressiven Denkschulen beeinflusst war, hielt in seinen frühen Überlegungen an der Vorstellung fest, »that political behavior was invariably rational, that people acted politically in accordance with their interests, and that political leaders served those interests in coherent ideologies«.¹⁸ Als dieser Ansatz ihn nicht weiterbrachte, verurteilte Hofstadter die Rhetorik der Politiker als »krassen Opportunismus«,¹⁹ was in Werken wie *The American Political Tradition* (1948) deutlich wird. In seinem Kapitel zu FDR räumte er allerdings ein, dass, in den Worten Singals, »opportunism in the hands of a master politician might have its merits«.²⁰ In der Folgezeit widmete sich Hofstadter der Analyse von symbolischer Kommunikation, die er insbesondere in seinem Buch *The Age of Reform* (1955) ausbaute und dabei neue Wertschätzung für den politischen Progressivismus und Roosevelts New Deal entwickelte. Gleichzeitig verhärtete sich aber seine Abneigung gegenüber dem Populismus. Singal sprach von einem »Doppelstandard«, der dem Progressivismus eine opportunistische Symbolsprache zugestand, diese aber aus dem Mund von Populisten verurteilte. Singal fragte: »If Hofstadter was willing to grant the urban middle class their symbolic comforts, why could he not do the same for the desperate and ruined farmers who need such comforts even more?«²¹ Seine Antwort darauf war Hofstadters Kosmopolitismus mit seiner starken Abneigung gegenüber »small-town America«, der sich insbesondere in *Anti-intellectualism in American Life* zeigte.²²

15 Frum o. D.

16 Ebd.

17 Boorstin 1963, 19.

18 Singal 1984, 978.

19 Ebd.

20 Ebd., 985.

21 Ebd., 989.

22 Ebd., 991.

3. Der Scopes-Affenprozess durch die Mencken-Hofstadter-Brille

Ein einschlägiges Beispiel für vorurteilsbelastete Darstellung von rückwärtsgewandten, ländlichen Kleinstädtern ist Hofstadters Nacherzählung des Scopes-Affenprozesses im Stil von Mencken. 1925 wurde in Dayton, einer Kleinstadt im Staat Tennessee, der Lehrer John Thomas Scopes angeklagt, die Evolutionstheorie nach Darwin unterrichtet zu haben, was in Tennessee durch den Butler Act verboten war. Der Prozess wurde zu einem Spektakel, weil zwei Schwergewichte der amerikanischen Öffentlichkeit Anklage und Verteidigung übernahmen. Die Verteidigung führte Clarence Darrow (1857–1938). Er hatte sich als Rechtsanwalt der jugendlichen Mörder Richard Loeb und Nathan Leopold, die den 14-jährigen Robert Franks umgebracht hatten und die er vor der Todesstrafe bewahrte, einen Namen gemacht. Im Scopes-Affenprozess wurde er von der 1920 gegründeten American Civil Liberties Union (ACLU) beauftragt, einer Nichtregierungsorganisation, die sich für Belange des Liberalismus einsetzte und später durch den Einsatz für strikte Trennung von Staat und Kirche, das Recht auf Abtreibung und die Gleichstellung von Homosexuellen bekannt wurde. Die Anklage übernahm der dreifache Präsidentschaftskandidat der Demokraten, William Jennings Bryan (1860–1925), ein unermüdlicher Verfechter populärer Anliegen, darunter auch der fundamentalistischen Ablehnung der Evolutionstheorie.²³

In der Berichterstattung von Mencken wurde der Prozess zum Symbol für den Antiintellektualismus von Kleinstädtern. H. L. Mencken (1880–1956) war Redakteur des *American Mercury* und berichtete über den Scopes-Prozess für die *Baltimore Evening Sun*. Michael Hochgeschwender nannte Mencken den »Meister einer skeptisch-ironischen und elitären Version des amerikanischen Liberalismus«, der mit dafür sorgte, dass der Prozess als »symbolischer Sieg der liberalen, fortschrittlichen, intellektuellen und toleranten Urbanität über den bigotten und rückständigen Fanatismus der abergläubischen Landbevölkerung und deren obskurantistische Lebensweise gefeiert wurde«.²⁴ Mencken bezeichnete den Scopes-Prozess als »buffoonery« oder »Hanswursterei«, beschrieb die Ablehnung der Evolutionstheorie durch Gläubige als »Verschwörung der Minderwertigen gegen die ihnen Überlegenen«;²⁵ er bezeichnete die Bewohner von Dayton als Bauerntölpel (»yokels from the hills«) und Primaten (»primates«), für die Zweifel an der Bibel ein gleichgroßes Verbrechen wie Kannibalismus war und die Verfechter der Evolutionstheorie als Agenten des Teufels betrachteten (»agents of Beelzebub«).²⁶ Durch seine Berichterstattung wurde die Frage, ob der Mensch vom Affen abstamme oder von Gott geschaffen wurde, nach dem Scopes-Affenprozess von Karikaturisten oft so dargestellt, dass die Fundamentalisten von Dayton die eigentlichen Affen waren.

23 Mit Edward J. Larsons *Summer for the Gods* (1997) und kommentierten Quellensammlungen wie Willard B. Gatewood, Jr.'s *Controversy in the Twenties* (1969) und Jeffrey P. Morgans *The Scopes Trial* (2002) gibt es mittlerweile differenzierte Darstellungen des Prozesses.

24 Hochgeschwender 2016, 214, meine Übersetzung.

25 Mencken 1925a, meine Übersetzung.

26 Mencken 1925b, meine Übersetzung.

Auf ähnliche Art und Weise beschrieb Hofstadter »the older, rural and small-town America« als Gegner des Modernismus, dem es in Form von Ku-Klux-Klan, Prohibition, dem Scopes-Affenprozess und Kampagnen gegen den ersten katholischen Präsidentschaftskandidaten Al Smith entgegentrat.²⁷ Er fasste all diese disparaten Bewegungen unter dem Begriff Fundamentalismus zusammen, definiert als eine »soziale und theologische Reaktion« gegen den Modernismus und »hundertprozentige Mentalität«.²⁸ Modernismus dagegen war sein Begriff für die Verfechter der »historisch-kritischen Bibellesart, der Evolutionstheorie, der Social-Gospel-Theologie und kritischen Denkens im Allgemeinen.²⁹ Für Hofstadter symbolisierte der Scopes-Affenprozess die Auseinandersetzung zwischen Fundamentalismus und Modernismus schlechthin,³⁰ und es verwunderte ihn nicht, dass William Jennings Bryan die Anklage übernahm und damit die Position der Antievolutionisten verkörperte. Hofstadter zufolge verbanden sich in der Person Bryan die beiden grundlegenden Formen landläufiger Frömmigkeit: evangelikaler Glaube und populistische Demokratie. Diese wiederum bildeten die Basis für Antiintellektualismus.³¹ So, wie der Religionshistoriker D. G. Hart urteilte, dass Menckens Kritik am Fundamentalismus letztendlich nichts anderes war als seine Feindseligkeit gegenüber Demokratie und Egalitarismus, so beobachtete Singal eine besondere Abneigung Hofstadters gegenüber Populismus und Kleinstädtertum.³²

4. Fundamentalismus-Modernismus-Kontroverse: Hofstadter v. theologisches Selbstverständnis

Dieser Binarismus zwischen rückwärtsgewandtem Fundamentalismus und progressivem Modernismus ist in die Geschichtsschreibung eingegangen. Während Mencken zwar die Ablösung des Begriffs Fundamentalismus von seinen religiösen Wurzeln vorbereitete, vollzog Hofstadter die Gleichsetzung von Fundamentalismus mit Populismus und Antiintellektualismus.³³

27 Hofstadter 1963, 123.

28 Ebd., 121.

29 Ebd.

30 Ebd., 125.

31 Ebd., 127.

32 Hart 1988, 8; Singal 1984, 989.

33 Hart wies darauf hin, dass Mencken in seiner Berichterstattung über Bryan »überraschend stumm« – »surprisingly silent« – war, was religiöses Dogma anging, und stattdessen Bryans politische Position angriff (Hart 1988, 6). Mencken war Atheist und Skeptiker, aber intensiv an Religion interessiert, pflegte gute Verhältnisse zu Nonnen und Priestern in seinem katholischen Baltimore und brachte Respekt für die Denktradition des christlichen Fundamentalismus auf. Mencken erachtete den konsequenten Dogmatismus als einzig mögliche religiöse Haltung. Nach Hart »lehnte Mencken also das Christentum aus denselben Gründen ab, wie die Fundamentalisten es verteidigten; beide Seiten interpretierten das christliche Dogma als propositionale Wahrheiten, die Mencken für falsch hielt und die konservativen Protestanten als richtig akzeptierten«. (»Mencken, thus, rejected Christianity on the same grounds that fundamentalists defended it; both sides interpreted Christian dogma as propositional truths which Mencken concluded were false and conservative Protestants accepted as correct.«) (Meine Übersetzung. Hart 1988, 5–6).

Dass der Scopes-Affenprozess als Höhepunkt der Fundamentalismus-Modernismus-Kontroverse tradierte wurde, ist verwunderlich, da es sich zunächst einmal um eine innertheologische Kontroverse handelte, die insbesondere in den presbyterianischen und baptistischen Gemeinden im Norden der USA ausgefochten wurde.³⁴ Fundamentalismus war dabei die Selbstbezeichnung einer bestimmten Richtung des Protestantismus, die in den 1910er Jahren von Theologen ausformuliert und zum Beispiel in der Schriftenreihe *The Fundamentals: A Testimony to the Truth* (1910–1915) publiziert wurde.³⁵ Dem Historiker Matthew Sutton zufolge verdeutlichte die Rezeption dieser Schriftenreihe das wachsende Schisma innerhalb des Protestantismus: Einerseits boten die Schriften Traditionalisten eine Basis, auf die sie sich konzentrieren konnten, andererseits brachten sie Liberale, die eine Modernisierung ihrer Glaubensvorstellungen anstrebten, weiter gegen sich auf.³⁶ Während der 1920er Jahre stellten beide Seiten ihre Positionen in Predigten, Pamphleten und anderen Veröffentlichungen dar. Der Baptist, Pfarrer und Direktor der Northwestern Schools, William Bell Riley (1861–1947), definierte in dem Aufsatz *The Faith of the Fundamentalists* (1927) Fundamentalismus als ein Festhalten an tradierten christlichen Grundsätzen, wozu er (1) die Verbalinspiration und Unfehlbarkeit der Heiligen Schrift, (2) die Dreifaltigkeit Gottes und (3) die jungfräuliche Geburt Jesu und sein vollkommenes Gottsein und Menschsein zählte. Er benannte (4) die Schaffung des Menschen als Abbild Gottes sowie die sündhafte Natur der Menschen, (5) Jesus stellvertretenden Opfertod und (6) seine Auferstehung und Himmelfahrt und Fürsprache für die Menschen als weitere fundamentale Glaubenssätze. Zu den Grundsätzen des Glaubens rechnete er außerdem (7) Jesus persönliche, premillennaristische und immanente Wiederkehr, (8) dass alle, die Jesus Christus im Glauben annehmen, durch den Heiligen Geist wiedergeboren und dadurch Kinder Gottes werden und (9) die körperliche Auferstehung und Errettung der Gerechten und ewiges Leiden der Ungerechten.³⁷ Im Selbstverständnis war Fundamentalismus ein Festhalten an tradierten theologischen Grundsätzen.

Schon die Fokussierung auf William Jennings Bryan als Fundamentalisten ist nicht so repräsentativ, wie es bei Hofstadter den Anschein hat. Bryan, der Laien-Presbyter, verstand seinen Einsatz in Dayton vor allem als Fortsetzung seiner populistisch-demokratischen und progressiven Politik.³⁸ Bryan, der dreimalige Präsidentschaftskandidat der Demokraten, vertrat landwirtschaftliche Interessen, unterstützte liberale und populäre Anliegen wie die Volkswahl von Senatoren, eine Einkommenssteuer, die Schaffung des Arbeitsministeriums, die

Obwohl er Fundamentalismus für falsch hielt, bewunderte er Theologen wie John Gresham Machen und befand, dass Bryan zu »Machens Matterhorn so hoch wie eine Warze« war (Hart 1988, 6).

34 Vgl. Larson 1997, 36; Thompson 1982; Longfield 2000, 35–50.

35 Vgl. *Fundamentals, The; or, Testimony to the Truth* 2004, 279.

36 Sutton 2014, 89.

37 Riley 1927, 434–436, zitiert nach Gatewood 1969, 74–77; vgl. Kapitel 4 in Russell 1976, 79–134.

38 Randall Balmer und Lauren F. Winner betonen, dass Bryans Einsatz in Dayton nicht so viel mit der Tatsache zu tun hatte, dass Darwins Lehre im Gegensatz zur biblischen Schöpfungsgeschichte stand, vielmehr fürchtete Bryan die Folgen des Sozialdarwinismus (Balmer/Winner 2002, 220).

Prohibition und das Frauenwahlrecht. Aus pazifistischer Überzeugung trat er 1915 als Außenminister von Woodrow Wilson zurück, als die USA in den 1. Weltkrieg eintraten.³⁹ Wie aus seinen Kommentaren im Prozess klar wird, ging es Bryan insbesondere um demokratische Teilhabe in Fragen, die Familie, Bildung und Steuern betrafen. Sollten Steuergelder für die Lehre der Evolutionstheorie verwendet werden, wenn die Mehrheit der Bürger eine christlich-moralische Erziehung bevorzugte?⁴⁰ Während die weitgehend liberale Ausrichtung von Bryans Politik schlecht in unser heutiges Bild des politischen Fundamentalismus als konservative Reaktion auf die Moderne passt, entsprach auch Bryans Religionsverständnis, obwohl überwiegend konservativ, nicht passgenau zeitgenössischen Definitionen. Schon C. Allyn Russell befand, Bryan »did not fit the traditional fundamentalist stereotypes«.⁴¹ Bryan kann weder klar als Premillennarist⁴² verortet werden, noch scheint die Wiederkunft Christi eine zentrale Rolle in seinem Glauben gespielt zu haben, beides zentrale fundamentalistische Glaubenssätze.⁴³

Im Kontext der Zeit waren die Gegner, gegen die Fundamentalisten in erster Linie ankämpften, keine Atheisten und Skeptiker oder Verfechter der Evolutionstheorie, wie es in Hofstadters Narrativ den Anschein hat; die eigentlichen Gegner waren die theologischen Modernisten, die Reformer innerhalb der Kirchen, die, beeinflusst von der historisch-kritischen Methode, die Bibel nicht mehr wörtlich, sondern als Allegorie lasen und teilweise in Jesus nicht mehr Gottes Sohn, sondern einen großen Philosophen sahen. Den Modernisten ging es nicht darum, im Stil eines Mencken Religion lächerlich zu machen, sondern im Gegenteil, christliche Glaubenssätze in eine sich rapide wandelnde, säkularisierende und moderne Welt zu retten. Die vielleicht bekannteste zeitgenössische Definition von Modernismus stammt aus *The Faith of Modernism* von 1924 von Shailer Matthews (1863–1941), Professor und Dekan der theologischen Fakultät der University of Chicago: »It is the use of the methods of modern science to find, state, and use the permanent and central values of inherited orthodoxy in meeting the needs of a modern world. [...] In brief, then, the use of scientific, historical, social method in understanding and applying evangelical Christianity to the needs of living persons, is modernism.«⁴⁴ Wie Kathryn Lofton betont, zeichnete sich Modernismus insbesondere durch eine konsequente Anwendung wissenschaftlicher Methoden auf die Bibel aus.⁴⁵

39 Zu Bryan vgl. u.a. Kazin 2007.

40 Larson 1997, 31–59, 198–199.

41 Russell 1976, 162.

42 Premillennarismus ist eine bestimmte theologische Auslegung der Doktrin der Wiederkunft Christi. Vereinfacht gesagt besagt diese Lesart der Johannes Apokalypse, dass die Welt in Chaos versinkt und erst durch die Wiederkunft Christi ein hundertjähriges Friedensreich eingeläutet wird (vor »pre« dem hundertjährigen Reich »Millennium«). Die gegensätzliche Lesart des Postmillennarismus besagt, dass die Welt immer besser wird und in ein hundertjähriges Friedensreich mündet und Christi Wiederkunft am Ende »post« dieser Zeitspanne »Millennium« zu erwarten ist.

43 Vgl. Kapitel 7 in Russell 1976.

44 Mathews 1924. Zu Modernismus vgl. u.a. Hutchinson 1976; Dorrien 2002; Dorrien 2003.

45 Lofton 2006.

Die Gefechtslinien verliefen auch nicht sauber zwischen aufgeklärten, weltoffenen Modernisten und rückwärtsgewandten, intoleranten Fundamentalisten (wie wir die Worte heute gerne verstehen). Die Evolutionstheorie in ihrer Lamarckschen und insbesondere Spencerschen Tradierung fiel oft mit einem ausgeprägten Rassismus (»scientific racism«) und eugenischer Einstellung zusammen.⁴⁶ So war zum Beispiel Henry Fairfield Osborn, der Leiter des Naturkundemuseums in New York, der im Scopes-Affenprozess als Zeuge der Verteidigung ins Feld geführt wurde, bekannt als führender Vertreter der eugenischen Theorie, suchte auch kleine Unterschiede zwischen den »Rassen« herauszuarbeiten und setzte auf visuelle Ausstellungskonzepte, die die Evolution von vermeintlich primitiven Lebewesen bis zum Höhepunkt in Form des gegenwärtigen weißen Mannes, illustrierten.⁴⁷ Eugenisches Gedankengut färbte die Argumentation der Modernisten, die vor diesem Hintergrund sowohl den Kampf der Katholiken gegen Eugenik⁴⁸ als auch den Kampf konservativer Protestanten, gegen die Lehre der Evolutionstheorie, als feindlich gegenüber der Wissenschaft stigmatisierten. Jon A. Shields betonte, dass Eugenik ein Grund war, warum Bryan die Lehre der Evolutionstheorie ablehnte.⁴⁹ In seinen Kommentaren zum Scopes-Prozess argumentierte Bryan, dass das Darwinsche Recht des Stärkeren keine gute Grundlage für eine egalitäre Gesellschaft sei und warnte vor Militarismus und Laissez-faire-Kapitalismus.⁵⁰ Allerdings konnten Rassismus und Sozialdarwinismus, wie Hochgeschwender betont, auf Seiten der Modernisten wie auch der Fundamentalisten gefunden werden.⁵¹

Die Rezeption der Fundamentalismus-Modernismus-Kontroverse postulierte eine Zweiteilung in antiintellektuelle und rückständige Konservative und moderne, fortschrittliche Liberale – eine Aufteilung, die weder der theologischen Diskussion in den Kirchen noch der politischen Verortung der Aktivisten der Zeit entsprach. Durchbricht man die Praxis, religiöse Kategorien anhand der Hautfarbe zu unterscheiden, kommen weitere interessante Befunde zutage. So hat Jeffrey P. Moran gezeigt, dass ein völlig anderes Bild des Scopes-Affenprozesses entsteht, wenn die Perspektive schwarzer Christen einbezogen wird. Theologisch gesehen hatten schwarze Gemeinden in den Südstaaten der 1920er Jahre viel mit den sogenannten weißen Fundamentalisten gemein. So feierte eine aufstrebende schwarze Bürgerschaft ihre neu erworbenen Lesefähigkeiten, in dem sie u.a. die Bibel in fundamentalistischer Tradition wörtlich auslegte. Gerade die in modernistischen Kreisen verpönten biblischen Wunder bezeugten in schwarzen Gemeinden Gottes Macht und Einsatz für die

46 Leif C. Tornquist zählte mehr als 60 bis heute erhaltene Predigten, die von modernistischen Pfarrern vor der American Eugenics Society gehalten wurden (Tornquist 2014, 310).

47 Regal 2002.

48 »Catholics were at times the movement's staunchest opponents; indeed, they offered some of the most rigorous intellectual challenges to eugenics« (Rosen 2004, 18).

49 Shields 2011, 641.

50 »Bryan, who built his political career on denouncing the excesses of capitalism and militarism, dismissed Darwinism in 1904 as »the merciless law by which the strong crowd out and kill off the weak« (Larson 1997, 27).

51 Hochgeschwender 2016, 221. Fundamentalist Riley war später ein Befürworter des Nazi-Regimes.

Armen und Unterdrückten. Anders als Bryan begründeten schwarze Prediger selten die Ablehnung des Modernismus mit dem modernistischen Einsatz der Evolutionstheorie für rassistische Zwecke. Dennoch lehnten schwarze Antievolutionisten vehement die Vorstellung ab, dass Schwarze eine Zwischenstufe zwischen Affen und (weißen) Menschen darstellten. Weder finden schwarze Protestanten bei Hofstadter Erwähnung, noch werden in der weiteren Rezeption schwarze Gemeinden, die zum Großteil Glaubensvorstellungen weißer Fundamentalisten teilen, selbst Fundamentalisten genannt.⁵²

5. Fundamentalismus und Konservatismus im Hofstadterschen Erbe

Hofstadters Darstellung trug dazu bei, dass insbesondere der Begriff Fundamentalismus von seiner religiösen Tradition gelöst wurde und heute überwiegend als Fremdbezeichnung und pejorativer Begriff eingesetzt wird. Darüber hinaus führte die Annahme eines liberalen amerikanischen Konsenses und die lange Vernachlässigung der konservativen Tradition in der U.S.-amerikanischen Geschichte dazu, dass nicht nur Hofstadters grobe Zweiteilung der Gesellschaft, sondern auch sein Bias gegen augenscheinlich Fortschritt ablehnende Antimodernisten tradiert wurde.⁵³ Michael Hochgeschwender argumentierte, dass sich ein Säkularisierungsparadigma durchsetzen konnte, das der Religion im amerikanischen Leben die Relevanz absprach, weil sich die New Social History der 1960er und 1970er nicht für Religion interessierte.⁵⁴ Nicht nur die religiösen Konservativen, sondern Konservatismus insgesamt wurde als überholt erklärt. Der Soziologe Alan Wolfe fasste die Erwartung von Wissenschaftlern wie Richard Rove und Seymour Martin Lipset in den 1960er Jahren zusammen, die postulierten, dass das, was sie als radikale Rechte beschrieben, nach den 1950ern keinen Platz mehr im amerikanischen Leben habe.⁵⁵ Mitte der 1990er Jahre beanstandete Alan Brinkley in einem Forumsbeitrag für die *American Historical Review*, dass die U.S.-amerikanische Geschichte des 20. Jahrhunderts einseitig als »triumph of the progressive-liberal state and of the modern, cosmopolitan sensibility« geschrieben und der Konservatismus vernachlässigt worden war.⁵⁶ Mehr noch, die Konsens-Schule habe einen »dismissive view of conservatism« verbreitet und Konservatismus als »eine Art Pathologie« und »halbrationale Verirrung vom fest

52 Moran 2021, 95–120.

53 Daniel Singal zeigte einerseits, dass das Konsens-Label nicht zu allen Zeiten seines Schaffens auf Hofstadter passte, aber dass Hofstadter, andererseits, insbesondere nach der Präsidentschaftskampagne 1964 des politisch rechts-außen zu verortenden Senator Barry Goldwater einen amerikanischen liberalen Konsens zu verteidigen suchte (Singal 1984, 976–1004, insbesondere 976 und 994). Das Label »Konsens-Schule« wurde von John Higham in einem Aufsatz von 1959 geprägt (Higham 1959, 94–95). Zu den prominenten Vertretern der Konsens-Schule werden u.a. Louis Hartz und Daniel J. Boorstin gezählt.

54 Hochgeschwender 2016, 223–225.

55 Wolfe 1981, 3–4.

56 Brinkley 1994, 409.

etablierten Mainstream« erklärt.⁵⁷ Die neue Öffentlichkeit, die Konservative in Form der Wahl von Ronald Reagan im Jahr 1980 zum U.S.Präsidenten und insbesondere durch das politische Aufbegehren konservativer Christen ab den späten 1970er Jahren generierten, überraschte, in den Worten von Brinkley, »almost all liberals (and almost all historians)«. ⁵⁸

Solche Beobachtungen zwangen Sozial- und GeisteswissenschaftlerInnen zu einer Neu-einschätzung von Konservatismus in Religion, Politik und Gesellschaft. Obwohl Kim Phillips-Fein im Jahr 2011 in einer Besprechung neuer wissenschaftlicher Arbeiten zum Konservatismus eine Umkehr der Gegebenheiten und eine Fülle von Werken zur Geschichte der Konservativen feststellte,⁵⁹ wurde der liberale Bias und die grobschlächtige Unterteilung in fortschrittliche Liberale und antimoderne Traditionalisten in manchen Werken weiter tradiert und findet sich bis heute in so mancher journalistischer Berichterstattung.

Der deutsche Religionswissenschaftler Andreas Grünschloß wies in einem (später publizierten) Referat darauf hin, dass unter dem Begriff Fundamentalismus heute »meist sehr unterschiedliche Phänomenbereiche, die unter diesem Stichwort anvisiert oder gar stigmatisiert werden« gemeint sein können und dass der Begriff »ebensoviel über den Autor/die Autorin aus[sagt] wie die damit angesprochenen Personen oder Gruppen«. In der Tat stehe der Begriff zumeist in einem »apologetisch-polemischen Verwendungszusammenhang« und »Fundamentalismus wird zum pauschalen Stigma einer aufklärungs-, vernunft- und fortschrittsfeindlichen Haltung«. ⁶⁰ Mit dazu beigetragen, dass der Begriff Fundamentalismus weiter von seinen christlichen Wurzeln gelöst und auf eine Reihe heterogener Phänomene übertragbar wurde, haben Akademiker aus dem liberalen protestantischen Lager, die den Begriff für politisch wie religiös konservativ und zum Teil gewaltbereite Gruppen einführten. Ein Beispiel hierfür ist Martin E. Marty, ein anerkannter Religionshistoriker und ehemaliger Chefredakteur der liberal-protestantischen Vorzeigezeitschrift *The Christian Century*, der den Begriff Fundamentalismus in Menckscher-Hofstadterscher Manier während der Revolution im Iran auf den Islam übertrug; ein Artikel für die *Saturday Review* trug den Titel *Fundamentalism Reborn: Faith and Fanaticism*. ⁶¹ Später leitete Marty zusammen mit R. Scott Appleby und unter Beteiligung vieler KollegInnen das »Fundamentalismus-Projekt«, ein Forschungsvorhaben, das antimoderne religiöse Bewegungen weltweit unter diesem Label untersuchte und die Ergebnisse in einer Serie von sechs Sammelbänden veröffentlichte. ⁶² Während das Label aus dem öffentlichen Diskurs kaum noch wegzudenken ist, ist es doch fraglich, was wissenschaftlich mit diesem Begriff noch erhellend zu beschreiben ist. Dramatischer als die heuristische Unschärfe ist die Warnung des Religionswissenschaftlers

57 Ebd., 411–412, meine Übersetzung.

58 Ebd. 423.

59 Phillips-Fein 2011.

60 Grünschloß 1999, hervorgehoben im Original.

61 Marty 1980.

62 Vgl. Marty/Appleby 1994, 1996, 1997, 2003, 2004a, 2004b.

Peter Antes, dass die westliche Kategorisierung von Bewegungen anderswo in der Welt erst die Grundlage für eine Selbstwahrnehmung als Fundamentalisten und eine internationale Vernetzung dieser so identifizierten Gruppierungen geschaffen hat.⁶³

Im U.S.-amerikanischen Kontext wurde die Rezeption der Fundamentalismus-Modernismus-Kontroverse, wonach die Fundamentalisten in der öffentlichen Wahrnehmung den Prozess oder zumindest die Sympathie der Öffentlichkeit verloren hätten, Teil der Selbstwahrnehmung evangelikaler Autoren.⁶⁴ Demzufolge konzentrierten sich Fundamentalisten seit Mitte der 1920er Jahre auf den Aufbau eigener Institutionen, strengten einen Imagewandel an, der mit der Umbenennung in Evangelikale einherging, und tauchten erst Ende der 1970er Jahre als politische Kraft wieder in der Medienöffentlichkeit auf.⁶⁵ Diese Geschichtsschreibung wurde insbesondere von den bekannten evangelikalen Historikern Nathan Hatch, George Marsden und Mark Noll verfolgt.⁶⁶ Kompliziert wird dieses Bild durch die Tatsache, dass der populäre Evangelist Billy Graham seit Mitte der 1950er Jahre große Zeltmissionen veranstaltete und als geistlicher Berater allen Präsidenten von Dwight D. Eisenhower bis Barack Obama zur Seite und damit im Mittelpunkt der politischen Macht und Medienberichterstattung stand. Auch die scharfe Trennung der neuen Evangelikalen vom Fundamentalismus wurde in jüngeren Arbeiten relativiert.⁶⁷ Nichtsdestotrotz spielte das Narrativ der Abgrenzung zum Fundamentalismus in der Selbstverortung eine Rolle und die Idee ihres (konservativen) politischen Erwachens half bei der politischen Rekrutierung. Zudem nutzte Noll die Hofstadtersche Vorlage vom Antiintellektualismus exhortativ im inner-evangelikalen Diskurs. In seinem Buch *The Scandal of the Evangelical Mind* (1994) korrigierte er zwar Hofstadters Darstellung der christlichen Geschichte, beklagte aber die vermeintliche antiintellektuelle Einstellung seiner Glaubensgemeinschaft.⁶⁸ So hatte die Fundamentalismus-Modernismus-Kontroverse, ihre Rezeption und Hofstadters Antiintellektualismusvorwurf Konsequenzen, die die weitere Geschichte der Evangelikalen mitprägten.

Der Modernismus-Bias strukturierte die Berichterstattung zu evangelikaler Religiosität und politischem Engagement. Für die liberale Medienöffentlichkeit erschien das konservative Christentum als ein Kuriosum und Relikt der Vergangenheit. Als sich der Präsidentschaftskandidat Jimmy Carter 1976 als wiedergeborener Christ bezeichnete und wie selbstverständlich biblische Sprache und Begriffe benutzte, sahen sich Journalisten amüsiert

63 Antes 2000.

64 Einen de facto liberalen Bias erfuhren evangelikale Gemeinden beispielsweise bei der Vergabe von Radiolizenzen. Radiosender räumten Mainline Protestanten kostenlose Sendezeit für religiöse Inhalte ein, während evangelikale Protestanten leer ausgingen. Dies führte in der Tat zum Aufbau eigener Institutionen wie Radiosender und später Fernsehsender (vgl. u.a. Bassimir/Kohle 2017). Gleichzeitig befeuerten solche Ungerechtigkeiten die evangelikale Selbstwahrnehmung als Opfer, die in einer feindlichen Gesellschaft leben (vgl. u.a. Bassimir 2018).

65 Siehe u.a. Balmer/Winner 2002, 19–21.

66 Zur frühen evangelikalen Historiographie und der Wende nach Marsden vgl. Dochuk/Kidd/Peterson 2014; Burch 1996; Finn 2015; Sweeney 1991; Sweet 1988.

67 Siehe u.a. Sutton 2014.

68 Noll 1994, vgl. Lacy 2018, 261.

gezwungen, genauer nachzufragen. Pikanterweise gelang es gerade dem *Playboy* ein Interview mit Carter u.a. über seine Glaubensvorstellungen zu führen.⁶⁹ Während konservative Religiosität liberale Journalisten noch verblüffte, fand das Gallup Institut in einer Umfrage heraus, in der diese Frage erstmals gestellt wurde, dass sich etwa ein Drittel der Bevölkerung als wiedergeborene Christen verstand. Das Jahr 1976 ging somit als »Year of the Evangelical« in die Geschichte ein.⁷⁰ Obwohl die Erkenntnis hätte sein können, dass ein breiter Teil der Bevölkerung, mit dem demokratischen Präsidenten an der Spitze, religiös konservativ war, wurde in der Folgezeit religiöser und politischer Konservatismus sowohl von Aktivisten als auch von Beobachtern eng zusammengedacht.⁷¹ Einerseits schmiedeten konservative Politikstrategen zusammen mit berühmten Predigern eine Allianz, die unter dem Namen Neue Christliche Rechte bekannt wurde. Andererseits waren Reportagen über die Gruppe teils hysterisch und zementierten zudem die Gleichsetzung von politischem und religiösem Konservatismus.

Diese Wahrnehmung begünstigte die von dem Soziologen James Davison Hunter in den 1990er Jahren entwickelte *culture wars*-These, der zufolge die U.S.-amerikanische Gesellschaft in zwei Lager, die er orthodox und progressiv nannte, gespalten war.⁷² Die Fundamentalismus-Modernismus-Kontroverse bedingte eine Zweiteilung des U.S.-amerikanischen Protestantismus in diese zwei Richtungen, die seit den 1950er Jahren als Evangelikale und Mainline Protestanten bezeichnet werden.⁷³ Für Hunter jedoch fielen religiöse und politische Weltsicht zusammen; und er sah einen Graben, der die Gesellschaft, Institutionen und Denominationen entzweite. Diese Lager wurden mehr und mehr mit den Evangelikalen auf der einen Seite und den Mainline Protestanten auf der anderen Seite in Verbindung gebracht und politisch mit den Republikanern bzw. den Demokraten gepaart. Die Idee, dass Menschen »Wahlblöcke« bilden, und die Art und Weise, wie Meinungsforscher religiöse Gruppen definieren, zementierten diese Trennung weiter.⁷⁴ Inwieweit diese Unterscheidung der zeitgenössischen Selbstwahrnehmung entsprach oder erst durch die These begünstigt wurde, ist in der Literatur viel diskutiert worden.⁷⁵ Im Hinblick auf demoskopische Erhebungen lässt sich aber feststellen, dass sich Anfang der 2000er Jahre eine neue Art der Kategorisierung durchsetzte. Die Theorie der »religiösen Umstrukturierung«, die auf den Arbeiten der Soziologen Robert Wuthnow und James Davison Hunter aufbaut, konzentrierte sich auf

69 Scheer 1976.

70 Vgl. Woodward/Barnes/Liste 1976.

71 Was jeweils unter Konservatismus verstanden wird, ist kontingent. Für die Zeit nach dem 2. Weltkrieg gilt George Nashs Definition von politischem Konservatismus als Kombination von Traditionalismus, Libertarismus und Antikommunismus als weitgehend zutreffend (Nash 1976). Vgl. Burns 2004.

72 Hunter 1992.

73 Zur Entwicklung des Begriffs Mainline vgl. Coffman 2012, Coffman 2013.

74 Die These eines evangelikalen Wählerblocks ist lange widerlegt, hält sich aber beständig, vgl. Dowland 2015.

75 Beispielhaft: Williams 1997; Wolfe 2003; Hunter/Wolfe 2006.

die »Polarisierung«, die auf »theologischen, sozialen und kulturellen Konflikten« beruht.⁷⁶ Während für Kategorisierungen in Umfragen religiöse Selbstverortung, denominationale Zugehörigkeit und zum Teil Glaubenssätze und Glaubenspraxis weiterhin wichtige Faktoren sind, gibt es mehr oder weniger komplex codierte Studien.⁷⁷ Wie die eingangs zitierte Umfrage aus dem Wahljahr 2016 zeigt, wird in schnellen Verfahren oft auf die Faktoren race (weiß) und religiöse Selbstverortung (evangelikal) zurückgegriffen, um Aussagen zu treffen.⁷⁸ Greg Smith vom Pew Institut erklärte NPR gegenüber weiterhin, dass es ein Anliegen von Pew bei religiöser Kategorisierung sei, politisch unterschiedliche Gruppierungen nicht zu vermischen.⁷⁹ So kommen aber schnell Aussagen zustande, wonach politisch konservative, weiße Evangelikale – nicht überraschend – für republikanische Kandidaten abgestimmt haben. Wie aussagekräftig solche Beobachtungen sind, ist fraglich.

6. Schluss

Der Historiker Tim Lacy befand in einer Neubeurteilung von Hofstadter den Vorwurf des Antiintellektualismus in einer Demokratie als Zeichen für fehlgeschlagene Verständigung.⁸⁰ In der U.S.-amerikanischen Gesellschaft scheint das Unverständnis für die jeweils andere Seite groß, was sich insbesondere an der Beurteilung der Figur Donald Trump zeigte. Liberale warfen Konservativen Doppelstandards, Opportunismus und teilweise Handeln gegen eigene ökonomische Interessen vor. Konservative wiederum sahen sich als Opfer einer liberalen Lügenpresse. Beide Positionen sind vor dem Hintergrund des Menckschen Paradigmas und des Hofstadterschen Antiintellektualismus-Vorwurfs nicht verwunderlich. Nicht nur der Begriff Fundamentalismus wird seit Mencken pejorativ als Fremdbezeichnung benutzt. Ein beschönigter Modernismus ist die Beobachterposition, von der aus WissenschaftlerInnen, JournalistInnen und DemoskopInnen die Welt in Gut und Böse, fortschrittlich und rückwärtsgewandt, orthodox und progressiv aufteilen und in deren Tradition auch die Unterteilung Mainline und Evangelikal fällt. Problematische Kategorisierungen bestärken, wie Jon A. Shields betont hat, althergebrachte Stereotype⁸¹ und behindern so nicht nur eine differenzierte Betrachtung der Gesellschaft, sondern auch die innergesellschaftliche Kommunikation.

⁷⁶ Green/Guth 1993, meine Übersetzung.

⁷⁷ Vgl. u.a. Alwin/Felson/Walker 2006.

⁷⁸ Martínez/Smith 2016.

⁷⁹ Kurtzleben 2015.

⁸⁰ »Charges of anti-intellectualism most often signal, in a democracy, failures of discourse« (Lacy 2018, 265).

⁸¹ »The Progressive and postwar emphasis on the significance of religious orthodoxy helped lay an intellectual foundation for troubled analytical categories that reinforce the old stereotypes« (Shields 2011, 653).

Bibliographie

- About the Religious Landscape Study, in: Pew, o. D., <https://www.pewforum.org/about-the-religious-landscape-study> (letzter Zugriff: 28.02.2024).
- Alwin/Felson/Walker 2006 = D. F. Alwin/J. L. Felson/E. T. Walker u.a., Measuring Religious Identities in Surveys, in: *Public Opinion Quarterly* 70, 2006, 530–564.
- Antes 2000 = P. Antes, Fundamentalism. A Western Term with Consequences, in: *Method and Theory in the Study of Religion* 12, 2000, 260–266.
- Appendix B. Classification of Protestant Denominations, in: Pew, o. D., <https://www.pewforum.org/2015/05/12/appendix-b-classification-of-protestant-denominations> (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Balmer/Winner 2002 = R. Balmer/L. F. Winner, Protestantism in America, New York 2002.
- Bassimir 2018 = A.-M. Bassimir, Definition – Macht – Evangelikal. Standortbestimmung zum gegenwärtigen US-amerikanischen Evangelikalismus, in: *Amerikastudien/American Studies* 63, 2018, 389–422.
- Bassimir/Kohle 2017 = A.-M. Bassimir/K. Kohle, Evangelikale und Massenmedien. Strukturen in den USA, in: F. Elwert/M. Radermacher/J. Schlamelcher (Hgg.), *Handbuch Evangelikalismus*, Bielefeld 2017, 409–423.
- Black 2019 = A. Black, Defining Evangelicals and the ›81 percent‹, in: 2019 CACE Faculty Article Series <https://www.wheaton.edu/academics/academic-centers/center-for-applied-christian-ethics/ejournal/2019-cace-faculty-article-series/amy-black/> (letzter Zugriff: 28.02.2024).
- Brinkley 1994 = A. Brinkley, The Problem of American Conservatism, in: *The American Historical Review* 99, 1994, 409–429.
- Boorstin 1963 = D. J. Boorstin, The Split-Level Tower, in: *Saturday Review*, 01.06.1963, 19.
- Burch 1996 = M. B. Burch, The Evangelical Historians. The Historiography of George Marsden, Nathan Hatch, and Mark Noll, Lanham, MD 1996.
- Burge/Lewis 2018 = R. P. Burge/A. R. Lewis, Measuring Evangelicals. Practical Considerations for Social Scientists, in: *Politics and Religion* 11, 2018, 745–759.
- Burns 2004 = J. Burns, In Retrospect. George Nash's *The Conservative Intellectual Movement in America Since 1945*, in: *Reviews in American History* 32, 2004, 447–462.
- Coffman 2012 = E. Coffman, The Measure of a Magazine. Assessing the Influence of the Christian Century, in: *Religion and American Culture. A Journal of Interpretation* 22, 2012, 53–82.
- Coffman 2013 = E. Coffman, *The Christian Century and the Rise of the Christian Mainline*, New York 2013.
- Cox 2016 = D. Cox, White Christians Side with Trump, 09.11.2016, in: PPRI, 09.11.2016, <https://www.ppri.org/spotlight/religion-vote-presidential-election-2004-2016/> (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Dochuk/Kidd/Peterson 2014 = D. Dochuk/T. S. Kidd/K. W. Peterson (Hgg.), *American Evangelicalism. George Marsden and the State of American Religious History*, Ann Arbor 2014.
- Dorrien 2002 = G. Dorrien, Modernism in Theology. Interpreting American Liberal Theology, 1805–1950, in: *American Journal of Theology and Philosophy* 23, 2002, 200–220.
- Dorrien 2003 = G. Dorrien, *The Making of American Liberal Theology. Idealism, Realism, and Modernity, 1900–1950*, Louisville, KY 2003.
- Dowland 2015 = S. Dowland, *Family Values and the Rise of the Christian Right*, Philadelphia 2015.
- Exit Polls, in: CNN, 23.11.2016, <https://edition.cnn.com/election/2016/results/exit-polls> (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Farris Rosen 2010 = A. Farris Rosen, A Brief History of Religion and the U.S. Census, in: Pew Research Center, 26.01.2010, <https://www.pewforum.org/2010/01/26/a-brief-history-of-religion-and-the-u-s-census/> (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Finn 2015 = N. A. Finn, Evangelical History after George Marsden. A Review Essay, in: *themelios. An International Journal for Students of Theological and Religious Studies* 40, 2015, 63–77.
- FOX 17 News 2016 = FOX 17 News, Trump Won White Evangelical Vote by 81 %, in: Fox News, 16.11.2016, <https://www.fox17online.com/2016/11/16/fox-news-trump-won-81-percent-of-white-evangelical-vote> (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Frum o. D. = D. Frum, Anti-intellektualismus in American Life, in: FrumForum, o. D., <https://davidfrum.com/article/anti-intellektualismus-in-american-life> (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Fundamentals, The; or, Testimony to the Truth, in: R. Balmer (Hg.), *Encyclopedia of Evangelism*, Baylor 2002, 279.
- Gatewood 1969 = W. B. Gatewood, Jr., *Controversy in the Twenties. Fundamentalism, Modernism, and Evolution*, Nashville 1969.
- Green/Guth 1993 = J. C. Green/J. L. Guth, From Lambs to Sheep. Denominational Change and Political Behavior, in: D. C. Legee/L. A. Kellstedt (Hgg.), *Rediscovering the Religious Factor in American Politics*, Armonk, NY 1993, 100–120.
- Grünschloß 1999 = A. Grünschloß, Was heißt ›Fundamentalismus‹? Zur Eingrenzung des Phänomens aus

- religionswissenschaftlicher Sicht, Einleitungsreferat zum Symposium »Fundamentalismus in der dritten Welt«, 29.-30. Januar 1999, Mainz, <http://www.wuser.gwdg.de/~agruens/fund/fund.html> (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Hart 1988 = D. G. Hart, Mencken and Fundamentalism. Another Perspective, in: *Menckenia* 107, 1988, 1-8.
- Higham 1959 = J. Higham, The Cult of the »American Consensus«. Homogenizing our History, in: *Commentary* 27, 1959, 94-95.
- Hochgeschwender 2016 = M. Hochgeschwender, The Scopes Trial in Context of Competing Modernity Discourses, in: T. Welskopp/A. Lessoff (Hgg.), *Fractured Modernity: America Confronts Modern Times, 1890s to 1940s*. Berlin 2016, 213-233.
- Hofstadter 1963 = R. Hofstadter, *Antiintellectualism in American Life*, New York 1963.
- Hunter 1992 = J. D. Hunter, *Culture Wars. The Struggle to Control the Family, Art, Education, Law, and Politics in America*, New York 1992.
- Hunter/Wolfe 2006 = J. D. Hunter/A. Wolfe, *Is There a Culture War? A Dialogue on Values and American Public Life*, Washington, D.C. 2006.
- Hutchinson 1976 = W. Hutchinson, *The Modernist Impulse in American History*, Cambridge, MA 1976.
- Jones 2016 = R. P. Jones, Donald Trump and the Transformation of White Evangelicals, in: *Time*, 19.11.2016, <https://time.com/4577752/donald-trump-transformation-white-evangelicals/> (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Kazin 2007 = M. Kazin, *A Godly Hero. The Life of William Jennings Bryan*, New York 2007.
- Kurtzleben 2015 = D. Kurtzleben, Are You an Evangelical? Are you Sure? in: NPR, 19.12.2015, <https://www.npr.org/2015/12/19/458058251/are-you-an-evangelical-are-you-sure> (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Lacy 2018 = T. Lacy, Against and Beyond Hofstadter. Revising the Study of Anti-intellectualism, in: R. Haberski/A. Hartman (Hgg.), *American Labyrinth: Intellectual History for Complicated Times*. Ithaca 2018, 253-270.
- Larson 1997 = E. J. Larson, *Summer for the Gods. The Scopes Trial and America's Continuing Debate over Science and Religion*, New York 1997.
- Lofton 2006 = K. Lofton, The Methodology of the Modernist. Process in American Protestantism, in: *Church History* 75, 2006, 374-402.
- Longfield 2000 = B. J. Longfield, For Church and Country: The Fundamentalist-Modernist Conflict in the Presbyterian Church, in: *Journal of Presbyterian History* 78, 2000, 35-50.
- Lynn 1963 = K. S. Lynn, *Elitism on the Left*, in: *The Reporter*, 04.07.1963, 37-40.
- Martínez/Smith 2016 = J. Martínez/G. A. Smith, How the Faithful Voted. A Preliminary 2016 Analysis, in: Pew Research Center, 09.11.2016, <https://www.pewresearch.org/fact-tank/2016/11/09/how-the-faithful-voted-a-preliminary-2016-analysis/> (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Marty 1980 = M. E. Marty, Fundamentalism Reborn. Faith and Fanaticism, in: *Saturday Review*, 1980, 37-42.
- Marty/Appleby 1994, 1996, 1997, 2003, 2004a, 2004b = M. E. Marty/S. Appleby (Hgg.), *The Fundamentalism Project*, Chicago 1994, 1996, 1997, 2003, 2004a, 2004b.
- Mathews 1924 = S. Mathews, *The Faith of Modernism*, New York 1924.
- Mencken 1925a = H. L. Mencken, Homo Neanderthalensis, in: *Baltimore Evening Sun*, 29.06.1925, <https://www.ratbags.com/rsoloes/comment/menckenneander.htm> (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Mencken 1925b = H. L. Mencken, Mencken Likens Trial to a Religious Orgy, with Defendant a Beelzebub, in: *Baltimore Evening Sun*, 11.07.1925, <https://web.archive.org/web/20160611150112/http://www.positiveatheism.org/hist/menck02.htm#SCOPES4> (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Moran 2021 = J. P. Moran, *The Scopes Trial. A Brief History with Documents*, New York 2021.
- Nash 1976 = G. Nash, *The Conservative Intellectual Movement in America Since 1945*, New York 1976.
- Noll 1994 = M. Noll, *The Scandal of the Evangelical Mind*, Grand Rapids 1994.
- Regal 2002 = B. Regal, *Henry Fairfield Osborn. Race, and the Search for the Origins of Man*, Aldershot 2002.
- Riley 1927 = W. B. Riley, The Faith of the Fundamentalists, in: *Current History* 26, 1927, 434-436.
- Rosen 2004 = C. Rosen, *Preaching Eugenics. Religious Leaders and the American Eugenics Movement*, Oxford 2004.
- Russell 1976 = C. A. Russell, *Voices of American Fundamentalism. Seven Biographical Studies*, Philadelphia 1976.
- Phillips-Fein 2011 = K. Phillips-Fein, Conservatism. A State of the Field, in: *The Journal of American History* 98, 2011, 723-743.
- Pulliam Baily 2016 = S. Pulliam Baily, White Evangelicals Voted Overwhelmingly for Donald Trump, Exit Polls Show, in: *Washington Post*, 09.11.2016, <https://www.washingtonpost.com/news/acts-of->

- [faith/wp/2016/11/09/exit-polls-show-white-evangelicals-voted-overwhelmingly-for-donald-trump/](#) (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Religious Landscape Study, in: Pew, o. D., <https://www.pewforum.org/religious-landscape-study/> (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Rogers 2019 = M. E. Rodgers, Mencken and Religion, in: *Menckiana* 224, 2019, 32–40.
- Scheer 1976 = R. Scheer, The Playboy Interview with Jimmy Carter, in: *Playboy*, 01.11.1976, <https://www.playboy.com/read/playboy-interview-jimmy-carter> (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Shields 2011 = J. A. Shields, Framing the Christian Right. How Progressives and Post-War Liberals Constructed the Religious Right, in: *Journal of Church and State* 53, 2011, 635–655.
- Singal 1984 = D. J. Singal, Beyond Consensus: Richard Hofstadter and American Historiography, in: *The American Historical Review* 89, 1984, 976–1004.
- Sutton 2014 = M. A. Sutton, *American Apocalypse. A History of Modern Evangelicalism*, Cambridge, MA, 2014.
- Sweeney 1991 = D. A. Sweeney, The Essential Evangelicalism Dialectic. The Historiography of the Early Neo-Evangelical Movement and the Observer-Participant Dilemma, in: *Church History* 60, 1991, 70–84.
- Sweet 1988 = L. I. Sweet, Wise as Serpents, Innocent as Doves. The New Evangelical Historiography, in: *Journal of the American Academy of Religion* 56, 1988, 397–416.
- The 1964 Pulitzer Prize Winner in General Nonfiction, in: Pulitzer, o. D., <https://www.pulitzer.org/winners/richard-hofstadter-0> (letzter Zugriff: 30.03.2022).
- Thompson 1982 = J. J. Thompson, Jr., *Tried as by Fire. Southern Baptists and the Religious Controversies of the 1920s*, Macon 1982.
- Tornquist 2014 = L. C. Tornquist, 'This Mighty Struggle for Life'. Modernist Protestant Ministers, Biopolitical Violence, and Negative Eugenics in the 1920s United States, in: *Journal of Religion and Violence* 2, 2014, 308–332.
- Williams 1997 = R. H. Williams (Hg.), *Cultural Wars in American Politics. Critical Reviews of a Popular Myth*, New York 1997.
- Wolfe 1981 = A. Wolfe, Sociology, Liberalism, and the Radical Right, in: *New Left Review* 128, 1981, 3–27.
- Wolfe 2003 = A. Wolfe, *The Transformation of Religion. How We Actually Live Our Faith*, Chicago 2003.
- Woodward 1976 = K. L. Woodward/J. Barnes/L. Lisle, Born Again, in: *Newsweek*, 25.10.1976, 67–78.

Autorin

Anja-Maria Bassimir

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Obama Institute for Transnational American Studies an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Nach dem Studium der Geschichte und Religionswissenschaft in den USA und Tübingen wurde sie in Münster promoviert. Seit 2013 arbeitet sie in Mainz, zunächst in der DFG Forschergruppe UnDoing Differences an einem Projekt zur religiösen Zeitschriftenforschung und seit 2021 im SFB Humandifferenzierung in einem Projekt zu Ernährungspolitik und Sozialstaatlichkeit. Ihr Buch, *Evangelical News: Politics, Gender, and Bioethics in Conservative Christian Magazines of the 1970s and 1980s*, erschien 2022 bei Alabama University Press.

bassimir@uni-mainz.de

 **Open Access** // Der Beitrag ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Beitrags von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

Torben Lütjen

Vom »Common Sense« zu den »Alternative Facts«

Varianten des Antiintellektualismus im U.S.-amerikanischen Konservatismus nach 1945

1. Einleitung

Antiintellektualismus und der amerikanische Konservatismus seit 1945 – das kann als so etablierte Verbindung angesehen werden, dass die Frage legitim erscheint, ob aus dem alten Hut wohl überhaupt noch etwas Neues heraus zu zaubern ist. Unbestritten bleibt, dass Amerikas Konservative – was heute bedeutet: die Republikanische Partei – seit Langem einen aggressiven Antiintellektualismus adaptiert haben, der in seinem Feldzug gegen eine vermeintlich abgehobene »liberale Elite« eine beträchtliche Schlagkraft entwickelt hat und ohne die der entfesselte Populismus der Gegenwart kaum erklärbar oder verständlich wäre.

Auf den ersten Blick handelt es sich um einen Prozess linearer Steigerung: von der hemdsärmeligen, aber noch vergleichsweise harmlosen »folksyness« von Politikern wie Ronald Reagan und George W. Bush, über den Antiintellektualismus 2.0 Sarah Palins, bis hin zu Donald Trump, der die Verachtung von Wissenschaftlern, Experten und Intellektuellen auf neue Höhen führte. Diese Deutung ist keineswegs falsch; doch wer genau hinschaut, der wird neben so viel Kontinuität überdies Veränderungen erkennen. Der Antiintellektualismus des U.S.-Konservatismus hat im Laufe der letzten Jahrzehnte Metamorphosen durchgemacht, oder besser ausgedrückt: Er hat neben seiner Hauptströmung, die immer noch dominant ist, eine Reihe neuer Spielarten der Wissenschafts- und Intellektuellenfeindlichkeit entwickelt.

Ich möchte daher im Folgenden drei Typen des Antiintellektualismus innerhalb des U.S.-Konservatismus skizzieren. Sie alle begegnen der gleichen Herausforderung: dem modernen Rationalismus und seinem Anspruch, auch politische Entscheidungen zumindest zu großen Teilen auf Basis wissenschaftlicher Grundlagen treffen und damit die Welt des Politischen rationalisieren und entzaubern zu können. Aber sie begegnen dieser Herausforderung auf ganz unterschiedliche Weise.

Da ist, erstens, eine romantische und antirationalistische Geisteshaltung, bei der es im Kern um die Verteidigung von Intuition, Erfahrung, Bauchgefühl und Pragmatismus gegen abstraktes Theoretisieren geht. Man könnte das den Common-Sense-Antiintellektualismus nennen; es handelt sich dabei nicht nur um die älteste Spielart des Antiintellektualismus – man kann sie bereits bei konservativen Denkern wie Edmund Burke finden –, sondern um die auch weiterhin am häufigsten auftretende Variante. Zweitens lässt sich in der Konsequenz da von Antiintellektualismus sprechen, wo abstraktes Wissen nicht per se abgelehnt, aber stets als relativ herabgestuft und behauptet wird, *die* eine Wahrheit gebe es überhaupt nicht. Das wollen wir den postmodernen Antiintellektualismus nennen. Schließlich der dritte Fall, der sich indes so weit von seiner Ursprungsvariante entfernt hat, dass die Frage berechtigt erscheint, ob er noch zur gleichen Familie von Denkstilen gehört: Antiintellektualismus als alternative Wissenschaft oder als Simulation von Wissenschaft.

Zwar treten alle drei Varianten zu allen Zeiten auf, und einmal für sie sensibilisiert, kann man sie in Ansätzen bereits bei Hofstadter hineinlesen. Allerdings werden sie zu unterschiedlichen Zeiten virulent: die erste Variante seit den 1960er Jahren; die zweite seit den 2000er Jahren; die dritte seit den 2010er Jahren, als es mit dem Aufstieg des Internets und der dadurch einhergehenden Demokratisierung des Wissens möglich wurde, jederzeit und zu jedem Thema Gegenexperten und Gegenexpertisen zu mobilisieren.

2. Antiintellektualismus als Anschauung vom Common Sense

Wie tief der Antiintellektualismus im amerikanischen Denken und im politischen Diskurs des Landes verankert ist, das wurde in diesem Band bereits erwähnt. Entscheidend für unsere Argumentation ist allerdings, dass erst in den 1960er Jahren – nicht zufällig das Jahrzehnt, in dem die Hyperpolarisierung der gegenwärtigen amerikanischen Politik ihre Wurzeln hat – der Antiintellektualismus endgültig nicht länger von allen politischen Akteuren gleichermaßen genutzt wird. Stattdessen findet er jetzt eine feste politische Heimat und wird von Amerikas Konservativen quasi für die eigenen Zwecke vereinnahmt. Es sind konservative Intellektuelle und Politiker der Republikanischen Partei, die ihn als wichtigen Baustein innerhalb einer populistischen Erzählung nutzen, die sie in diesem Jahrzehnt liberaler Dominanz aus der Bedeutungslosigkeit herausholen soll. Davon wird noch die Rede sein.¹

Dieser Antiintellektualismus ist zunächst eine Reaktion auf die tatsächlichen Veränderungen auf der Gegenseite. Denn eben jener Liberalismus scheint Anfang/Mitte der 1960er Jahre nicht nur in hohem Maße dominant und mehrheitsfähig. Er wähnt sich auch ganz eindeutig mit den Kräften des Fortschritts im Bunde. Vielleicht niemals zuvor hatten Intellektuelle einen so sichtbaren Zugang zur Macht gewonnen wie Anfang der 1960er Jahre in den Regierungen John F. Kennedys und seines Nachfolgers Lyndon B. Johnson. Kennedy

1 Vgl. zum Zusammenspiel von Antiintellektualismus und Populismus insgesamt Lütjen 2016.

selbst hatte dabei aktiv an die vor allem vom Soziologen Daniel Bell ausgelöste Debatte um ein vermeintliches »Ende der Ideologien« angeknüpft: Nach der Erschöpfung der alten Weltanschauungen und der ideologischen Alternativen, so Bell, war alles, was blieb, der Streit über technische Fragen innerhalb einer allgemein akzeptierten Ordnung aus liberaler Demokratie und reguliertem, wohlfahrtsstaatlichem Kapitalismus.² In seiner berühmten Rede an der Yale University von 1962 sprach Kennedy davon, dass die Probleme der Zukunft letztlich technischer und nicht mehr länger politischer Natur seien und es daher gelte, den wissenschaftlichen Sachverstand in all seinen Potenzialen endlich vollends zu nutzen: »The fact of the matter is that most of the problems that we now face are technical problems, are administrative problems. [They] deal with questions which are now beyond the comprehension of most men.«³

»The best and the brightest« wollte Kennedy rekrutieren und so gingen nicht nur zahlreiche Intellektuelle im Weißen Haus ein und aus. Auch begann in dieser Zeit der Ausbau von wissenschaftlichen Expertenstäben, am symbolträchtigsten mit der Etablierung des »Council of Economic Advisors« unter ihrem Vorsitzenden, dem Starökonomem Walter Heller. Es waren fraglos Zeiten großer Erwartungen, vor allem unter Kennedys Nachfolger Lyndon B. Johnson, der mit seinem Projekt der »Great Society« die Architektur von Staat und Gesellschaft grundlegend umbauen wollte. Die Politik sah sich in die Lage versetzt, durch vorausschauende Planung und mit wissenschaftlicher Expertise die großen Malaisen der amerikanischen Gesellschaft aus der Welt zu schaffen.⁴

Zumindest gemessen an den riesigen und auch völlig überspannten Erwartungen scheiterten die großen Ambitionen. Weder wurde der von Johnson ausgerufene »War on Poverty« gewonnen, noch sollte es in der Zukunft gelingen, mit Hilfe keynesianischer Finanzpolitik das Auf und Ab des Kapitalismus zu bändigen. Und noch an einer anderen, ganz sprichwörtlichen Front zeigten sich die Grenzen des technokratischen Politikmanagements: im Vietnamkrieg, wo es unter Führung des ehemaligen Ford-Managers und begeisterten Adepten wissenschaftlicher Politik, des Verteidigungsministers Robert McNamara, zu einer Kette von katastrophalen Fehleinschätzungen kam.

Es waren nicht alleine die Grenzen des technokratischen Politikmanagements, die in der Folge dem Antiintellektualismus Auftrieb gaben; dafür war er historisch zu tief verwurzelt. Aber es befeuerte den Backlash gegen »die« Experten und es sorgte für Spaltungen innerhalb des U.S.-Liberalismus selbst, dem einige seiner talentiertesten Köpfe von den Fahnen gingen. Das galt vor allem für eine bekannte Gruppe von Intellektuellen – die sogenannten Neokonservativen um Irving Kristol. Verbindendes Merkmal dieser Gruppierung war zunächst die gemeinsame Vergangenheit: Fast alle von ihnen waren Renegaten aus dem Lager der politischen Linken, darunter viele Trotzkiten. Auf ihrer Reise nach rechts hatten sie

2 Vgl. Bell 1960.

3 Zitiert nach Fischer 1990, 98.

4 Vgl. Lütjen 2010.

eine kurze ideologische Zwischenstation im amerikanischen Liberalismus gemacht – um dann schnell ihr Entsetzen über die, wie sie es empfanden, katastrophalen Konsequenzen der Reformpolitik der 1960er Jahre zu äußern. Diese verfehlte nicht nur ihre ambitionierten Ziele, sondern hatte die Probleme noch verschlimmert, denn der Staat, so meinten sie, war bei seiner Intervention weit über das Ziel hinausgeschossen und bedrohte mittlerweile das amerikanische Freiheitsversprechen. Schuld daran war ihrer Ansicht nach eine linksorientierte, selbsternannte Elite von Experten und Intellektuellen, die vorgaben, Gesellschaften am Reißbrett entwickeln zu können und für die alles nur eine Frage der richtigen Sozialtechnik war – und die darüber vergaßen, dass es Prinzipien waren, die Amerika als Nation gemacht hatten. So waren die USA, ihnen zufolge, schließlich auf dem Weg in den »nanny-state«.⁵

Auf diese Weise hatte die Kritik am Intellektuellen eine neue Dimension erhalten: Bis in die 1950er Jahre hinein zielte die Kritik auf den Intellektuellen als Ideologen, der subversives Gedankengut verbreitete – solche Auffassungen hatten etwa eine große Rolle gespielt beim Angriff der harten Antikommunisten Joseph McCarthy und Richard Nixon auf amerikanische Eliteuniversitäten. Jetzt aber zielten die Angriffe auf den Intellektuellen als kalten Technokraten, der unter Missachtung der amerikanischen Demokratie seine sozialen Experimente durchführte und mit kalter Verachtung auf den »average man« schaute. Zum Feindbild der Neokonservativen avancierten neben den »Washingtoner Bürokraten« die Professoren der Eliteuniversitäten an der amerikanischen Ostküste. Lieber würde er sich von den ersten 2.000 Namen im Bostoner Telefonbuch registrieren lassen als von den 2.000 Professoren der Harvard-Universität, höhnte einmal William F. Buckley, der Gründer des konservativen *National Review* und einer der Paten des modernen amerikanischen Konservativismus.⁶

Wie in vielen anderen Fällen ging hier ein artikulierter, ausformulierter Antiintellektualismus von Intellektuellen selbst aus – und zwar in der Regel von jenen, die als eine Art Gegeneliten bisher eher eine periphere Position eingenommen hatten und nicht Teil eines relativen Elitenkonsens gewesen waren. Aber wirkliche Massenwirkung entfaltete das Ganze erst, als führende konservative Politiker diese Erzählung aufnahmen. Die Chimäre der »liberalen Elite« war dabei ziemlich hilfreich, wenn es darum ging, die lange Zeit dominante New Deal-Koalition der Demokraten zu zerstören und ihnen einen großen Teil der weißen Arbeiterklasse abspenstig zu machen. Es war, wie die populistische Strategie insgesamt, der Versuch, die sozio-ökonomische Konfliktlinie mit einer kulturellen zu überschreiben. Denn besonders populär waren die Angriffe auf Sozialprogramme nicht, ebenso wenig wie der allgemeine libertäre Ruf der Republikaner nach »small government«. Was aber tatsächlich verfiel in der amerikanischen Arbeiterklasse, das war eben jenes Ressentiment gegenüber einer abgehobenen, urbanen Elite, die mit Verachtung auf »fly-over-America« schaute und in Wahrheit keine Ahnung davon hatte, was im Land wirklich vor sich ging.

5 Vgl. Steinfels 1979 sowie Nash 1979.

6 Vgl. Farber 2010, 47.

Auch *Race* spielte in diesem Prozess von Anfang an eine große Rolle. Denn der erste Politiker, der Antiintellektualismus zu seinem Kennzeichen machte, war der Gouverneur von Alabama, George Wallace. Wallace war zwar Demokrat, aber eben vor der großen Zeitenwende des »Southern realignment«, in dessen Folge der extrem konservative Süden erst beginnen sollte, republikanisch zu wählen. Er war daher vornehmlich ein überzeugter Anhänger der faktischen Rassentrennung in den Staaten des amerikanischen Südens. Neben allem anderen, womit er seinen Rassismus legitimierte, spielte Antiintellektualismus eine zentrale Rolle. Es war wohl zwischen blankem Zynismus und tatsächlicher Unwissenheit angesiedelt, wenn er und andere den »Southern Way of Life« verteidigten und meinten, dass Leute von außen kaum beurteilen könnten, was für das Land und seine Bewohner das Richtige sei. Wallace ätzte gegen »theoreticians« und »pseudo-intellectuals«, die glaubten, dass ein Plan aus ihrer Schublade überall im Land funktionieren müsse. Was wussten sie schon von den komplizierten Verhältnissen vor Ort? Wie konnten Menschen, die sich niemals bei der Arbeit die Hände schmutzig gemacht hatten, überhaupt anderen Leuten etwas vorschreiben wollen?

Vermutlich war der Mann aus Alabama, der dann bei der Präsidentschaftswahl 1968 beträchtliche Erfolge als Kandidat der unabhängigen »Independence Party« feierte, auch einer der ersten, der sich exzessiv als Repräsentant des »average man« vermarktete, bisweilen bis zur Selbstsatire. Wallace trug aus Prinzip gebrauchte Anzüge und bekundete stolz, auf jede seiner Mahlzeiten Ketchup zu schütten – alles, um sich als authentischer Vertreter von »Middle America« zu inszenieren.⁷ Das klingt gewiss banal, aber es war ein wichtiger Teil der Verächtlichmachung von allem, wogegen der Antiintellektualismus sich richtete: gegen die vermeintliche Arroganz und Abgehobenheit des urbanen Amerika, seiner vermeintlichen Lust an der Distinktion, seiner Unwissenheit über das, was die Durchschnittsamerikaner umtrieb.

Wallace und seine Pose wurden fortan von Generationen republikanischer Politiker kopiert. Richard Nixon war dazu habituell noch nicht in der Lage, aber er lieferte dafür die richtigen rhetorischen Versatzstücke. Da war der Slogan von der »silent majority« – jener vermeintlichen Mehrheit rechtschaffener, aber eigentlich ganz unpolitischer Amerikaner, die auf die Erschütterungen der 1960er Jahre mit Abwehr reagierten. Auch die damals einsetzende Hetze gegen die »liberalen Medien« führte Nixon in den Diskurs ein. So verlautbarte Nixons einflussreicher Redenschreiber Patrick Buchanan: »There is no element in American life more out of touch with the concerns and beliefs of the common man than the liberal press.«⁸

Seine republikanischen Nachfolger im Weißen Haus wie Ronald Reagan und George W. Bush mussten nur noch, in Anknüpfung an Wallace, ein Stück hemdsärmelige Volkstümlichkeit hinzufügen. Insbesondere Bush, der an der Basis lange Zeit extrem populär war, bis das Desaster im Irak und die Finanzkrise ihn delegitimierten, spielte mit dem Image des breitbeinigen Texaners, der im Zweifel lieber seinem Bauchgefühl als den Empfehlungen

7 Vgl. Lütjen 2016, 59–61 (Anm. 64).

8 Buchanan 1973, 22.

irgendwelcher Experten vertraute.⁹ Reagan und Bush waren damit äußerst erfolgreich, gelang es ihnen doch immer wieder, ihre Widersacher von den Demokraten als elitäre und versnobte Schnösel zu karikieren.

Die Obama-Jahre sahen dann nicht nur einen großen Backlash gegen den ersten Schwarzen im Weißen Haus – sondern gegen den vielleicht ersten Intellektuellen im Zentrum der Macht. Es lag insofern wohl in der Logik des Ganzen, dass sich auch der Antiintellektualismus in seiner Intensität steigerte. Vor allem wurde er in gewisser Weise authentischer. Bei Bush und anderen Konservativen, allesamt Absolventen von Ivy-League-Universitäten, war die Verachtung der Intellektuellen oft noch Pose gewesen. Der U.S.-Konservatismus hatte schließlich immer schon ein merkwürdiges Janusgesicht gehabt: Trotz der eifernden Intellektuellenfeindschaft waren die Republikaner paradoxer Weise oft als »Partei der Ideen« bezeichnet worden. In republikanisch dominierten Kabinetten spielten Intellektuelle seit Reagan oft eine prominente Rolle; und auch die zahlreichen konservativen Think Tanks hatten mit ihren Konzepten stets großen Einfluss auf die politische Agenda der Partei gehabt, was freilich nicht immer segensreich sein musste – denkt man nur an die Katastrophe des Irakkrieges, dessen Grundzüge dort am Reißbrett als »democracy promotion« und »state building« vorgedacht worden waren.

Die neuen Matadoren des U.S.-Konservatismus aber machten seit den Obama-Jahren ernst. Antiintellektualismus war für sie keine Diskursstrategie mehr, sondern tief verinnerlicht, wurde überhaupt ressentimentgeladener, aggressiver, geifernder. Niemand verkörperte das – einige Jahre vor Trump und in vielem ein Fanal für alles, was noch folgen sollte – besser als Sarah Palin, die Gouverneurin aus Alaska, die 2008 an der Seite von John McCain als Vizepräsidentin kandidierte und über Obama meinte: »We need a commander in chief, not a professor of law standing at the lectern.« Palins Antiintellektualismus war mehr als nur Strategie, war nicht nur eine kalkulierte Provokation, obwohl er das gewiss auch war. Palin musste sich gar nicht verstellen: »Sarah Barracuda« hatte, mit Verlaub, bei vielen Sachthemen oft keinen blassen Schimmer. Doch sie zelebrierte das förmlich, feierte sich so als authentische Vertreterin des amerikanischen »heartland«. Jedes Mal, wenn sie ihre Unwissenheit lustvoll zur Schau stellte und die »Mainstreammedien« sie dafür attackierten, lief alles nach dem Drehbuch der populistischen Erzählung: Dann waren es wieder die arroganten »Eliten«, die nicht ertragen konnten, dass endlich jemand aus der Mitte des Volkes, nämlich die »hockey mom« Sarah Palin aus Wasilla, Alaska, bis ganz nach oben strebte. Die Ehrerbietung für Palin – deren Schwächen manche ihrer Anhänger durchaus sahen – zeigte, wie groß mittlerweile der Hass auf alles war, was jenseits der eigenen Lebenswelt lag und nicht genau das bestätigte, was man doch ganz sicher zu wissen glaubte.

Interessant erscheint überdies, dass Antiintellektualismus eigentlich oft männlich konnotiert war. Palin aber verkörperte einen uramerikanischen Mythos, der nachgerade kongenial mit Antiintellektualismus korrespondierte: den Mythos der »Pionierfrau«, die an der äußers-

9 Vgl. Jacoby 2009.

ten Frontier – der westlichen Grenze, an der Wildnis und Zivilisation aufeinandertreffen – des Landes ihren Posten hielt und dabei tougher war als all die verweichlichten Männer. Wer brauchte schon zu wissen, dass Nordkorea und Südkorea zwei unterschiedliche Länder waren, wenn man, so die mediale Selbstinszenierung, in der Freizeit am liebsten mit dem eigenen Nachwuchs schwer bewaffnet durch den Schnee stapfte, Elche erlegte und sie gleich eigenhändig ausweidete?¹⁰

Das alles lässt sich noch erzählen im Rahmen der ersten Variante des Antiintellektualismus als romantische und antirationalistische Sichtweise, die mit der Gegenüberstellung von abstrakter Theorie und konkreter Praxis spielte und auf Common Sense vertraut. Auch bei Trump spielte diese erste Variante eine große Rolle, war es doch Teil seines Appeals, eben ein Mann zu sein, der *reale* Dinge baute, *reale* Arbeitsplätze geschaffen hatte, anders als die politische Klasse, die sich bei ihrer Wirtschaftspolitik auf die Expertisen irgendwelcher Ökonomen stützte: der Unternehmer als Verkörperung des amerikanischen Traums, der seinen Erfolg natürlich seinem Sinn für das Praktische und nicht dem Abstrakten und Theoretischen verdankte. Wie der amerikanische Historiker Michael Kazin in seiner brillanten Studie zur Geschichte des U.S.-amerikanischen Populismus herausgearbeitet hat, spielte die Ideologie des »producerism« immer schon eine große Rolle: die Gegenüberstellung jener, die aktiv in den Produktionsprozess eingebunden sind (klassenübergreifend vom Arbeiter bis zum CEO), und jenen, die von den Früchten dieser Arbeit leben, vom Staatsbeamten bis eben hin zum Intellektuellen.¹¹ Oder wie es vor einigen Jahren ritualisiert auf republikanischen Parteitag hieß: »I built that!«

3. Postmoderner Antiintellektualismus

Wie gesagt: Antiintellektualismus als antirationalistische, romantische Geisteshaltung, das ist und bleibt der dominante Strang – und auch der derjenige mit der längsten Tradition. Doch seit den 1960er Jahren hat dieser Antiintellektualismus sich weiterentwickelt und weitere Nebenstränge ausgebildet. Die zweite Variante, um die es hier gehen soll, ist daher der postmoderne Antiintellektualismus: die Relativierung wissenschaftlicher Erkenntnisse als immer nur partielle Ausschnitte der Realität, wie überhaupt die Weigerung, eine einzelne Beobachterposition gegenüber anderen vorzuziehen.

Natürlich scheint das ein Widerspruch zu sein: Der amerikanische Konservatismus, diese Heimstatt tiefgläubiger und, jedenfalls in Teilen, fundamentalistischer Christen, die keinen Zweifel haben an der Existenz letzter Wahrheiten, nimmt plötzlich Anleihen bei ein paar gottlosen französischen Theoretikern? Bevor Amerikas Konservative die *Critical Race Theory* als Grundübel der Nation entdeckten, wetterten sie in den 1980er und 1990er Jahren tat-

10 Vgl. Lütjen 2016, 119–121.

11 Vgl. Kazin 1995.

sächlich gegen die vermeintlich mit postmodernen Theorien vollgestopften Curricula amerikanischer Universitäten, in denen den Studierenden beigebracht werde, es gebe keine unumstößlichen Prinzipien, keine natürliche Ordnung der Dinge, nicht einmal die Wahrheit, sondern nur verschiedene Interpretationen einer sowieso immer schon sozial konstruierten Wirklichkeit.¹²

Und in der jüngsten Vergangenheit? Sprach etwa Donald Trumps Pressesprecherin im Weißen Haus, Kellyanne Conway, von »alternative facts«, wenn es darum ging, die offensichtlich falschen Angaben zur Zahl der Teilnehmer bei der Amtseinführung des Präsidenten zu rechtfertigen. Diese merkwürdige Rechtfertigung einer durch ein gekränktes Ego ausgelösten offensichtlichen Unwahrheit hätte aber nicht eine solche Karriere samt eigenem Wikipedia-Eintrag machen können, wenn sich in ihr nicht der gesamte Umgang Trumps mit Wahrheit manifestieren würde. Als erster »postmodern President« galt Trump vielen, weil seine Lügen so unverstellt waren, so leicht zu widerlegen, so wenig Interesse daran zu bestehen schien, überhaupt die »Fakten« auf seiner Seite zu haben, dass einige darin mehr sahen als nur die Schamlosigkeit eines pathologischen Lügners. Sowohl von liberaler als auch von konservativer Seite wurde Trumps Präsidentschaft daher als gerechte Strafe für einen Zeitgeist interpretiert, der im Namen der Postmoderne schon lange einem Relativismus das Wort rede, der keine objektiven Wahrheiten, sondern nur noch subjektive Standpunkte kenne. Solcherlei geschwächt, so geht diese These weiter, hätten die freien und offenen Gesellschaften des Westens keine Antikörper mehr besessen, um das Eindringen des »postfaktischen Virus« zu verhindern.¹³

Nun ist das alles nicht nur ein populäres Zerrbild dessen, was der Begriff der Postmoderne bezeichnet, deren Denker natürlich niemals behauptet haben, es gebe keine objektiven Wahrheiten mehr. Man darf wohl davon ausgehen, dass Trump seine Abende nicht doch im Geheimen mit der Lyotard- oder Derrida-Lektüre verbringt. Plausibel aber ist, dass die grundsätzliche Erfahrung der Moderne, dass die Welt formbar ist, sie auch eine andere sein könnte und wir uns angehalten fühlen, eine andere Wirklichkeit hinter der vermeintlichen zu entdecken, durchaus einen Resonanzboden für Trumps Unwahrheiten abgeben. Zudem sind seine Lügen, wie andere vermuten, unverhüllte Machtdemonstrationen: Seht her, ich bin so mächtig, dass ich behaupten kann, dass zwei und zwei gleich fünf sind; und niemand kann mich daran hindern – ein veritabler »power move« à la Pippi Langstrumpf.

Auch das hat Trump nicht erfunden – diese Verbindung aus postmoderner Wirklichkeitsanzweiflung gepaart mit einem an Carl Schmitt geschulten zynischen Dezisionismus. Im amerikanischen Konservatismus scheint diese zweite Variante des Antiintellektualismus seit den frühen 2000er Jahren einen festen Platz zu haben. Jedenfalls waren es die ersten George W. Bush-Jahre, in denen man Argumente dieser Art vernehmen konnte; und zwar aus dem Inneren der Regierung selbst, in der sich nicht zufällig eine ganze Reihe von Adepten des be-

12 Vgl. beispielhaft Bloom 1987.

13 Vgl. Hanlon 2018.

rüchtigten deutschen Staatsrechtlers tummelte. Besonders erhellend war damals ein Artikel, den Ron Suskind 2004 für das *New York Times Magazine* verfasste. Darin zitierte Suskind einen anonym bleibenden Berater Bushs (der später von vielen als Karl Rove identifiziert wurde), der die Meinung des Präsidententeams über Journalisten kundtat. Diese seien eben, meinte er abschätzig, Teil der »reality-based community«, Menschen, die tatsächlich glaubten, dass Lösungen sich aus der sorgfältigen Analyse einer identifizierbaren Realität ergäben. So aber, teilte der Berater Suskind mit, würde die Welt nicht mehr funktionieren. Im Weißen Hause schaffe man durch die eigenen Handlungen eigene Realitäten. Während die »reality-based community« – man könnte sagen: die »Realitätsgläubigen« – noch versuchten, diese neue Realität zu verstehen, sei man längst dabei, neue Realitäten zu schaffen – die die Journalisten und andere »Realitätsgläubige« dann wieder untersuchen könnten und so weiter und so fort:

»That’s not the way the world really works anymore [...] We’re an empire now, and when we act, we create our own reality. And while you’re studying that reality – judiciously, as you will – we’ll act again, creating other new realities, which you can study too, and that’s how things will sort out. We’re history’s actors [...] and you, all of you, will be left to just study what we do.«¹⁴

Vielleicht rührt aus diesem Flirt mit dem Postmodernismus der gegenwärtige Hang der Spin-Doktoren der Bewegung, überhaupt nicht so sehr auf die Durchsetzung eines eigenen Masternarrativs zu setzen, sondern eher darauf, dass sich nicht jenes der Gegenseite durchsetzt, um vom entstandenen epistemologischen Chaos zu profitieren. »Flooding the zone with shit«, wie Trumps Berater Steve Bannon es einst bezeichnete: So viele Gegeninformationen so dauerhaft zu verbreiten, bis die Grenzen zwischen Wahrheit und Fiktion für viele Bürger nicht mehr auseinanderzuhalten sind.

4. Antiintellektualismus als Wissenschaftssimulation

Die dritte Variante des modernen Antiintellektualismus ist auf die zweite eng bezogen, mehr noch: Ohne die Grundbedingungen, die den postmodernen Antiintellektualismus möglich gemacht haben, könnte es die dritte Variante gar nicht geben. Auch sie lebt davon, dass der Glaube an eine zentrale Autorität geschwunden ist, auch sie ist ein Produkt der »epistemological wars« unserer Zeit. Gleichzeitig ist es auf den ersten Blick aber nicht so eindeutig, ob sie sich überhaupt offensiv gegen Experten und Intellektuelle richtet – da sie sich deren Denkmuster, Sprache und Methoden selbst offensiv bedient.

14 Zitiert nach Block 2018, 28.

Gemeint ist die Tendenz, allgemein gesicherten wissenschaftlichen Erkenntnissen dadurch zu begegnen, dass man selbst auf wissenschaftliche Gegenexpertise vertraut – um jedoch am Ende vor allem eine Wissenschaftssimulation zu betreiben. Zwar gibt es für viele, vermutlich für die meisten, Politikfelder keine »gesicherten« wissenschaftlichen Erkenntnisse – für einige wenige aber doch. Das gilt, jedenfalls im Kern, etwa für die Tatsache des menschengemachten Klimawandels einschließlich seiner potentiell katastrophalen Folgekosten; und es galt auch kürzlich erst, wiederum: im Kern, für die durch das Coronavirus ausgelöste Gesundheitskrise. Bekanntermaßen gibt es in beiden Fällen unter Amerikas Konservativen erbitterten Widerstand gegen die vermeintliche Bevormundung durch nicht demokratisch legitimierte Experten, die in Wahrheit, so der verschwörungstheoretische Plot, eine ganz andere und viel weiterreichende Agenda hätten.

Natürlich wird in beiden Fällen auch mit Variante eins und Variante zwei des Antiintellektualismus reagiert. Etwa, indem man die persönliche Erfahrung eines besonders kalten Winters den Daten und Statistiken der Klimawissenschaft entgegensetzt oder generell der Meinung ist, die Kapriolen des Wetters lägen ohnehin nicht in den Händen der Menschen, sondern würden von höherer Warte bestimmt (die romantische, antirationalistische Variante); oder auch, indem man alle Positionen für gleichermaßen interessengeleitet und partiell erklärt (weswegen die Studien der Ölkonzerne und jene der Solarenergiebranche eben verschiedene Ergebnisse zeitigten) und daher ablehnt, sich überhaupt einer objektiven Wahrheit zu unterwerfen (die Variante des postmodernen Antiintellektualismus).

Doch man kann auf unliebsames Wissen, über das unter Experten ein relativer Konsens besteht, heute auf eine Art reagieren, die es zu den Zeiten Edmund Burkes ganz sicher noch nicht gab und wie sie selbst zu den Zeiten der konservativen Heroen des Antiintellektualismus Richard Nixon und Ronald Reagan nicht ohne Weiteres zu haben war: mit der Möglichkeit, allen Evidenzen, allem wissenschaftlichen Konsens zum Trotz, Gegenexpertise zu beschaffen, um die eigene Position zu untermauern. Dass dies heute möglich ist, liegt zum einen am Anwachsen der Gemeinde mehr oder weniger wissenschaftlich legitimer Experten durch die Bildungsexpansion, die einen größeren Pool möglicher »dissenter« schafft; den großen Summen, die insbesondere von konservativer Seite ausgegeben wurden, um strategisch gezielt wissenschaftliche (Gegen-)Expertise aufzubauen; und schließlich, und wohl am wichtigsten, durch die Demokratisierung und jederzeitige Abrufbarkeit von (alternativem) Wissen durch den Aufstieg des Internets, bei der sich für jede noch so abseitige Meinung eine bestätigende Gemeinschaft findet, die die dafür notwendigen »Beweise« kollektiv zusammenträgt. Übergeordnet ist alledem der allen Anfechtungen und vielbeklagten vermeintlichen Rückschritten zum Trotz eben doch erfolgte Siegeszug der Wissenschaften. Nichts macht das beispielhaft deutlicher als der Rückgriff auf Wissenschaftssimulation selbst bei einer Frage, die eigentlich sehr viel besser mit der ersten Variante des Antiintellektualismus zu lösen ist: die Frage nach der Richtigkeit der Evolutionstheorie. Auch hier greifen selbst manche fundamentalistische Christen mittlerweile nicht allein auf die Wahrheiten der Bibel zurück, sondern sehen sich gemüßigt, die

Richtigkeit von »intelligent design« mit dem Verweis auf vermeintliche wissenschaftliche Beweise, wie abstrus auch immer die Versuche ausfallen mögen, zu erhärten und zu erklären, die Erde sei nicht älter als ein paar tausend Jahre.

Die Frage ist nur: Ist das überhaupt noch Antiintellektualismus bzw. Wissenschaftsfeindlichkeit? Schließlich wird ja, wie exzentrisch die Ergebnisse auch ausfallen, im Rahmen der Wissenschaft argumentiert, werden Studien zitiert, Statistiken herangezogen, auf vermeintlich anerkannte Koryphäen des Faches verwiesen, was gewiss etwas anderes ist, als allein auf den Common Sense, die Intuition, die eigene Erfahrung oder die unumstößliche Wahrheit einer überlieferten Schrift zu vertrauen. So wie die Wissenschaft sich politisiert hat, so hat sich die Politik verwissenschaftlicht – und das lagerübergreifend. Das ist der Kern der These von der »Epistemisierung des Politischen«.¹⁵ Trotz vieler Parallelen zur zweiten Variante des postmodernen Antiintellektualismus geht es hier nicht darum, alles zu relativieren: Die Anhänger des Kreationismus, militante Impfgegner, Leugner des menschlich induzierten Klimawandels, sie alle halten ihre Meinung nicht nur für eine Meinung unter anderen, sondern beanspruchen mit dem Verweis auf diese oder jene Studie durchaus, im Besitz absoluter Wahrheiten zu sein.

Gleichwohl: Am Ende handelt es sich trotzdem um eine Verachtung von Wissenschaft und Intellektualität, da der Verweis auf vorhandene Gegenexpertise selbstverständlich einen rein instrumentellen Charakter hat. Gewiss: Wissenschaft ist nicht fehlerfrei, bildet bisweilen ihre eigenen Orthodoxien aus, und selbst so etwas wie ein temporärer kollektiver Irrtum einer ganzen Disziplin ist möglich. Aber da der Zweifel der Wissenschaft inhärent ist, sie bestimmte Verfahren und Standards kennt, ist sie immer in der Lage zur Korrektur. Keine dieser Standards gelten bei der Wissenschaftssimulation des modernen Antiintellektualismus, die keine Autorität jenseits der selbstgefühlten Wahrheit zulässt und sich dafür die Informationen in den sozialen Medien besorgt.

Autorität, das ist überhaupt ein wichtiges Stichwort. Ein interessanter, weil vielleicht eher kontraintuitiver Aspekt in Hofstadters Studie war seine Beobachtung, dass dem Antiintellektualismus ursprünglich durchaus ein emanzipatives Element innewohnte. Der amerikanische Historiker interpretierte ihn als Teil des puritanischen Erbes des Landes, nicht auf die geistige Führung durch kirchliche Eliten, sondern auf ein persönliches, hoch individualisiertes Gotteserlebnis zu setzen. Es war eigentlich eine Form der Selbstermächtigung, die, und hier ließ sich mühelos an Tocqueville anknüpfen, egalitäre und demokratische Tendenzen förderte. Nur hatte sie eben eine dunkle Seite: die weit verbreitete und bisweilen geradezu infantile Ansicht, alles selbst – eben mit dem gesunden Menschenverstand – überblicken zu können und dabei nicht von den Empfehlungen irgendwelcher Experten abhängig zu sein.

Um Selbstermächtigung und die Negation jeder Autorität geht es im Fall des Antiintellektualismus als Wissenschaftssimulation ebenfalls. Warum sollte man den Urteilen

15 Vgl. Bogner 2021.

anonymer Institutionen vertrauen, wenn es doch möglich ist, sich alle relevanten Informationen selbst zu besorgen? Wer als Klimaleugner vielleicht kurzfristig in seinem Urteil erschüttert ist, für den ist die Bestätigung der eigenen Meinung nie mehr als einen Klick weit entfernt; und in einsamen nächtlichen Recherchen lässt sich ein ganzes Studium der Virologie nachholen. Es ist das Resultat einer missverstanden und pervertierten Aufklärung, die sich der Grenzen der eigenen Vernunft nicht bewusst ist.¹⁶

5. Schluss

Betrachtet man die Metamorphosen des Antiintellektualismus – in manchem ein sehr amerikanisches Phänomen, in den Grundzügen aber wohl eine allgemeine Begleiterscheinung moderner Politik – bleibt man nicht unbedingt optimistisch zurück. In seiner Urform transportierte der Antiintellektualismus eine durchaus bedenkenswerte Grundeinsicht: dass tatsächlich nicht alle Fragen des Politischen rationalistischen, deduktiven Methoden zugänglich sind, es tatsächlich weltfremde Theoretiker gibt, denen man die Staatsgeschäfte nicht anvertrauen sollte, es nicht immer ratsam ist, mit großen Masterplänen von außen alle Probleme anzugehen, und schließlich auch, dass manchmal simple Wahrheiten unter einem Schutt hochkomplizierter Annahmen begraben liegen können. Bei dem konservativen britischen Philosophen Michael Oakeshott gibt es eine solche zumindest nicht ganz abwegige Kritik am »Rationalismus in der Politik«.¹⁷ Ich vermute, dass jeder und jede irgendwann einmal einzelne rhetorische Versatzstücke dieser milden Form des Antiintellektualismus benutzt hat.

Natürlich konnte schon die antirationalistische Ursprungsvariante ganz und gar destruktive, gefährliche Formen annehmen; und die intellektuelle Regression im U.S.-Konservatismus von Kristol und Buckley hin zu Palin und Trump ist dafür ein eindrucksvolles Beispiel. Doch immerhin: Das alles ließ und lässt sich immerhin sehr einfach als Antiintellektualismus identifizieren, als offenkundig antimodernistische Sichtweise, bei der alles dafür sprach, dass sie ein Rückzugsgefecht darstellte. Sowohl dem postmodernen Antiintellektualismus als auch der Variante der Wissenschaftssimulation wird vielleicht schwerer beizukommen sein. Denn sie sind alles, aber nicht antimodern, im Gegenteil: Sie verkörpern scheinbar ein Bekenntnis zu Pluralität und Individualität, gerieren sich als besonders aufgeklärt. Bisweilen (bei den politischen Eliten) aus Zynismus und Strategie, nicht selten aber aus tief empfundener Überzeugung, anders als all die »Schlafschafe« da draußen die wahre Lage gecheckt zu haben.

Der Antiintellektualismus 3.0 lebt von einem tatsächlich vorhandenen Widerspruch, dessen beide Seiten in den USA wohl besonders stark sind: dass einerseits der Triumph der

¹⁶ Vgl. Lütjen 2021.

¹⁷ Vgl. Oakeshott 2002.

Wissenschaft absolut ist und wir immer stärker in einer Welt navigieren müssen, die ohne Expertenwissen nicht mehr zu bewältigen ist; wir aber andererseits nach einem halben Jahrhundert der Erziehung dazu, immer kritisch zu sein, alles zu hinterfragen, nichts für bare Münze zu nehmen, ein aufgeklärter, autonomer Staatsbürger zu werden, uns dazu angehalten fühlen, alle Autorität zu hinterfragen – selbst dort, wo uns die kognitiven Mittel dafür offenkundig fehlen.

Bibliographie

- Bell 1960 = D. Bell, *The End of Ideology. On the Exhaustion of Political Ideas in the Fifties*, New York 1960.
- Block 2018 = D. Block, *Post-truth and Political Discourse*. London 2018.
- Bloom 1987 = A. Bloom, *The Closing of the American Mind*, New York 1987.
- Bogner 2021 = A. Bogner, *Die Epistemisierung des Politischen. Wie die Macht des Wissens die Demokratie gefährdet*, Ditzingen 2021.
- Buchanan 1973 = P. Buchanan, *The New Majority. President Nixon at Mid-Passage*, Philadelphia 1973.
- Farber 2010 = D. Farber, *The Rise and Fall of Modern American Conservatism. A Short History*, Princeton 2010.
- Fischer 1990 = F. Fischer, *Technocracy and the Politics of Expertise*, London 1990.
- Hanlon 2018 = A. Hanlon, *Postmodernism Didn't Cause Trump. It Explains Him*, in: *Washington Post*, 31. August 2018, https://www.washingtonpost.com/outlook/postmodernism-didnt-cause-trump-it-explains-him/2018/08/30/0939f7c4-9b12-11e8-843b-36e177f3081c_story.html (letzter Zugriff: 15.03.2024).
- Jacoby 2009 = S. Jacoby, *The Age of American Unreason*, New York 2009.
- Kazin 1995 = M. Kazin, *The Populist Persuasion. An American History*, Ithaca 1995.
- Lütjen 2010 = T. Lütjen, *Vom »Gospel of Efficiency« zum »War of Ideas.« Zum Verhältnis von Wissenschaft, Politik und Ideologien in den Vereinigten Staaten*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 50, 2010, 373–394.
- Lütjen 2016 = T. Lütjen, *Partei der Extreme. Die Republikaner. Über die Implosion des amerikanischen Konservatismus*. Bielefeld 2016.
- Lütjen 2021 = T. Lütjen, *The Anti-authoritarian Revolt. Right-wing Populism as Self-empowerment?*, *European Journal of Social Theory* 25.1, 2021, 75–93.
- Nash 1979 = G. W. Nash, *The Conservative Intellectual Movement in America since 1945*, New York 1979.
- Oakeshott 2002 = M. Oakeshott, *Rationalism in Politics and Other Essays*. London 2002.
- Steinfels 1979 = P. Steinfels, *The Neoconservatives*, New York 1979.

Autor

Torben Lütjen

ist Politikwissenschaftler und seit 2022 Professor für Partizipations- und Demokratieforschung an der Europa-Universität Flensburg. In seiner Forschung beschäftigt er sich mit den Auswirkungen von Populismus und Polarisierung auf die Funktionstätigkeit von Demokratien und wurde dafür unter anderem von der VolkswagenStiftung und vom Strategischen Forschungsfond der HHU Düsseldorf gefördert. Zuletzt erschienen *Amerika im Kalten Bürgerkrieg: Wie ein Land seine Mitte verliert (2020)* und *Partei der Extreme: Die Republikaner (2016)*.

torben.luetjen@uni-flensburg.de

Ⓢ **Open Access** // Der Beitrag ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Beitrags von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

Andreas Hübner, Nils Steffensen

Von Leerstellen und Desideraten

Perspektiven über *Anti-intellectualism in American Life* hinaus

»I offer trial models of historical interpretation«, notierte Richard Hofstadter laut *New York Times* einst und ergänzte: »I function more as a historical critic«.¹ Für einen Historiker, der seit 1959 als DeWitt Clinton Professor der Columbia University einen äußerst renommierten Platz innerhalb der nordamerikanischen Geschichtswissenschaften einnahm, musste diese Aussage überraschen, zeugte sie doch von einer gewissen Distanz zur eigenen Profession und verortete das eigene Tun in den Sphären kritischer Reflexionen. Beinahe schien es, als übertrug Hofstadter, wie einige Zeitgenossen feststellten, seinen (künftigen) Mitstreiter:innen so die Aufgabe, fortan die Thesen seiner Arbeiten zu prüfen bzw. zu widerlegen.² Mit dieser Wendung entzog sich Hofstadter auch den historiographischen Debatten um seine Schriften und Person. Schwergewichte wie John Higham, Arthur Schlesinger Jr. und Christopher Lasch hatten seit den 1950er Jahren diskutiert, ob Hofstadter der Schule der »consensus historians« zuzurechnen sei – ohne freilich zu einer abschließenden Bewertung zu kommen.³ Stattdessen überwogen die Einschätzungen der Historiker:innen, die in Hofstadter weniger einen Protagonisten ihrer Zunft sahen als einen, der durch eine ganz eigene Form von Vielseitigkeit bestach und dessen Ansätze von denen anderer Historiker:innen abwichen. Damit kamen sie dem Selbstverständnis Hofstadters durchaus nahe: »Hofstadter thought of himself as working in a different genre from research historians, one as distinct from scholarly monograph as from the old-fashioned historic narrative.«⁴

Nach eigener Einschätzung und aus Sicht seiner Zeitgenossen operierte Hofstadter also jenseits jedweder historiographischen Klassifikationen und war, so formulierte es Daniel Singal, stets dem kreativen und kritischen Experiment verpflichtet: »He was an experimentalist whose talent lay in opening new possibilities for others rather than in pursuing tidy

1 Whitman 1970, 92.

2 Vgl. Howe/Finn 1974, 1.

3 Vgl. Singal 1984, 976–977; und natürlich halten die Diskussionen bis heute an, siehe zuletzt u. a. Snodgrass 2018.

4 Howe/Finn 1974, 22.

conclusions himself.«⁵ Nicht zuletzt mit *Anti-intellectualism in American Life* legte Hofstadter ein Werk vor, das dem Experimentellen außerordentlich verpflichtet schien. Schon sein Gebrauch des Antiintellektualismusbegriffs stellt(e) Historiker:innen, *past and present*, vor Herausforderungen. Anstatt eine konzise Definition zu liefern, vermerkte Hofstadter bereits auf den einleitenden Seiten des Bandes, dass der Begriff sich eher unauffällig und unbestimmt in den U.S.-amerikanischen Sprachgebrauch eingeschlichen und lange Zeit eine Vielzahl »unerwünschter« Phänomene beschrieben habe. Ähnlich verhielt es sich mit Hofstadters Gebrauch des Begriffs des Antiintellektualismus. Einzig dem Begriff des Intellekts näherte sich Hofstadter. In Abgrenzung zum Begriff der Intelligenz hob er die kritische, kreative und kontemplative Seite des Geistes hervor und betonte: »Whereas intelligence seeks to grasp, manipulate, re-order, adjust, intellect examines, ponders, wonders, theorizes, criticizes, imagines.«⁶ Für den Begriff des Antiintellektualismus hingegen sei eine gewisse Unschärfe prägend, die zugleich die Quelle seiner Wirkmächtigkeit darstellte: »One reason anti-intellectualism has not even been clearly defined is that its very vagueness makes it more serviceable in controversy as an epithet.«⁷

In *Anti-intellectualism in American Life* konzipierte Hofstadter den Antiintellektualismus vor allem als Geflecht komplexer Ideen und Haltungen, weniger als historischen Gegenstand. Sein Erkenntnisinteresse galt den Konjunkturen des Antiintellektuellen in einem Netz historischer Verknüpfungen des politischen Argwohns und Misstrauens gegen »the life of the mind.«⁸ Um den Spuren des Antiintellektuellen auf die Schliche zu kommen, bedürfe es, so Hofstadter, keiner formalen Geschichtsschreibung. Vielmehr müsse man sich jener »impressionistischen Apparaturen«⁹ bedienen, mit deren Hilfe man ein Milieu rekonstruieren oder eine Stimmung einfangen könne: »[A]nti-intellectualism cannot be made the subject of a formal history in quite the same way as the life of a man or the development of an institution or a social movement.«¹⁰ Nicht zuletzt aufgrund dieser Anmerkungen erscheint es nachvollziehbar, dass sich Patrick Bahners in diesem Band auf eine Haltungs- und Ideensuche begibt, die die methodischen und politischen Grundlegungen Hofstadters historisiert und auch die Grenzen von *Anti-intellectualism in American Life* offenlegt. Bahners bemerkt pointiert: »Hofstadter ignoriert den Antiintellektualismus, den man auch bei Intellektuellen antrifft.«¹¹

Auch Jennifer Ratner-Rosenhagen würde vermutlich an diesem Punkt ansetzen und Hofstadters Schriften innerhalb einer liberalen Tradition verorten, die sich selbst, ohne

5 Singal 1984, 1004.

6 Hofstadter 1963, 25.

7 Ebd., 6-7.

8 Ebd., 7.

9 Vgl. ebd.: Hofstadter spricht von »impressionistic devices«.

10 Ebd.

11 Bahners, 123, <https://doi.org/10.38072/978-3-910591-27-1/p6>. Vgl. auch Lütjen, 148, <https://doi.org/10.38072/978-3-910591-27-1/p8>, und Nitz, 58-59, <https://doi.org/10.38072/978-3-910591-27-1/p3>.

jeden Selbstzweifel, als entscheidenden Bestandteil der amerikanischen Geschichte ansah und diesen Umstand für die Zukunft nicht infrage stellte.¹² Bei aller Fokussierung auf das Kreative, Kritische und Experimentelle wiesen Hofstadters Ausführungen doch erhebliche Leerstellen auf: (1) Sein Anschreiben gegen den Antiintellektualismus agierte in Form einer kulturellen Selbstermächtigung und funktionierte aus einer nur spärlich reflektierten, privilegierten Position heraus: Männlich, weiß und gebildet, war Hofstadter Teil eines klassischen, weißen akademischen und professionellen Intellektualismus.¹³ (2) Sein Verständnis des Antiintellektualismus basierte dabei auf einer Vorstellung der amerikanischen Nation, die dieselbige personalisierte und sie als das Ergebnis politischer Genies und außergewöhnlicher Einzelpersonen darstellte.¹⁴ (3) Zu guter Letzt spielten von der weißen männlichen Elite generell marginalisierte Gruppen in seinen Überlegungen kaum eine Rolle. Frauen dachte Hofstadter, wie Julia Nitz in ihrem Beitrag feststellt, selten mit.¹⁵ Auch andere marginalisierte und diskriminierte Gruppen, wie Afroamerikaner:innen, erfuhren nur rudimentäre Beachtung. In der Konsequenz war Hofstadter, wie Nils Steffensen vermerkt, »weniger ein Erforscher der Vergangenheit als vielmehr selbst eine Quelle der Geschichtswissenschaft«, seine Deutung der Geschichte der USA eher Offenbarung der Selbstsicht auf die normative Funktion der Frühen Republik als kritische Analyse der gesamten U.S.-amerikanischen Gesellschaften.¹⁶ Hofstadter neu zu lesen und produktiv zu machen, würde demnach verlangen, so zeigt nicht nur der Verweis auf Ratner-Rosenhagen, sondern, so legen es zahlreiche Beiträge in diesem Band nahe, die Wurzeln seiner Thesen in einer romantischen, weißgewaschenen Kritik an der U.S.-amerikanischen Kultur zu sehen: »His critique, like many before him, is a romantic longing for an America not yet achieved.«¹⁷

Trotzdem – oder gerade deswegen – haben Hofstadters Thesen immer wieder Einzug in die Schriften jener Akteure und Gruppen gefunden, die bei ihm wenig Berücksichtigung finden. In einer Reportage für das Magazin *Ebony*, welche die Herausforderungen für intellektuelle Frauen der afroamerikanischen Gemeinschaft in den Fokus rückte, griff die Autorin Ponchitta Pierce im Jahr 1966 auf Hofstadters Ausführungen zum Intellekt zurück und führte ihren Leser:innen daran anschließend mühelos die Fülle intellektuellen Lebens schwarzer Frauen vor Augen. Hofstadter hingegen zeigte Pierce *en passant* die Grenzen des eigenen Denkens auf. Ob Jeanne Noble, Pauli Murray, Anna Read Cook oder Patricia Harris, um nur einige zu nennen, sie alle wurden als »women intellectuals« identifiziert – und sie

12 Vgl. Ratner-Rosenhagen 2019, 138. Auch wenn Hofstadter selbst eine umfassende liberale Tradition in der amerikanischen Geschichte nicht erkennen wollte; siehe Kornhauser 2018, 146: »[U]nlike many of his contemporaries Hofstadter did not argue for a comprehensive liberal tradition in American history.«

13 Vgl. Hübner, 97–98, <https://doi.org/10.38072/978-3-910591-27-1/p5>.

14 Vgl. Paul 2014, 198.

15 Vgl. Nitz, 42, <https://doi.org/10.38072/978-3-910591-27-1/p3>.

16 Vgl. Steffensen, 37, <https://doi.org/10.38072/978-3-910591-27-1/p2>.

17 Ratner-Rosenhagen 2009, 42.

alle verdienen noch heutzutage größere Aufmerksamkeit, als sie weithin erfahren.¹⁸ Zwar haben die Forschungen von bell hooks, Cornel West und vielen anderen in den letzten Jahren das historische Bewusstsein in dieser Hinsicht geschärft und historiographische Pionierarbeit geleistet,¹⁹ prinzipiell sollte die »African American Intellectual History« künftig aber, wie Brandon Byrd unlängst monierte, als essentieller Bestandteil jedweder globaler intellektueller Geschichten gedacht werden: »[I]ntellectual historians should treat African American intellectual history as essential, not additive – as foundational rather than ancillary to any substantive analysis of US or even global intellectual history.«²⁰ Damit wäre der Weg für post/moderne Perspektiven bereitet, die im Geiste der schwarzen intellektuellen Tradition die aufklärerischen Ideen des Fortschritts und der Linearität infrage stellen und neue Antworten für eine Zukunft fernab eurozentrischer Konzeptionen von Menschlichkeit finden müssten.²¹ Davon abgesehen könnten so, und der vorliegende Band deutet dies an, die Funktionsweisen des systemischen Rassismus und der Diskriminierung, wie sie die anti-intellektuellen Varianten des U.S.-amerikanischen Konservatismus und der *White Supremacy*-Ideologien kennzeichnen, tiefergehend untersucht und analysiert werden.²²

Dabei ginge es auch darum, den Antiintellektualismus und die Akteur:innen des Antiintellektualismus beim Worte zu nehmen. Hofstadter verstand die artikulierte Idee und Haltung nicht als simple Begleiterscheinung von ökonomischen und sozialen Bedingungen oder politischen Handlungen, sondern als Kräfte »that could define a political movement and explain the popular appeal of a given political leader«.²³ Er wandte sich damit, so David Hollinger, von etablierten politikwissenschaftlichen und -geschichtlichen Denkmustern ab. Den üblichen Leitsatz – »Don't tell me what a politician said, tell me what he did« – drehte er um. Für Hofstadter, und dies scheint ein wichtiger Hinweis zu sein, zählte die ideologische Selbstrepräsentation von politischen Akteur:innen etwas, sie war essentiell um ihre Rolle in der Geschichte zu bestimmen.²⁴

Hofstadter erwies sich mitnichten nur als Kind seiner Zeit. Zweifellos haben Historiker:innen zu Recht immer wieder auf den Entstehungskontextes von *Anti-intellectualism in American Life* hingewiesen.²⁵ Hofstadters Überlegungen zum Antiintellektualismus aber als schlichte Reaktion auf die Eisenhower Ära und den McCarthyismus zu lesen, würde dem

18 Vgl. Pierce 1966; Pierce drückte in ihrem Artikel auch die Multidimensionalität der Machtbeziehungen aus, denen sich afroamerikanische Frauen gegenüberstehen. Verschiedene Diskriminierungsformen interagierten dabei miteinander: Intellekt und Intellektualismus wurden ihnen nicht nur abgesprochen, weil sie als schwarz, sondern auch, weil sie als weiblich gelesen wurden. Siehe hierzu die Schriften zur Intersektionalität, u.a. Crenshaw 1991.

19 Vgl. bell hooks/West 1992.

20 Byrd 2021, 864.

21 Vgl. ebd., 863.

22 Vgl. Lütjen, 158-159, <https://doi.org/10.38072/978-3-910591-27-1/p8>; Rebecca Brückmann hat sich während unseres Workshops dieser Thematik im Besonderen gewidmet. Siehe auch Brückmann 2021 sowie dies. 2019.

23 Hollinger 2017, 2016

24 Vgl. ebd.

25 Siehe u.a. O'Brien 2017, 369.

Werk nicht gerecht und das Potenzial einer Historisierung von Hofstadters Thesen – und des Antiintellektualismus per se – untergraben. Eine Fokussierung auf die Sprache und Artikulation des Antiintellektuellen etwa könnte die Forderungen jener Historiker:innen erfüllen, die vor allem Hofstadters Elitismus kritisch sehen. Empfindungen und Sensibilitäten könnten verstärkt in den Blick genommen werden und eine neue Form der Ideengeschichte entstehen, wie unter anderem Tim Lacy sie jüngst skizzierte: »By more thoroughly exploring the ratiocinations, sensibilities, and *apparent* unreason of others, a more inclusive, just, and useful history of thought may emerge.«²⁶

Antiintellektualismus: Ein unwahrscheinlicher Klassiker will sich mit seinen Beiträgen an diesem Prozess beteiligen. Hofstadter – und seiner Konzeption des Antiintellektualismus – sind dabei freilich eine Vielzahl von Autor:innen zur Seite zu stellen, seine Prämissen und Denkweisen in mannigfaltiger Hinsicht kritisch zu hinterfragen. Nichtsdestotrotz, Hofstadters *Anti-intellectualism in American Life* ist auch 60 Jahre nach seinem Erscheinen weiterhin von Relevanz, der Begriff des Antiintellektuellen noch immer ein zentrales Schlagwort der U.S.-amerikanischen Selbstwahrnehmung.²⁷ Die Diskussionen um den historischen Antiintellektualismus ist längst nicht abgeschlossen, sondern steht, legt man die Beiträge dieses Bandes zugrunde, an einem Wiederbeginn. Dass dieser Band in deutscher Sprache bei in einem deutschsprachigen Verlag erscheint, hätte Hofstadter vermutlich als *ironic twist* verstanden, als Spiegelbild der vielen Leerstellen inner- und außerhalb dieses Bandes, als Artikulation des Desiderats eines dringend notwendigen globalen und dekolonisierten Ansatzes bei der Erforschung des historischen Antiintellektualismus.

Bibliographie

- bell hooks/West 1992 = bell hooks/C. West (Hgg.), *Breaking Bread. Insurgent Black Intellectual Life*, Boston 1992.
- Brückmann 2019 = R. Brückmann, *Citizens' Councils, Conservatism, and White Supremacy in Louisiana, 1964–1972*, in: *European Journal of American Studies*, 14, 1–24.
- Brückmann 2021 = R. Brückmann, *Massive Resistance and Southern Womanhood. White Women, Class, and Segregation*, Athens 2021.
- Byrd 2021 = B. R. Byrd, *The Rise of African American Intellectual History*, in: *Modern Intellectual History*, 18, 2021, 833–864.
- Crenshaw 1991 = K. Crenshaw, *Mapping the Margins. Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color*, in: *Stanford Law Review* 43/6, 1991, 1241–1299.
- Hofstadter 1963 = R. Hofstadter, *Anti-intellectualism in American Life*, New York 1963.
- Hollinger 2007 = D. A. Hollinger, *American Intellectual History, 1907–2007*, in: *OAH Magazine of History* 21/2, 2007, 14–17.
- Howe/Finn 1974 = D. W. Howe/P. E. Finn, *Richard Hofstadter. The Ironies of an American Historian*, in: *Pacific Historical Journal*, 43/1, 1974, 1–23.
- Kornhauser 2018 = A. M. Kornhauser, *Richard Hofstadter's Liberalism Problem*, in: *Society*, 55/2, 2018, 146–152.

26 Lacy 2018, 267.

27 Vgl. Hofstadter 1963, 6.

- Lacy 2018 = T. Lacy, *Against and Beyond Hofstadter. Revising the Study of Anti-intellectualism*, in: R. Haberski Jr./A. Hartman, *American Labyrinth. Intellectual History for Complicated Times*, Ithaca, 2018. 253–270.
- O'Brien 2017 = M. O'Brien, *Afterword*, in: J. Isaac u.a. (Hgg.), *The Worlds of American Intellectual History*, New York 2017, 365–371.
- Paul 2014 = H. Paul, *The Myths That Made America. An Introduction to American Studies*, Bielefeld 2014.
- Pierce 1966 = P. Pierce, *Problems of the Negro Women Intellectual*, in: *Ebony*, 21/10, (August) 1966, 144–149.
- Ratner-Rosengarten 2009 = J. Ratner-Rosengarten, *Anti-intellectualism as a Romantic Discourse*, in: *Daedalus*, 138/2, 2009, 41–52.
- Ratner-Rosengarten 2019 = J. Ratner-Rosengarten, *The Ideas That Made America*, Oxford 2019.
- Singal 1984 = D. J. Singal, *Beyond Consensus. Richard Hofstadter and American Historiography*, in: *American Historical Review*, 89/4, 1984, 976–1004.
- Snodgrass 2018 = A. Snodgrass, »The Important and Unfamiliar«. *Richard Hofstadter's The American Political Tradition*, in: *Society*, 55/2, 2018, 136–141.
- Whitman 1970 = A. Whitman, *Richard Hofstadter*, *Pulitzer Historian*, 54, Dies, in: *New York Times*, 25.10.1970, 92.

Autoren

Andreas Hübner

ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl der Didaktik der Geschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Nordamerikastudien, der Geschichtsdidaktik, der Global- und Kulturgeschichte sowie in der Umweltgeschichte, der Geschichte des Anthropozäns und der historischen Tierforschung. Mit Maria Moss und Micha Gerrit Philipp Edlich gab er im Jahr 2022 den Sammelband *Multispecies Futures: New Approaches to Teaching Human-Animal Studies* heraus.

ahuebner@histosem.uni-kiel.de

Nils Steffensen

ist Mitglied des Seminars für Geschichte und Geschichtsdidaktik an der Europa-Universität Flensburg. In Tübingen, Köln und Princeton studierte er Geschichte, Lateinische Philologie, Philosophie und Politikwissenschaften. 2013 wurde er mit einer historiographiegeschichtlichen Dissertation promoviert. Seine Forschungsschwerpunkte bilden die Geschichtsschreibung, die Rezeptionsgeschichte der Antike und die politische Philosophie.

nils.steffensen@uni-flensburg.de

Ⓢ **Open Access** // Der Beitrag ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Beitrags von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

Personenregister

A

Acton → Dalberg-Acton
 Adams, Abigail **25 A. 60, A. 61, A. 63**
 Adams, John **12, 17–37 passim, 65, 102**
 Adams, John Quincy **66**
 Adorno, Theodor W. **118**
 Agricola, Georg **74**
 Alcott, Bronson **50–51**
 Andrews, Eliza Frances **12, 41, 48–49, 55–59**
 Appleby, R. Scott **140**

B

Balfour, Arthur **75**
 Bannon, Stephen K. »Steve« **155**
 Beard, Charles A. **13, 101–124 passim**
 Beard, Mary **112**
 Becker, Carl **103**
 Behrman, Martin **90**
 Bell, Daniel **149**
 Boas, Franz **113**
 Brandeis, Louis **74, 103, 113, 120**
 Bryan, William Jennings **77, 134–139 passim**
 Buchanan, Patrick **151**
 Buckley, William F. **150, 158**
 Bundy, McGeorge **35, 74**
 Burke, Edmund **148, 156**
 Bush, George W. **147, 151–152, 154**
 Butler, Nicholas Murray **74**

C

Cain, William E. **118**
 Carter, Jimmy **141–142**
 Claß, Heinrich **92**
 Cicero, Marcus Tullius **18, 23**
 Cleveland, Grover **66**
 Clinton, Bill **65, 161**
 Clinton, Hillary **129**
 Commager, Henry Steele **62 A. 5**
 Condorcet, Marie Jean Antoine
 Nicholas Caritat, Marquis de **26**
 Conway, Kellyanne **154**
 Cook, Anna Read **9 A. 12, 115 A. 49, 163**
 Coolidge, Calvin **74**
 Cronau, Rudolf **86**
 Curti, Merle **110 A. 32**
 Curzon, George, 1. Marquess Curzon
 of Kedleston **75**

D

Dalberg-Acton, John Emerich
 Edward, 1. Baron Acton **72, 75**
 Darrow, Clarence **134**
 Darwin, Charles **77, 132, 134, 136 A. 38**
 Davis, Rebecca Harding **12, 41, 48–59**
 Dawes, Charles G. **74**
 Deiler, J. Hanno **13, 85–98 passim**
 Derrida, Jacques **154**
 Dewey, John **103, 107, 111, 113, 116, 119**
 Douglass, Ann **46, 58**
 Du Bois, W. E. B. **73**

E

Edwards, Jonathan **131**
 Eisenhower, Dwight D. **8, 61, 115, 132, 141, 164**
 Emerson, Ralph Waldo **50–52**

F

Faust, Albert Bernhardt **86, 92, 95**
 Foner, Eric **110 A. 29**
 Foraker, Joseph B. **70**
 Franklin, Benjamin **17, 32**
 Franz, Alexander **96**
 Frémont, Jessie Ann Benton **53–54**
 Frémont, John C. **53–54**
 Freud, Sigmund **111, 117 A. 60**
 Fuller, Margaret **45, 51–52**

G

Galton, Francis **75**
 Garfield, James **66, 67 A. 19**
 Garrison, William Lloyd **56**
 Gay, Peter **115, 117, 120**
 Gayarré, Charles Étienne Arthur **96**
 Geertz, Clifford **110 A. 29**
 Gladstone, William **75**
 Goldwater, Barry M. **117 A. 57, 139 A. 53**
 Graham, Billy **141**
 Grant, Ulysses S. **66**

H

Hamilton, Alexander **32**
 Hanock, Winfield Scott **66**
 Harris, Patricia **163**
 Harrison, Benjamin **66**
 Harrison, William **62, 66**
 Hartley, Eugene L. **118**

Hartley, Ruth E. **118**
 Hatch, Nathan **141**
 Hawthorne, Nathaniel **50**
 Hayes, Rutherford B. **66, 67 A. 19**
 Herkules/Hercules **25**
 Higham, John **139 A. 53, 161**
 Holmes, Oliver Wendell **50, 52–53, 58, 71, 103, 106–107, 113**
 Hoover, Herbert **74**
 Hughes, Charles Evan **71**
 Hunter, James Davison **131, 142**
 Hutchinson, Anne **42, 47**
 Huxley, Thomas **75–76**

F

Jackson, Andrew **65–66**
 Jefferson, Thomas **32, 33 A. 93, 64–65, 110 A. 32**
 Johnson, Lyndon B. **61, 74, 148–149**
 Johnson, Marrietta **42**

K

Kennedy, John F. **8, 36, 37 A. 108, 61, 74, 124, 148–149**
 Kerber, Linda **43 A. 8, 45–46, 58**
 Key, Ellen **42**
 Kissinger, Henry A. **35, 74**
 Körner, Gustav **86**
 Kristol, Irving **117, 149, 158**

L

Laffer, Arthur **74**
 Lasch, Christopher **113–114, 121, 123–124, 161**
 Lenin, Wladimir **112**
 I. Lincoln, Abraham **113**
 Lippmann, Walter **120**
 Lowell, James Russell **50**
 Luhan, Mabel Dodge **42**
 Lykurg/Lycurg **23 A. 48, 29**
 Lynn, Kenneth **116, 132**
 Lyotard, Jean-François **154**

M

Machiavelli, Niccolò **25**
 Madison, James **32, 65, 102**
 Mahan, Alfred Thayer **68**
 Mannheim, Karl **109–110, 112**
 Marsden, George **141**
 Marty, Martin E. **131, 140**
 Matthews, Shailer **137**

McCain, John 152
 McCarthy, Joseph R. 119 A. 66, 150
 McCarthy, Mary 42
 McCartin, Mary Wearn 48
 McKinley, William 66, 77
 McNamara, Robert 149
 Mencken, H. L. 13, 130–132, 134–135, 137, 143
 Mills, C. Wright 119
 Moody, Dwight L. 131
 Marty, Martin E. 131, 140
 Matthews, Shailer 137
 Mill, John Stuart 132 A. 11
 Moses 23, 50
 Mott, Lucretia 53–54
 Murray, Pauli 163

N ———

Namier, Lewis 124
 Nevins, Allan 115
 Nixon, Richard M. 35, 61, 74, 150–151, 156
 Noble, Jeanne 163
 Noll, Mark 141

O ———

Obama, Barack 141, 152
 Osborn, Henry Fairfield 77, 138
 Ovid(ius) Naso, Publius 22

P ———

Packard, Vance 119
 Palin, Sarah 147
 Parrington, Vernon Louis 106
 Perikles 23
 Pheidias 25 Philipps, Wendell 56
 Pierce, Ponchitta 163, 164 A. 18
 Platon 19
 Podhoretz, Norman 117
 Pollock, Frederick 106
 Poole, William Frederick 68
 Pound, Roscoe 103
 Pratt, Julius 112

R ———

Raffael 25
 Ranke, Leopold v. 112
 Reagan, Ronald 65, 140, 151–152, 156
 Richards, I. A. 112
 Riesman, David 9 A. 12, 119–120
 Rigney, Daniel 45, 58
 Riley, William Bell 136, 138 A. 51
 Romanes, George 75
 Roosevelt, Franklin D. 61, 110, 133

Roosevelt, Theodore 12, 62–63, 67–69, 71–77 passim, 81
 Rove, Karl 155

S ———

Schlesinger Jr., Arthur M. 10, 35, 74, 161
 Schlesinger, James R. 35
 Schmitt, Carl 32 A. 89, 154
 Scopes, John Thomas 134
 Scott, Walter 22
 Shultz, George 35
 Smith, Adam 28, 72
 Smith, Al Solon 123, 135
 Spencer, Herbert 77, 113 A. 43
 Spengler, Oswald 112
 Staël, Madame de 45
 Stern, Fritz 114
 Stevenson, Adlai 35, 115, 132
 Stouffer, Samuel 118
 Sunday, Billy 131–132
 Suskind, Ron 155
 Swados, Felicia 104 A. 7
 Swallows, Silas C. 66

T ———

Taft, William Howard 12, 62–63, 67, 69–72, 74, 77–79, 81
 Tennyson, Alfred 58
 Themistokles 23 A. 49
 Thoreau, Henry 50
 Tilden, Samuel J. 66
 Tocqueville, Alexis de 62, 66, 157
 Trilling, Lionel 111
 Trump, Donald J. 10, 62, 129, 143, 147, 152–155, 158
 Turner, Frederick J. 68, 106, 108 A. 22,
 Tyler, John 66

V ———

Veblen, Thorstein 103, 111, 113
 Vettori, Francesco 25
 Voss, Louis 96

W ———

Wallace, George 151
 Washington, George 36, 65
 Welter, Barbara 44–46, 51, 58
 Whitehead, Alfred N. 112
 Whitman, Walt 151
 Whyte, William H. 119, 121
 Wilson, Woodrow 12, 62–63, 67–68, 72–74, 77, 79–81, 137
 Woodward, C. Vann 118
 Wright, Louis B. 122